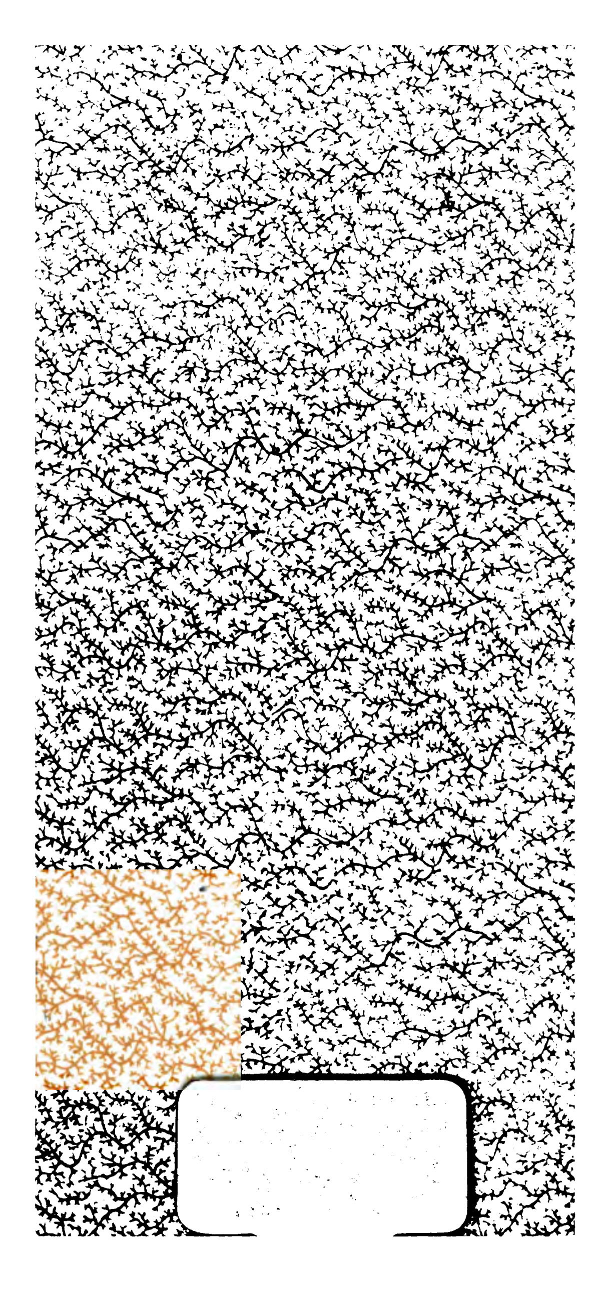
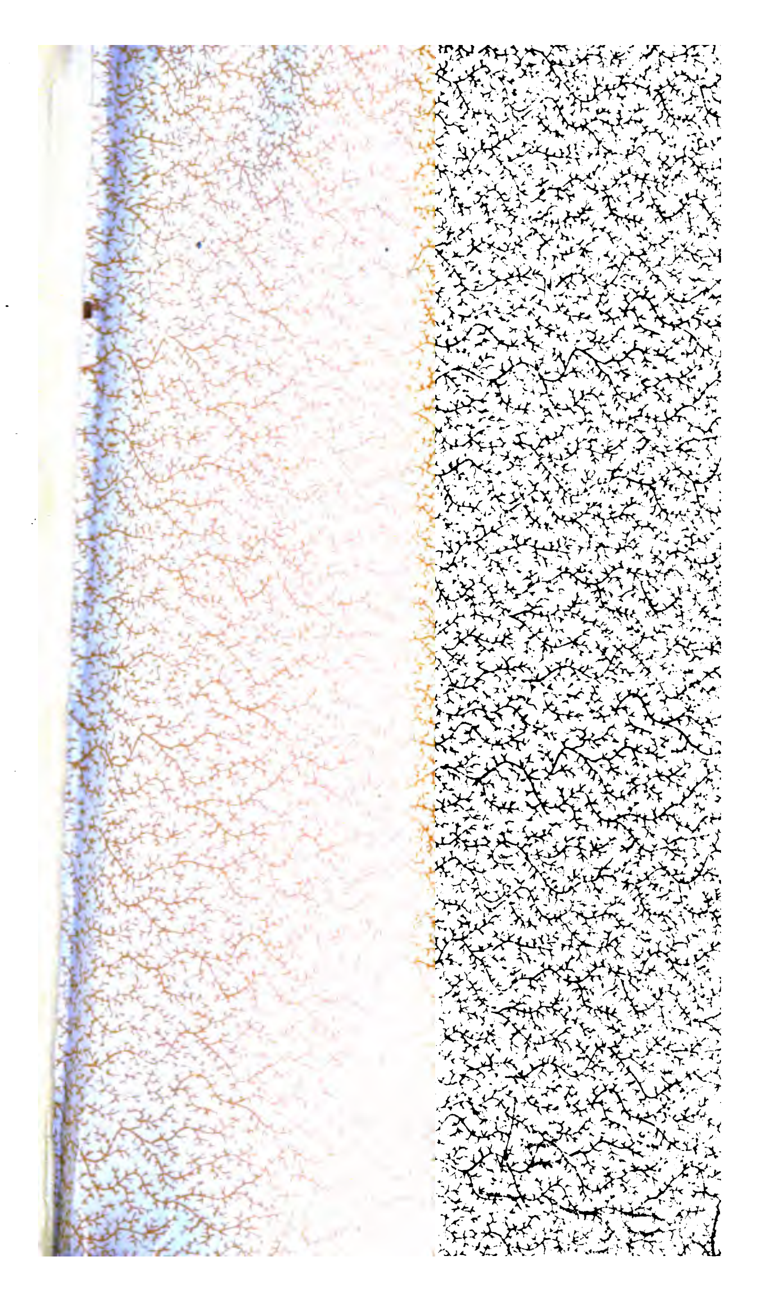
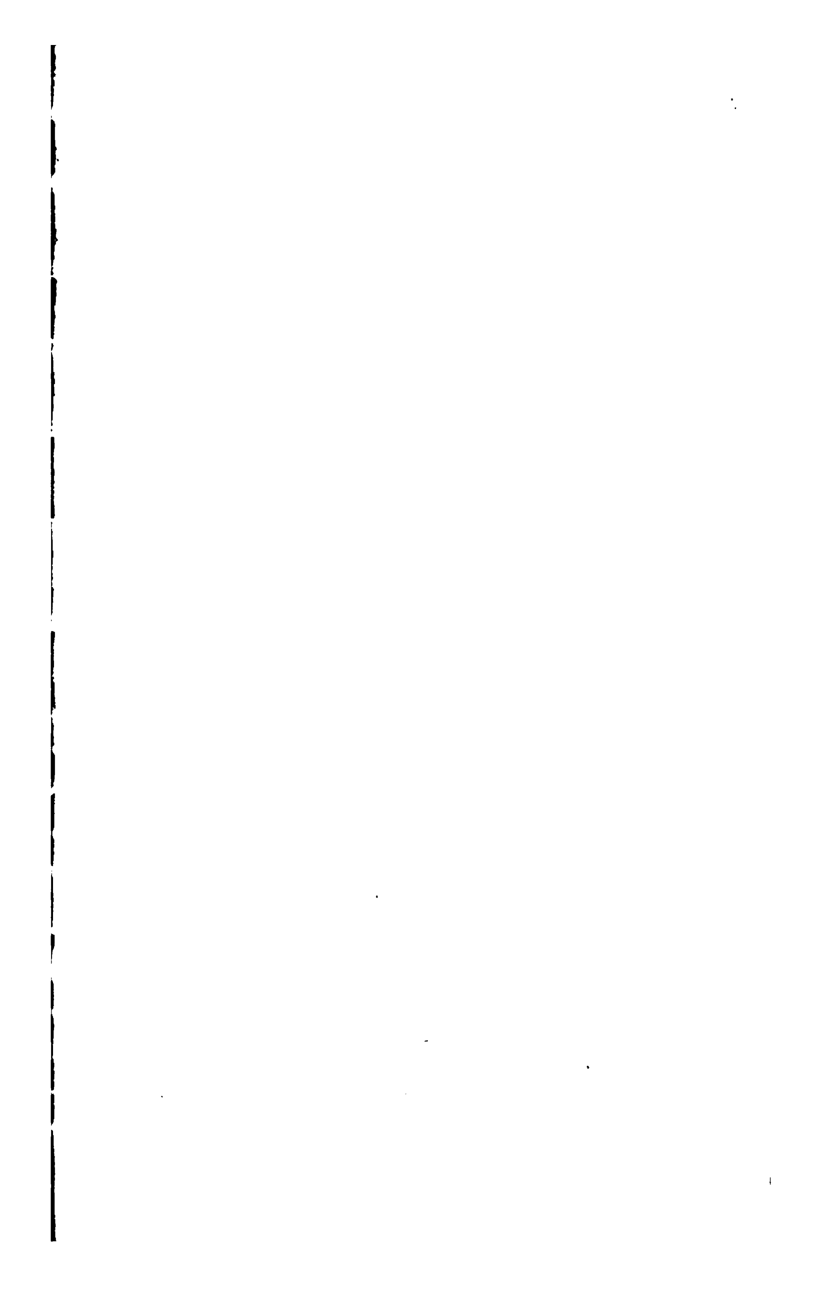
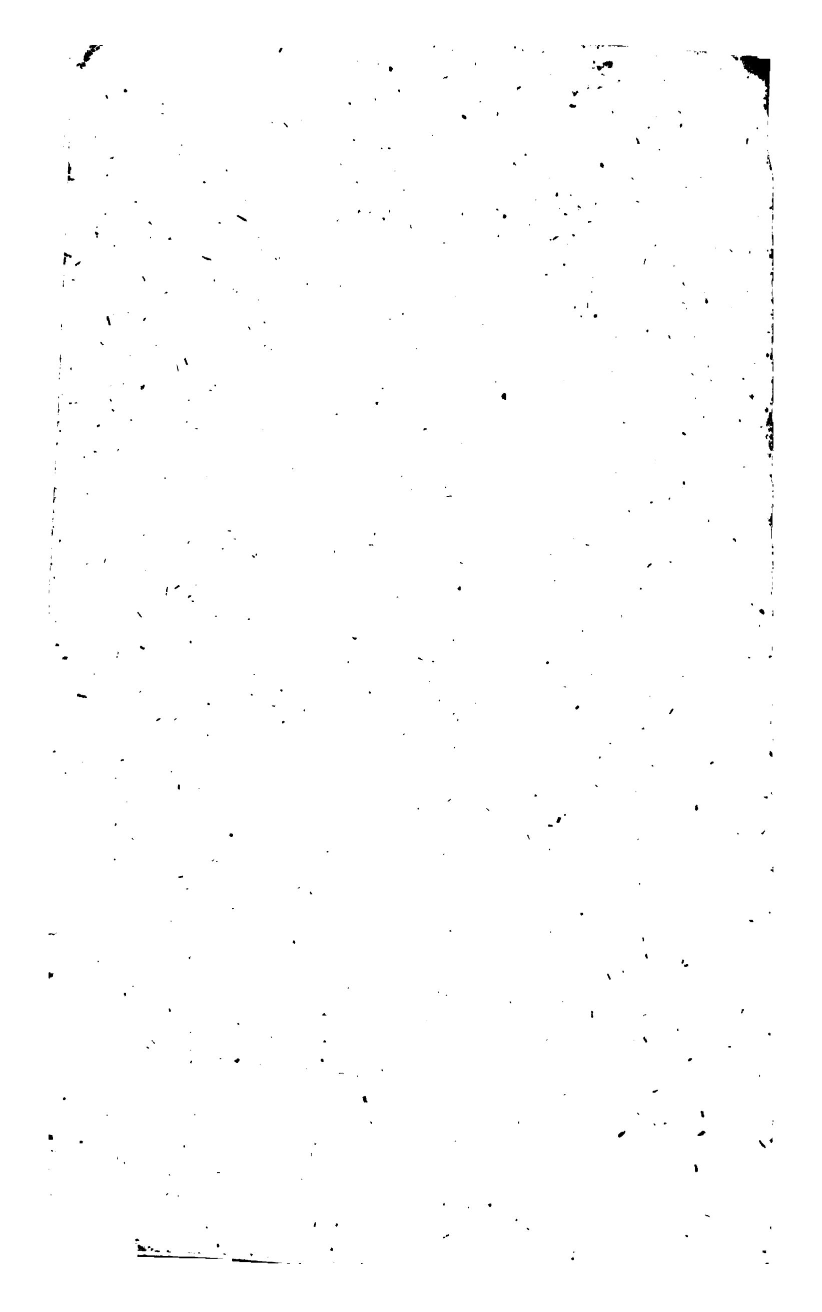










Reise- und Rasttage

in der

Normandie.

Erster Band.



Reise- und Rasttage

in der

Normandie

von

J. Venedey.

Erster Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1838.

Sie verzeihen es sicher einem Freunde, wenn ihn die Erkenntlichkeit treibt, Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, und Ihren Namen an die Spitze seines Werkes zu setzen. Sollte mein Buch einigen Werth haben, und nicht wie die Eintagsfliege mit dem nächsten Abendrothe untergehen, so will ich, daß der Name des Mannes, in dessen Familie ich vergessen lernte, daß ich in Frankreich fremd und schutzlos war, dasselbe auf seinen Irrfahrten begleite.

Havre, im Januar 1838.

Ihr Freund

J. Venedey.

Meinem Freunde

Friedrich Wanner,

aus Nidau in der Schweiz,

Kaufmann

in

Havre.

Inhalt.

I.

Das Land.

Das Land.

März, — 1837.

Seit vier Jahren — ich mußte oft nachrechnen, um zu glauben, daß es nur vier Jahre und nicht eben so viele Jahrzehende — hatte ich Deutschland nicht wieder gesehen; das Geschick, der Zufall, mein Glück oder mein böser Stern hatten mich in Frankreichs Hauptstadt festgebannt, und ich hielt oft, wie die Zeit mich zu betrügen schien, auch das Meilenmaß für eine Lüge. Nur hundert und etliche Stunden von Paris fließt der Rhein, und an seinen Ufern wohnen Deutsche, und das Land, die Berge, die Bäume, jede Quelle spricht die deutsche Sprache. Und hier? Wie ist alles so ganz anders! die Natur und die Menschen blieben mir ferne, wie sie mich auch zu sich hinzogen, wie ich mich auch ihnen anzuschließen strebte. Ich hörte ihre Sprache, verstand die Worte,

aber ihr Wesen war mir fremd. Wenn es mir oft unter den kalten Menschen zu enge wurde in der großen Stadt, floh ich wohl hinaus, in der freien Natur meinem Herzen Luft zu machen. Aber dann kam es mir stets vor, als sei die Natur so kalt, so berechnend wie die Menschen, und ich ahnete eine Wechselwirkung zwischen beiden, die mich erschütterte und mich erhob.

Was ich in der Umgegend von Paris oft geahnet, die Wechselwirkung zwischen dem Menschen und der Natur, wurde mir hier in der Normandie nur noch klarer. Die alten Normannen waren deutschen Stammes, und es fließt des deutschen Blutes noch viel in den Adern des heutigen Normannen. Das Land aber ist rein deutsch: in den Städten muß man bei jedem Schritt an Deutschland denken, und auf dem Lande lächeln uns jeder Hof und jede Hütte, der Baum und die Hecke wie alte Bekannte an, und rufen uns auf deutsch ihr: Willkommen! zu. Man könnte Nürnberg oder Köln an die Stelle hinsetzen, wo Rouen steht, oder Nürnberg neben Rouen, und um die letzte Straßenecke Nürnbergs in die erste Straße Rouens einbiegend, würde man sicher nicht merken, daß man aus einer deutschen Stadt in eine französische eingetreten.

Der Normanne hat noch heute die Grundzüge des germanischen Charakters. Er ist gutherzig, kräftig, flei=

ßig und tapfer; und in all diesen Eigenschaften, die man allerdings oft genug auch bei den übrigen Franzosen findet, unterscheidet er sich von diesem durch seine Ausdauer. Der Franzose ist leicht erregbar, zum Guten wie zum Schlimmen, und ist gerade durch diese Erregbarkeit dem Wechsel ausgesetzt. Der Normanne hält fest an dem, was er einmal recht gewollt hat, und arbeitet still fort, bis er sein Ziel erreicht. Kein Bewohner einer französischen Provinz, mit Ausnahme vielleicht des Elsäßers, hat eine solche Anhänglichkeit an sein Geburtsland wie der Normanne. Er kennt das Heimweh, wohl nicht in dem Grade wie der Schweizer und der Süddeutsche, aber doch wie der Norddeutsche, und sein Herz pocht in lauten Schlägen, wenn er das vielbekannte Lied: La Normandie, singen hört. Er hängt mehr als beinahe alle andern Franzosen an dem Bestehenden, an der hergebrachten Gewohnheit. Wie der Schwabe, sprach er Jahrhunderte lang von dem alten, guten Rechte, und die meisten, wenn auch noch so absoluten Regierungen in Frankreich sahen sich genöthigt, dies alte, gute Recht anzuerkennen, wenigstens zum Scheine; und mit diesem Scheine begnügte sich der Normanne dann auch meist und verleugnete auch hier seine Herkunft nicht. Denselben Gegensatz zwischen Heimathsliebe und Wanderlust, der sich im deutschen Charakter ausspricht, findet sich auch beim Normannen, und

wie der Germane aller Stämme, so ist auch der Normanne ein Abenteurer. Fast alle Entdeckungen, die die Franzosen in fremden Weltgegenden gemacht haben, danken sie dieser Eigenschaft der Normannen, deren Seewölfe vor Zeiten der Schrecken aller Kauffahrer und selbst der Kriegsflotten waren, so wie die Schiffe der Normannen noch heute alle Meere durchfurchen. Endlich könnte man in Frankreich eben so gut sagen: querelle normande, wie man sagt: querelle allemande; denn der Normanne steht in dem Rufe, die meisten Prozesse zu haben und in ihnen einen wahren Genuß zu finden. Ich kenne in Rouen einen Mann, der mit seinem Neffen, seinem einzigen Erben, den er herzlich liebte, einen Prozeß anfing wegen eines Formfehlers in einem Contrakte, den der Neffe zu vernichten und durch einen andern zu ersetzen erbötig war, worein aber der Onkel nicht willigte, um die schöne Gelegenheit, nach vielen verlorenen Prozessen auch einmal einen zu gewinnen, nicht aus der Hand zu geben. Und dergleichen Beispiele wiederholen sich oft genug, weßwegen denn auch der Advokatenstand in der Normandie in sehr blühenden Verhältnissen lebt, und trotz der Revolution und ihren Neuerungen noch immer Küche, Keller, Schweinstall und Hühnerhof von den Geschenken seiner Clienten gefüllt sieht.

Wie der Normanne dem Deutschen, so ist die Nor-

mandie Deutschland nahe verwandt. Die Städte zeichnen sich, wie die alten deutschen, meist durch ihre gothischen Kirchen und Stadthäuser, durch enge Gassen, so wie durch große, hohe, dunkle Häuser mit kleinen, engen Fenstern aus. Das Aeussere war ihnen beim Hause, wie den alten Deutschen, Nebensache, das Innere Hauptsache; die deutsch-normännische Gemüthlichkeit brauchte nur so große Fenster, als nöthig war, um Licht zu erhalten und ungestört im Innern des Hauses walten zu können. Auf dem Lande sieht man, wie in Deutschland und England, eine Menge einzeln gelegener Höfe mit einem Erdwalle, der das Haus und den Obstgarten umgibt und so den altdeutschen Hag bildet, und wie in Deutschland, sieht man in der reichen Normandie viele dieser Höfe und ihre Nebengebäude mit Stroh bedeckt. Um diese Höfe herum aber blühen die schönsten Fruchtfelder von ganz Frankreich, und normännischer Fleiß und Ausdauer, mit Hülfe von Gesetzen, im Geiste des alten Germaniens, die Freiheit und Selbstständigkeit schützend, haben hier in Mitten Frankreichs eine Insel geschaffen, die ein Paradies an Fruchtbarkeit und Fülle ist.

Die Normandie ist die reichste Provinz von ganz Frankreich. Ackerbau, Viehzucht, Fabrikation und Handel stehen auf einer so hohen Stufe, wie, wenigstens in diesem Umfange, kaum irgendwo in Europa. Die Ober-

fläche des Landes beträgt ungefähr ein Siebzehntel von ganz Frankreich; auf derselben wohnten (1832) 2,645,798 Menschen, etwa der zwölfte Theil der Einwohnerzahl von Frankreich, und die Territorialeinkünfte betrugen (1833) 176,200,000 Fr., was etwa den neunten Theil aller Territorialeinkünfte von Frankreich ausmacht, so daß hier die Erde ungefähr doppelt so viel einträgt, wie in den übrigen Theilen von Frankreich. Der Ertrag eines Hectars ist im Durchschnitte für ganz Frankreich 28 Fr. 55 Cent., für die Normandie 53 Fr. 69 Cent. In dem Departement Seine inférieure ist dieser Ertrag auf Ackerland 100 Fr., auf Weinbergen 112 Fr., auf Wiesen 84 Fr., auf Holzungen 108 Fr.; die Normandie liefert jährlich etwa 5,600,000 Hectolitres Weizen, 1,316,000 Hect. Roggen und Mangkorn, 1,731,000 Hect. Buchweizen, 1,475,000 Hect. Gerste, 414,700 Hect. Kartoffeln und 2,668,000 Hect. Hafer. Die Viehzucht ist in eben so blühendem Zustande: 89,340 Ochsen, 9144 Zuchtochsen, 302,797 Kühe, 54,673 Farse und 311,041 Pferde (1816) sind ein Beweis dafür. Die Normandie liefert jährlich an 2,300,000 Kilogramme Schurwolle, und zwar hievon etwa 60,000 Kilogr. Merinowolle und 540,000 Kilogr. Metiswolle. Ein einziges Arrondissement des Unterseinedepartements, das von Neuchatel mit etwa 85,000 Einw., liefert 1,621,921 Hect. Äpfel- und Birnenwein. In Bezug auf Handel und

Industrie ist die Normandie ebenfalls der blühendste Theil von ganz Frankreich. Havre ist seine erste Handelsstadt; Rouen, Elbeuf, Bolbne sind durch ihre Manufakturen berühmt.

Der Fleiß, die Ausdauer der Bewohner der Normandie ist unstreitig vielfach die Quelle dieses blühenden Zustands der Provinz; aber es ist nicht zu verkennen, daß auch die Institutionen, die die Normannen hieher verpflanzten, hiezu sehr viel beigetragen haben, und wohl am Ende die Hauptsache sind.

Die Normännen waren ein paar Jahrhunderte der Schrecken von ganz Europa, und seit einem Jahrtausende wird ihr Name da, wo sie durchzogen, mit innerem Schauer genannt; denn sie waren furchtbar im Kampfe und ihre Siegesgesetze oft schrecklich für den Besiegten. Aber wo sie hinkamen und lange genug blieben, um säen zu können, da legten sie einen Keim in den Boden, der goldene Früchte trug, und dieser Keim hieß: Freiheit. Sieger und Besiegte ernteten die schöne Frucht, die er trieb. Schon Carl der Große sah im Geiste, daß diese kecken Söhne des Nordens zu gewaltig, zu frei, zu kräftig für seine entarteten Franken waren; und als er in dem Hafen von Maguelone ihre Segel erblickte, da weinte der eisenharte Besieger der Mauren und Sachsen Thränen, die zu einer blutigen Prophezeihung für sein Volk wurden.

In diesen Thränen aber lag gegen ihn selbst die härteste Anklage, und wer weiß, ob er nicht eher über sich als über seines Volkes zukünftiges Unglück weinte. Denn wahrlich, ohne Carl des Großen endlose Kriege, ohne seine Herrschsucht, die seines Volkes Kraft auffraß, wie der Rost den gesunden Stahl, die es zwang, seine Freiheit zu verkaufen, um das Leben zu fristen, und die den Rest der freien Männer auf den Schlachtfeldern nutzlos opferte, würden die Normannen nie im Stande gewesen sein, die Franken so zu Paaren zu treiben, wie dies nach Carls Tode geschehen ist. Es ist überhaupt eine eigene Sache um die großen Männer in der Geschichte, und die meisten sind eher die verwöhnten Schooskinder einer Vergangenheit, die ihnen Alles vorgearbeitet hat, als die starken Väter einer von ihnen geschaffenen Zukunft. Und nur weil die Völker ein zähes Leben haben, und oft erst ein Jahrtausend später an den Eiterbeulen sterben, die ihnen eine Hezjagd, wie die eines Carl des Großen, zugezogen hat, und sie unterdeß mitunter ganz frisch ausgesehen haben, geht man in ihrer Krankheitsgeschichte nicht bis auf den Ursprung zurück. Wenn Carls des Großen ganzes Streben einen Sinn haben soll, so muß man ihm die Absicht unterstellen, die germanischen Völker zu einer Einheit zu zwingen, ein einiges Germanien als den Erbhalter Roms zu schaffen. Aber die, die ihm diese Absicht

wohlfeilen Kaufes unterstellen, kümmern sich wenig darum, daß der große Carl sie selbst Lügen strafte, indem er das einige Germanien unter seine Söhne theilte. Aber wenn er dies nicht wollte, was beabsichtigte er denn? Man fragt seit einem Jahrtausend bei der Geschichte an, ohne daß diese eine Antwort gab; denn sie sagt uns nur, daß er die Institutionen Germaniens zernichtete, indem er das Volk in den Gerichten durch bestellte königliche Richter ersetzte, indem er seine Kraft brach, es zwang, sich und seine Freiheit zu verkaufen; daß er endlich viele Schlachten geliefert, viele Völker unterjocht, und ein großer Kriegsheld und Herrscher gewesen. Seine Nachfolger waren nicht mehr im Stande, den Streifzügen der Normannen sich zu widersetzen, denn sie stritten unter sich um das einige große Reich des Kaisers, und fanden ein Volk vor, dessen letzte Kraft der große Kaiser vergeudet hatte. Ein paar tausend Normannen reichten jetzt hin, in das Herz des Frankenreichs vorzubringen, und Alles niederzuschmettern, was sich ihnen zu widersetzen wagte; denn sie waren tapfer, wie vor Carl die Franken, und sie waren frei, was diese nicht mehr waren, und im Gefühle ihrer Freiheit waren sie stolz, keck, gewaltig und unbesiegbar. Im Jahr 876 eroberte Rollo Rouen; er durchzog von hier aus Frankreich mit seinen siegreichen Schaaren, und Rollo, der kecke, wilde Normann, der

Führer jener ungebändigten Schaaren, von denen alle zeitgenossischen Chroniken beinahe wie von wilden Thieren, Pest und Hungersnoth sprechen, wurde der Gesetzgeber seines Volks, und diese Gesetze eines Barbaren waren die Ursache des schnellen Aufblühens und der Keim zum spätern Wohlstande des Landes. Seine Gesetzgebung bekundet, daß er seine Normannen, ihre Freiheit und Selbstständigkeit so hoch achtete, als sie selbst sie schätzten. Jeden, der die öffentliche Ruhe störte, traf nach derselben die Verbannung, und die strengste Strafe war über den Diebstahl verhängt. Die Wirksamkeit dieser Strenge, oder wohl noch mehr den rechtlichen Sinn des Volkes beweist eine Anekdote, welche die Geschichte aufbewahrt hat. Rollo, ermüdet von der Jagd, legte sich im Walde von Roumare nieder, um auszuruhen. Er hing sein werthvolles Armband an einen Baum, und vergaß es nachher wegzunehmen. Und so hing es hier drei Jahre lang, ohne daß Jemand es wagte, oder es über sich gewinnen konnte, es sich zuzueignen.

Nachdem Rollo mit dem Könige der Franzosen Friede geschlossen, berief er seine Stände, um mit ihnen über das Beste des Landes zu berathen, und die Versammlung bestand aus den Bischöfen und Baronen, aus den Mairen und Schöffen der Städte und aus den Vorstehern der Hundert- und Zehntgemeinden, so wie überdies

noch aus vielen andern weisen Männern (sacyes hommes). Es waren dies die Vertreter der Geistlichkeit, des Adels, der Städter und des Landvolkes, also der ganzen Bevölkerung. In Frankreich gab es zu jener Zeit kein Volk mehr, denn Carl der Große, noch mehr die nach ihm kommenden Könige hatten dasselbe ganz aus dem öffentlichen Leben verdrängt, und erst vier hundert Jahre später, im 14ten Jahrhundert, berief zum ersten Male wieder Philipp der Schöne den Tiers-état zu den Sizzungen der Generalstaaten. Wie Rollo für die Vertretung des Volkes sorgte, oder besser, wie ihn das germanische Princip, wie Herkommen und Sitte der Normannen ihn hierzu zwangen, so zwangen sie ihn auch, für eine gute Rechtspflege zu sorgen. Der Echiquier der Normandie, eine Art Geschwornengericht, war der höchste Gerichtshof, der bald in Rouen, bald in Caen, Bayeux, oder Falaise zu Gericht saß und das Volk gegen Unrecht in Schutz nahm.

Die Folgen dieser Institutionen zeigten sich sehr bald, und während im übrigen Frankreich oft die schrecklichste Hungersnoth herrschte, während das Volk dort so unglücklich als möglich war, hob sich die Normandie schon unter dem zweiten Herzoge, Wilhelm Langschwert, zu einer Blüthe, die selbst die ewigen Kämpfe mit den Franzosen nicht zu vernichten im Stande waren.

Alle Herzoge haben die ursprünglichen Institutionen, die sie aus ihrem Mutterlande mitbrachten, im Allgemeinen geachtet, wenn auch Beispiele genug vorkommen mochten, wo sie dieselben im Einzelnen zu umgehen wußten. Selbst der kecke Robert, dem der Schrecken, welchen sein Schwert verbreitete, vielleicht ein Scherz, den er selbst auf dem Sterbebette machte, *) den Namen: der Teufel, erwarb, der den Adel verhöhnte, indem er Harlotte, die Tochter eines Gerbers von Falaise, zu seiner Frau und zur Mutter Wilhelm des Eroberers machte, beugte sich vor den Gesetzen seiner Ahnen. Und derselbe Wilhelm der Eroberer, in dessen Adern plebejisches und fürstliches Blut sich mischten, wie in seinem Herzen Kraft und Stolz, der das Geschick und dessen Fingerzeige, als es ihn durch Stürme in Fecamp festhielt und als er beim Aussteigen aus seinem Schiffe auf Englands Boden fiel, Lügen strafte; der Aebte und Prälaten in ihre Grenzen zurückwies, den Adel durch einen Gottesfrieden und das Volk durch eine gesetzliche Feier-

*) Er war, als er aus Palästina zurückkam, unterwegs krank geworden und ließ sich von vier Mohren auf einer Bahre tragen. Ein Normann, der ihm in diesem Aufzuge begegnete, fragte ihn, ob er keine Botschaft in seine Länder mitzugeben habe. „Du sagst," antwortete Robert, „daß du mich von vier Teufeln hast in's Paradies geleiten sehen."

stunde, nach welcher sich Jeder in sein Haus zurückziehen mußte, meisterte — selbst Wilhelm achtete dieselben, und wagte nicht, seinen Zug nach England zu beginnen, ohne zuvor den Adel, die Geistlichkeit und den dritten Stand um Rath gefragt zu haben. Eine Anekdote aber, die die Geschichte aufbewahrt hat, zeigt, wie auch das Volk das Andenken seines Rechts nicht verloren und wie es dem Fürsten selbst gegenüber es zu behaupten wußte. Wilhelm, der Eroberer Englands, war gestorben und sollte in Caen begraben werden. Als aber seine Leiche bei seiner Grabstätte niedergesetzt wurde, da hörte man aus der Menge hervor den Horroruf der alten Normannen erschallen. Ein schlichter Bürger von Caen, Namens Asselin, trat hervor und sagte, daß die Stelle, auf der man den König begraben wolle, sein Eigenthum sei, welches ihm der König unrechtmäßiger Weise entzogen habe; er widersetzte sich der Beisetzung des Königs, wenn ihm nicht vorher sein Recht geschehe, und Ersatz für das ihm unrechtmäßig entzogene Eigenthum geleistet werde, und berief sich hierbei auf Rollo, der einst gesagt habe: „Je mächtiger ein Mann, desto mehr Unterthänigkeit ist er dem Gesetze schuldig.“ Das war das Benehmen eines schlichten Bürgers, dem Erben der Macht und des Ansehens Wilhelm des Eroberers gegenüber. Und dieser achtete das Recht des Bürgers und zahlte ihm den Preis,

den er für das Grab eines Königs, seines Feindes, forderte. Es liegt in dieser einzigen Anekdote mehr Stoff zu einer Würdigung des Zustandes des damaligen normannischen Volkes, als in allen Gesetzen jener Zeit zusammen.

Die Normandie übte von dem Augenblicke an, wo sie durch Germanen zu einem eigenen Herzogthume erhoben war, den entschiedensten Einfluß auf das Geschick Frankreichs aus. Schon der dritte Herzog der Normandie gab Frankreich ein neues Königsgeschlecht, das der Capets. Richard I., Herzog der Normandie, war Hugo Capets Vormund und die Seele der Generalstaaten von Nayon, wo (987) Lothar entsetzt und der Graf von Paris als König ausgerufen wurde. Erst von jetzt an wurde Paris die Hauptstadt Frankreichs, und in diesem Umstande allein liegt ein Gewicht, das nicht wieder aufhörte, sich in den Wagschalen der Geschichte geltend zu machen. Robert, der Teufel, oder besser, le magnifique, sicherte Heinrich I. seine Krone gegen dessen eigne Mutter Constanze und seinen Bruder, und seit Wilhelm dem Eroberer drehte sich über anderthalb Jahrhunderte die Geschichte Frankreichs um die Normandie wie das Rad um seine Achse.

Der Einfluß der Normandie auf ganz Europa war nicht minder bedeutend, wenn man bedenkt, daß es Nor-

mannen waren, die den Papst in Italien schützten und ihm zugleich Gesetze vorschrieben, und daß es ein Normanne war, der durch die Eroberung Englands die Institutionen dieses Landes änderte und seinen Einfluß auf die Verhältnisse des Continents begründete.

Unter Johann ohne Land, dem Neffen und Nachfolger Richards Löwenherz, kam (1204, 292 Jahre nach Rollo) die Normandie wieder an Frankreich. Aber die Wiedervereinigung mit letzterem hat weder den Charakter des Volks noch die Bedeutung der Provinz in der Geschichte des Mutterlandes geändert. Der Geist der Selbstständigkeit, der durch die germanischen Institutionen in's Volk übergegangen war, zwang schon Ludwig X. (1315), eine neue Charte normande zu geben, die oft bestätigt, beinahe in allen königlichen Ordonnanzen angeführt, aber allerdings noch öfter umgangen wurde; denn wie die Deutschen späterer Zeiten überhaupt, begnügten sich auch die Normannen damit, daß man ihr Recht wenigstens in der Form anerkenne. Endlich sah das sechzehnte Jahrhundert noch ein anderes normännisches Gesetzbuch, die Coutume de Normandie, von dem edlen Kanzler l'Hopital verfaßt, entstehen, und so mußte man noch in dieser Zeit der allgemeinen Rechtlosigkeit den Institutionen der alten Normannen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der Einfluß der Normandie auf das Geschick Frank-

reichs tritt auch später noch mehrere Male klar in der Geschichte hervor; und zwar zuerst in den Kämpfen zwischen England und Frankreich, die von 1339 an über 120 Jahre wütheten; dann aber besonders zur Zeit der Reformation. Nirgends in Frankreich fand die Reformation so viele und so ergebene Anhänger als in der Normandie; der selbstständige Geist des Volks, der sich durch Jahrhunderte hindurch erhalten hatte, der blühende Zustand der Provinz, der dem Volke Zeit ließ, über sich selbst und seinen Glauben nachzudenken, der verhältnißmäßig hohe Bildungsstand des ganzen Landes, endlich die geistige Verwandtschaft mit den Ländern, die zuerst sich für die Kirchenreform erklärt hatten, mußten in diesem Theile Frankreichs den Anhängern der Reformation Eingang und Schüler verschaffen, und bald war die Mehrzahl des Volkes derselben gewonnen. Dann aber begannen die Verfolgungen. Das Parlament zu Rouen war Mordwerkzeug einer Medicis, und schleuderte seine Brandfackeln in das ganze Land nach allen Seiten hin, wo ein Gedanke aufzutauchen wagte. Coligny flehte im Namen der unglücklichen Normannen zu den Füßen Franz II. um die Gnade der Geistesfreiheit, und die Antwort, die er erhielt, waren neue Scheiterhaufen, neues Jammergeschrei der unglücklichen Opfer in der Normandie. Da erhob sich das Volk, und das Parlament mußte aus Rouen

fliehen und schlug seinen Sitz in Louviers auf. Rouen aber wurde von den königlichen Truppen belagert, mit Sturm genommen, und die Anhänger der neuen Lehre besiegelten dieselbe abermals mit ihrem Blute. Condé und Coligny fanden die Kämpfer, mit welchen sie bald dem Könige Gesetze vorschreiben sollten, in der Normandie, und der Letztere beherrschte die ganze Provinz von Caen aus, bis der Friede von Amboise beide Heere vereinigte, um gemeinschaftlich die Engländer aus Havre zu vertreiben. Die Bartholomäusnacht erlaubte endlich dem Könige von Frankreich zu sagen: l'ordre regne maintenant en France, und fortan wurden in Frankreich nur noch Nachklänge des Kampfes zwischen Katholicismus und Protestantismus gehört, die zuletzt in einem größern Kampfe verhallten, der in der Schule begann und von hier aus auf die Rednerbühne, den Wahlplatz und die Guillotine überging, und wer weiß wo dereinst endigen wird. Wie sehr aber der Protestantismus in der Normandie Wurzel gefaßt hatte, beweist der Umstand, daß nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nicht weniger als 185,000 Normannen auswanderten und über 26,000 Wohnungen leer ließen.

Die Geschichte der Normandie zeigt uns eine Wahrheit, auf die wir oft in der Geschichte der neuen Zeit stoßen: hier vor Allem beurkundet sich der Beruf des ger-

manischen Prinzips als der Weltpropaganda dieser Zeit. Mit Feuer und Schwert treten die Söhne des Nordens hier auf, und Anfangs sehen wir nichts als Zerstörung, und die Menschheit stößt einen Jammerruf aus, als ob die Geißel Gottes über sie gekommen. Aber noch sind die Trümmer der unter ihrem Fuße zusammengebrochenen Städte nicht aufgeräumt, noch rauchen die niedergebrannten Wohnungen, und wir sehen die Keime einer andern Zukunft, die Keime der Freiheit und des Wohlstandes aus der Erde sprießen, und der Hülferuf der gescheuchten Menschheit war nur der Vorbote des Freudenjubels oder des stillen Wohlbehagens der nächsten Nachkommen. Die Normandie *scheint* dann aber auch die Unfähigkeit des germanischen Prinzips, einen bleibenden Staat zu begründen, zu bestätigen. Allerdings verschwand die Normandie als solche nach ein paar Jahrhunderten aus der Geschichte, und tauchte in der von Frankreich unter. Bedenkt man aber, daß ihr Fortbestehen nur deßwegen unmöglich war, weil sie eine Kolonie von England wurde und die hieraus entstehenden Verhältnisse den Blick und das Interesse eines großen Theils der Einwohner der Normandie von England ab und nach Frankreich hinlenkten, daß endlich die gräßliche Einfalt eines Johann ohne Land wohl mehr als Alles, was als germanisches Prinzip in der Normandie keimte, die Ursache der Wiedervereinigung des Landes mit

Frankreich ist, so hört sie auf, ein Beweis für diese Ansicht zu sein. England aber ist ein Beweis für das Gegentheil, für die schaffende und erhaltende Kraft des germanischen Princips. Die urdeutschen Institutionen haben hier den vollständigsten Sieg davon getragen, und was Fremdes in den englischen Gesetzen geblieben ist, war nicht im Stande, jene aufzuwiegen oder sie in ihrem Fortschritte zu hindern.

In Deutschland selbst und in den zunächst aus dem Untergange Roms hervorgegangenen germanischen Staaten hat nur das Schwert die Römer besiegt, nie das germanische Princip bleibend das römische. Das Kaiserthum, das ganze Gesetzesgebäude in Deutschland waren stets mehr römisch als germanisch, und wenn hier sich eine Unfruchtbarkeit gezeigt hat, so ist dies nur die Folge einer Ehe zwischen Gattungen, die sich fremd sind und nicht miteinander zeugen können; nur die Folge des fortbestehenden Kampfes zwischen Rom und Germanien, der die Kräfte absorbirt und an keine neuen Schöpfungen denken läßt. In Frankreich war dies lange ebenfalls der Fall; aber endlich besiegte, wie die römische Sprache die später eingewanderte, so auch das römische Princip das germanische. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts trat das letztere wieder in die Schranken, und es war mehr als eine Aefferei, wenn Napoleon an Carl den Großen dachte. Der Kampf dauert fort; wie er enden wird,

wissen die unterirdischen Mächte, die den Faden des Geschicks spinnen. Aber schon dieser zweitausendjährige Kampf zeugt wenigstens für die innere Lebenskraft des deutschen Geistes.

II.

H a v r e.



Havre.

März, — 1837.

Man braucht sich nur den Plan von Havre anzusehen, um sich gleich zu überzeugen, daß es eine neue Stadt ist. Die Straßen sind meist nach der Schnur gemessen und geregelt, und so baut man nur in neuerer Zeit, oder besser, so baut man nur, wenn man Städte anlegt und sie sich nicht — um in einem mir gerade jetzt nahe liegenden Bilde zu sprechen — angeschwemmt haben. Die alten Städte entstanden, indem man erst ein Haus an diese oder jene Stelle baute, dann wieder eines, und so fort, bis endlich ein Dorf, ein Flecken, eine Stadt daraus wurde. In der neuern Zeit ist es oft der Gedanke eines Einzelnen, der eine Stadt schafft und dann sie gleich in regelrechter Form baut. — Franz I. ist der Gründer von Havre, an dessen Stelle vorher nur ein-

zelne Fischerhütten standen. Er wollte in dieser Stadt eine Vormauer gegen die Einfälle der Engländer in die Normandie errichten, was ihm auch theilweise gelungen zu seyn scheint, denn mehrmals wurde Havre von den Engländern vergebens beschossen. Eine andere Absicht, die er bei der Erbauung der neuen Stadt hatte, ist dagegen gänzlich fehlgeschlagen. Die Stadt sollte Françoisville heißen und seinen Namen somit verewigen. Aber der Zufall und das Geschick sprachen: veto, und so hieß die Stadt erst Havre de Notre-Dame de Grace, dann Havre de Grace, eine Zeitlang gar Havre de Marat — so spielt das Geschick mitunter: Franz I., Notre-Dame de Grace und Marat! — und endlich schlichtweg Havre, was wohl der bezeichnendste Name ist, den man ihr hätte geben können. Der erste Umfang der Stadt war viel bedeutender als der gegenwärtige. Er enthielt drei Quartiers, das der Notre-Dame, der Barres und Percanville (Parc-en-ville.) Das Letztere wurde unter Heinrich II. ganz, das der Barres zum Theil durch neue Ringmauern ausgeschlossen. Aber unter Ludwig XVI. mußte die Stadt wieder vergrößert werden, und es wurde das Quartier der Basse-ville hinzugebaut. Gegenwärtig ist zum zweiten Male eine Vergrößerung der Stadt nothwendig geworden, und es wird sicher nicht lange dauern, bis man abermals die Ringmauern niederreißt, um dem Handel

größeren Spielraum zu geben. Ueberhaupt ist es für den Handel in Havre lästig, daß die Stadt eine Festung ist.

Es gibt große und viele Bücher über die Geschichte von Havre. Aber man braucht nur die Straßen zu durchziehen, um sich zu überzeugen, daß diese glatten Häuser und Häuschen keine Geschichte haben. Es geht Havre wie dem schlichten Manne, von dem die Nachbarn nichts Gutes und nichts Böses zu sagen wissen, wie dem braven Könige, von dem die Nachwelt kaum den Namen kennt. Die Geschichte ist überhaupt meist nur die Chronique scandaleuse der Welt, sie weiß nur, daß sich dort ein paar Völker, von falschen Freunden gehetzt, in den Haaren gelegen haben, hier eine Maitresse Millionen verpraßt, dort ein Minister das Volk und den Fürsten in endloses Unglück gestürzt, und dort ein Eroberer sich einen Triumphbogen aus Schädeln gebaut hat. Was darüber hinaus geht, ist selten der Rede werth befunden worden. Havre hat nur wenige solcher Scandalosa oder sogenannten historischen Ereignisse erlebt. Während der Hugenottenkriege wurde es von den Anhängern des neuen Glaubens, oder des übertünchten alten Glaubens — der mich stets an einen roth und weiß bemalten gothischen Dom erinnerte — an die Engländer abgetreten, was sie aber dadurch wieder gut machten, daß sie nach dem Frieden mit ihren Glaubensfeinden gemeinsam auf die Fremden losgingen und

Havre für Frankreich wieder erobern halfen. Dann wurde Havre noch ein paar Mal belagert, und ein Mal wurden ein paar Prinzen in die von Richelieu gebaute Citadelle gesperrt. Das ist aber auch ungefähr Alles, was sich in Havre geschichtlich Merkwürdiges ereignete. Der Rest seiner Geschichte dreht sich um ein paar tausend, auf seinen Werften gebaute Kriegs- und Handelsschiffe, um so und so viel Ballen Baumwolle, so und so viel Kisten Zucker, so und so viel Fässer Wallfischthran und andere höchst friedliche, unhistorische Sachen und Ereignisse.

Wenn man die Straßen der Stadt durchzieht, so wird es einem noch klarer, daß sie nicht alt ist. Die letzten Jahrhunderte seit Franz I. waren so flach, so prosaisch und gehaltlos, wie keine vorher. Alle großen Interessen, das Volk, die Kirche, der Glaube waren aus der Geschichte abgetreten oder rangen den Todeskampf im Bauernkriege und in der Reformation. Von nun an machte nur die Laune eines Ludwig XIV., oder eines Höflings, oder einer begünstigten Schönen Geschichte, oder was man seit drei Jahrhunderten bis zu Ende des vorigen so zu nennen beliebte. Diese flache Gehaltlosigkeit aber theilte sich der ganzen Welt mit, und was auch geschah, was auch gedacht und gesprochen und selbst gebaut wurde, trägt den Stempel dieser Oede. In Havre steht er an jedem Hause, an

den Kirchthüren und über dem Altare in unverkennbaren Zügen. Die Stadt ist das Bild der Zeit, in der sie entstand, und wer diese Zeit kennt, kann, ohne ein Wort über die Geschichte Havres gelesen zu haben, das Jahrzehend oder wenigstens das Jahrhundert angeben, über welches hinaus kein Haus in dieser Stadt reicht. Unter allen öffentlichen oder Privatgebäuden der Stadt ist kaum ein einziges, das in Bezug auf seine Architektur oder seine Geschichte Erwähnung verdiente. Die Mairie, die Douane, das Arsenal, die Kirchen sind so, wie man sie aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert allerwärts sieht. Der Thurm François I., der den Eingang des Hafens wahrt, ist nur durch seine kolossalen Mauern merkwürdig, und nur durch seine schöne Aussicht und einen Fahnentelegraphen, welcher mit den Schiffen und dem Observatorium auf der Hève korrespondirt, interessant. Die Straßen sind breit und schön, und besonders die Rue de Paris, die lebendigste, gewerbreichste der Stadt, nimmt sich Abends, wenn in ihr die Bewohner von Havre beim Scheine der Gasbeleuchtung lustwandeln, ganz gut aus.

Das eigentliche Leben aber regt sich auf den Quais der verschiedenen Bassins. Es gibt der letztern außer dem Avant-port drei: das Bassin de la Barre, das du Commerce und das du Roi. Das erstere ist das größte, das letzte das kleinste. Jedes der beiden ersten kann unge-

fähr zweihundert Schiffe fassen, und man sieht in denselben beständig mehrere hundert aus allen Theilen der Welt. Wer um die Bassins herumgeht, kann sich in die Zeiten der babylonischen Sprachverwirrung versetzt glauben. Hier flucht ein Engländer oder ein Deutscher; dort singt ein Spanier oder ein Italiener ein Lied; hier wieder die kräftige Stimme eines Schweden, und dort die Nebelsprache eines Holländers. Weß Landes man auch sey, man kann sicher seyn, hier heimathliche Töne zu hören. Und wie wimmelt es auf diesen Quais! In dem Vorhafen kommen die Fischerkähne und die Dampfschiffe an oder fahren ab; da laufen die Abreisenden hinzu, da kommen die Freunde den ausgeschifften Reisenden entgegen, und haben ihre liebe Noth, sie aus den Händen der Packträger loszuwinden. Die Fischer tragen ihre Netze herbei, oder laden die Frucht des Tages aus. Auf den Quais des Bassins de la Barre wird beständig aus- und eingeladen, und tausend Hände sind beschäftigt und regen sich im Takte nach dem eintönigen Gesange der Matrosen. Hier sieht man meist die Auswanderer, die schon auf dem Lande Schiffbruch gelitten zu haben scheinen, die Reste ihrer Armuth in die Schiffe tragen. In dem Bassin du Commerce werden an der Nordseite meist die Wallfischfahrer, und weiter oben die Holzschiffe ausgeladen, und man riecht die erstern schon von Weitem, und hört bei den

letztern heimathliche norddeutsche Töne. An der Südseite ist das Leben noch reger durch die Schiffe, die ausgebessert werden. Hier wird ein Schiff auf die Seite gelegt, dort hebt sich ein anderes, ausgerüstet zum Kampfe gegen Wellen und Wogen. Aber eines der schönsten Schauspiele, die man hier sehen kann, bietet sich dar, wenn die Schiffe gebrannt werden. Ich weiß nicht, ob das Holz, das man dazu verwendet, oder das betheerte Werg, das abgebrannt wird, oder das Meerwasser, das man in's Feuer spritzt, der Flamme dieses Farbenspiel giebt; aber ich habe nie schöneres, helleres Feuer gesehen, als hier. Haushoch leckt die Flamme in den goldenen, glühenden Farben des Regenbogens an den Schiffen hinauf, wirbeln die schwarzen, phantastischen Dampfwolken um die Masten. Das Feuer ist immer eines der schönsten, erhabensten Schauspiele: es ist Leben, es ist Lust, Tanz und Jubel des sich seinem Körper entwindenden Feuergeistes; aber hier ist die Flamme die wahre Poesie des Feuers, und ich müßte in Flammen schreiben können, um sie zu beschreiben.

Die Quais sind die Stadt, sind die Seele ihres Lebens, und dort muß man sich umsehen, dort wohnen, wenn man einen Begriff von Havre haben will. Alle Straßen ringsum sind nur gleichsam die Vorstädte, nur die Adern, die dem Herzen das Blut zuführen. Wir sprechen noch oft von dem Herzen Havres; aber für heute genug.

Die Kaufleute.

März, — 1837.

Die Bewohner von Havre, 30—35,000 Seelen, sind ein buntes Gemische von Kaufleuten, Seeleuten und Arbeitern, von Franzosen und Fremden. Der Kaufmannsstand ist natürlich der erste und besteht aus den Repräsentanten aller handelnden Nationen; Franzosen, Engländer, Amerikaner, Italiener, Schweden, selbst Russen, und eine Menge Deutscher und Schweizer treiben sich auf der hiesigen Börse durcheinander und radbrechen mit mehr oder weniger Glück die französische Sprache. Die große Mehrzahl derselben will hier nur ihr Glück so schnell als möglich machen, um sich dann zurückziehen und von den Renten leben zu können. Sie sind hier nicht zu Hause; man braucht nur die Börse anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Diese ist so klein und unbedeutend, daß sie

die Menge der gegen vier Uhr zuströmenden Kaufleute nicht zu fassen im Stande ist, so daß dieselben gezwungen sind, sich vor der Börse unter freiem Himmel zu versammeln und hier dem Sturme und dem Winde — dem Winde in Havre! — Trotz zu bieten. Seit vielen Jahren spricht man vom Bau einer neuen Börse, aber es scheint die Sache nur sehr lau betrieben zu werden, und man wird dies natürlich finden, wenn man bedenkt, daß eben diese Fremden, die in ein paar Jahren Havre verlassen, sich nur als momentan an die Stadt gebunden betrachten und kein besonderes Interesse haben können, ein Opfer zu bringen, um die künftige Handelschaft von Havre mit einer Börse zu dotiren.

Wenn man die Pariser, oder die Frankfurter, oder sonst die Börsen großer Handelsplätze gesehen hat, so muß der Contrast zwischen diesen und der von Havre, unstreitig der bedeutendsten Handelsstadt Frankreichs, auf den ersten Blick auffallen. In Paris ist der Anblick der Börse, wenn auch meist tief verletzend für den, der die Leidenschaft hinter den kalten Zügen hervorleuchten sieht, doch imposant. Es stehen dort die Feldherrn und ihre Adjutanten fliegen hin und her und tragen die Ordre der Commandirenden auf die Flanken und in's Centrum und eilen zurück, um Berichte zu bringen und neue Aufträge zu erhalten. Es entscheidet sich dort oft das Geschick Europa's, und in dem

Gewühle und Geschrei glaubt man den Hülferuf der Völker durchzuhören. Ein Weltsklavenmarkt könnte nicht bewegter, nicht ergreifender seyn. Eben das Gefühl, daß es sich hier um das Weltheil handelt, daß Minister stürzen, wenn das eine oder das andere Heer zurückweicht, daß Kronen und Throne auf dem Spiele stehen, daß Völker in der Wagschale liegen, gibt uns im Tempel Mammons einen schauerlichen, aber großartigen Eindruck. In Havre dagegen gleicht die Börse nur einem Ameisenhaufen. Alles windet sich durcheinander, wie ein wirrer Knäuel, keiner gibt Befehle, keiner scheint zu gehorchen. So viel Ballen Baumwolle zu so und so viel sind zu haben; so viel Kisten Zucker liegen im Entrepot, so viele sind bestellt und so viele unterwegs. Es sind dies auch Interessen, aber die Welt merkt es kaum, ob 100,000 Ballen Baumwolle mehr oder weniger ankommen, und höchstens ein Hundert Fabriken, ein paarmal hunderttausend Fabrikarbeiter sind dabei unmittelbar betheiligt. Man kann ganz leicht an der Börse von Havre vorbeigehen, ohne nur zu ahnen, daß hier die ganze Handelswelt der ersten Handelsstadt von Frankreich versammelt ist, und etwa glauben, man habe sich hier nur versammelt, um eine öffentliche Versteigerung vorzunehmen. Die Börse hat hier nicht das Dramatische des Verkehrs wie in den großen Bankstädten, aber sicher auch nicht das Tiefverletzende desselben.

Wer übrigens den Havrer Handelsstand näher kennen lernen will, muß sich auf dem Cercle du Commerce einschreiben lassen. Wenn die Börse einen schlechten Begriff von der Bedeutsamkeit des Havrer Handels geben könnte, so macht der Cercle du Commerce dagegen einen ganz andern Eindruck. In einem der schönsten und größten Häuser der Stadt stehen schöne große Säle, theils zum Lesen, theils zum Spielen, theils zur gesellschaftlichen Unterhaltung eingerichtet und auf's Pomphafteste möblirt, jedem Fremden offen, der durch eines der Mitglieder eingeführt wird. Man findet hier fast alle Blätter und Zeitschriften der Hauptstadt, mehrere englische Zeitungen, auch eine deutsche, die Hamburger Börsenhalle, und eine ziemlich ausgesuchte Bibliothek. Man braucht nicht lange hieher zu kommen, um zu merken, weß Geistes die hier hausende Generation ist. Gleich in dem Hauptsaale an dem Mittelpfeiler ist eine schwarze, mit goldenen Buchstaben beschriebene Tafel in einem schönen goldenen Rahmen zu sehen, und die goldenen Buchstaben besagen, daß vor zehn oder zwölf Jahren Louis Philipp, damals Herzog von Orleans, jetzt König der Franzosen, den Cercle du Commerce mit seiner Gegenwart beehrt habe. Ueber dieser Ehrentafel hängt das Bild des Königs. An derselben Stelle hing vor sieben Jahren Ludwig XVIII., und wer weiß, wer in sieben Jahren dort hängen wird? Vorerst

ist aber Ludwig XVIII. in ein Nebenkabinet verbannt, wo er auf bessere Zeiten hoffen mag. Der Havrer Kaufmann ist sehr gut königlich und im Augenblick philippistisch gesinnt, da der König eben Philipp heißt. Er ist ein Feind alles dessen, was wie politische Bewegung aussieht, und gehört oft zu den furieux de modération. Ich war vor zwei Jahren gerade während des Aprilprocesses hier, und entsinne mich eines Zwiegesprächs. „Alle (die Aprilangeklagten) sollte man zum Tode verurtheilen!" sagte einer der friedsamen Kaufleute. Ein anderer, gemäßigterer antwortete: „Alle! — das wäre doch zu streng, selbst grausam. Es könnten ja auch Unschuldige darunter seyn." — „N'importe!" erwiderte der Erste. „Uebrigens sind keine Unschuldige unter ihnen, sie sind alle Monstres und Brandstifter!" — „Aber wenn nun dennoch ein Unschuldiger darunter wäre?" fragte in bescheidenem Scrupel der Zweite, und der Erste schrie: „Es gibt keine Unschuldige unter ihnen, das ist unmöglich! Die Köpfe ab! die Galeere ist eine wahre Kinderei für solche Monstres!"

Es wurde mir überhaupt damals hier vieles klar, was mir in Paris ein Räthsel geblieben. Ich sah, worauf Ludwig Philipp rechnen mochte, und warum er so rasch zu Werke ging. Aber er sollte bedenken, daß in der Revolution die Männer des Schreckens in Havre nicht einen

einzigen Kopf abzuschlagen für nothwendig hielten. Auch darin liegt eine Lehre, und eine bessere als in den blutigen und ungefährlichen Worten auf dem Cercle du Commerce.

Den meisten meiner Pariser Freunde war, was Fonfrède, der Ultradoctrinär, schrieb und sagte, unerklärlich, und sie sagten: „c'est un fou!“ Ich war in Havre gewesen und verstand ihn halbwegs, und seit ich wieder hier bin, ist mir jedes Wort klar; denn hier fand ich, daß er wirklich mit seinen Ansichten der Vertreter einer Partei, und zwar der des Handels ist. Er kommt aus einer Seestadt, ich glaube Bordeaux, wo ungefähr derselbe Geist, dieselben Interessen wie hier in Havre herrschen mögen, und wo man daher wohl denkt wie hier. „Wir haben es lange genug mit den Kammern versucht, und es ist klar, daß mit ihnen nichts anzufangen. Sie haben bis jetzt nichts Gutes gethan, wohl aber viel Gutes verhindert. Die ganze Deputirtenkammer ist so stupid als möglich; nur eine starke Staatsgewalt kann Frankreich retten, und die Kammer glaubt nichts Besseres zu thun zu haben, als dieselbe zu schwächen, ihr mehr und mehr Fesseln anzulegen. Die Advokaten herrschen in derselben, und diese suchen nur Chikanen. Wir aber, wir wollen Ruhe haben, und nur Ruhe; wir haben die Freiheit bis an den Hals satt und wissen vor Freiheit nicht mehr wo aus

noch ein. Ein aufgeklärter Absolutismus nur kann Frankreich retten und vor zukünftigen Gefahren sichern." Das ist so ungefähr das Raisonnement, das hier im Cercle du Commerce an der Tagesordnung ist und sicher die Mehrzahl des hiesigen Handels für sich hat. Nur scheinen sie, wie Fonfrède mitunter selbst, kein rechtes Vertrauen in diesen aufgeklärten Absolutismus zu setzen, denn am Schlusse dieses oft nach den verschiedensten Melodien abgesungenen Liedes heißt es stets: ça va mal, et Dieu sait comment ça finira! Man sieht aber aus alle dem, daß Fonfrède und mit ihm die Doctrinärs, die auf den aufgeklärten Absolutismus mit vollen Segeln lossteuerten, nicht so in die Luft bauen, als man in Paris meist glaubt. Wie lange das Gebäude dauern würde, wenn man sie fortbauen ließe, wen es wahrscheinlich in seinem Sturze begraben würde, das sind andere Fragen. Ich zweifle aber, ob die Mitglieder des Cercle du Commerce, wenn sie hierüber nachdächten, etwas anders thun würden, als nur noch lauter rufen: Dieu de Dieu, ça va mal! denn vorerst hat das Alles noch keinen Einfluß auf den Preis der Baumwolle, des Zuckers u. s. w., die, wie in Paris die Rente, ihr politischer Wärmemesser, das Alpha und Omega ihres socialen Glaubensbekenntnisses, ihres ganzen Seyns sind.

Der Geist des Handels.

Havre, — 1837.

Im Jahre 1836 gingen durch die verschiedenen Entrepots von ganz Frankreich 746,436,000 Kilograms Waaren zu einem Betrage von 643,336,000 Fr. Von diesen kamen auf Havre 173,343,000 Kil. und 194,824,000 Fr. Durch Havre gehen also beinahe ein Viertheil aller Waaren, die in Frankreich umgesetzt werden, und beinahe ein Dritttheil ihres ganzen Werthbetrags. Diese Zahlen sprechen klar genug für die Bedeutenheit des dortigen Handels.

Nur Marseille steht in numerischer Beziehung über Havre. In demselben Jahre betrug die Masse der Waaren, die durch die Entrepots jener Stadt gingen, 316,088,000 Kil., also beinahe die Hälfte mehr als in Havre. Dagegen hatte die Waarenmasse nur einen Werth von 201,760,000

Fr.; wodurch denn in dieser Beziehung der Ueberschuß für Marseille nur noch etwa sieben Millionen Fr. macht.

Was aber Havre eine größere Bedeutung als Marseille giebt, ist der Umstand, daß Havre in der schönsten Blüthe seiner Jugendkraft dasteht, daß es erst seit etwa zwanzig Jahren sich zu dem Range eines der ersten Handelsplätze Frankreichs hinaufgeschwungen hat, daß seine Verbindungen sich von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat ausdehnen. Marseille betreibt den französischen Handel mit allen am mittelländischen Meere gelegenen Ländern; Havre dagegen ist für Frankreich das Entrepot der ganzen Welt mit Ausnahme des Mittelmeeres; Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Holland, Belgien, England, Asien, Afrika und Amerika schicken ihre Schiffe nach Havre, und die Havrer Kaufleute die ihrigen nach jenen Ländern. Mit jedem Jahre nimmt dieser Handel zu, und wenn auch in neuester Zeit, besonders durch Algier mit der Levante dies ebenfalls der Fall war, so ist doch bei weitem das Verhältniß nicht dasselbe.

In Havre wurden in den bedeutendern Handelszweigen seit 1833 eingeführt:

Tabelle I.

		1833	1834	1835	1836	1837	
Baumwolle		210,598	201,419	214,509	260,286	248,859	Ballen
Zucker		50,380	69,430	55549	45.287	31,783	Barik
Caffe		14,300,000	15,500,000	15,450,000	17,726,515	18,559,000	Pfund
Reiß		14,532	8,258	8,466	11.528	— —	Futs
Tabak		3,236	4,622	5,516	6,350	11,192	Packfässer
		—	—	719	1,351	2,865	Billes
Potasche	Amerik.	12,242	10,197	4 684	6,515	7,814	Bariks
	Nordische	2,378	758	1,494	1,666	1,389	Futs
Indigo	Indischer	4,630	5,958	3,614	4,834	3,551	Kisten
	Amerik.	490	555	37	36	97	Lurono
Farbeholz		9,000	9,400	8,950	8,635	5,475	Milliers
Acajou		13 675	15,380	12,640	17,603	20,188	Billes
Versch. Lederarten		118,094	209,520	180,240	208,390	134,990	Häute
Nordische Häute		8,117	13,710	9,684	12,000	21,236	Häute
		1,452	5,258	2,493	3 258	3,216	Packete
Zinn		13,932	20,370	—	—	27,013	Blöcke
Wallf. Barden		16,550	12,362	7,645	11,155	17,708	Packete
Wallf. Oehl		4,400	3,550	5,263	5,660	9,738	Milliers
Elfenbein		1,074	1,550	1 491	499	2,769	Zähne
		—	86	40	26	65	Packete
Ausl. Wolle		1,502	1,115	6,955	8,510	3,377	Ballen

Endlich noch eine Liste der seit 1828 und 1832 in Havre eingelaufenen Schiffe.

Tabelle II.

In Havre eingelaufene Schiffe.

Jahre	Grose Schiffe für d. ausw. Handel	Gewicht der Waaren	Cabuttageschiffe	Gewicht der Waaren	Total der Schiffe	Total d. Gewichts d. Waaren
		Tonnen		Tonnen		
1828	980	193,233	2,064	104,766	3,044	297,999
1832	1,051	218,520	2,545	170,631	3,596	388,851
1833	889	207,624	2,521	159,093	3,410	366,717
1834	1,054	237,984	2,703	167,211	3,757	405,175
1835	1,181	258,480	2,764	168,250	3,945	426,730
1836	1,297	288,985	2,664	158,269	3,961	447,254

Es mögen diese statistischen Nachrichten genügen, um im Allgemeinen (von der Baumwolle spreche ich insbesondere) einen Begriff von der Bedeutenheit des Havrer Handels zu geben. Schon aus dem Angeführten geht hervor, daß derselbe im Fortschreiten begriffen ist. Das Jahr 1837 war ein sehr hartes, und viele Kaufleute unterlagen anderwärts den Schlägen des Mißgeschickes. In Havre fiel nicht ein einziges bedeutendes Haus, und nur ein paar dritten, vierten Ranges, die wohl auch ohne die Crisis untergegangen seyn würden, mußten ihre Zahlungen einstellen. Was aber noch mehr die innere Lebenskraft des Havrer Handels beweist, ist, daß er trotz der Crisis im Stande war, seine Verbindungen zu vermehren, und in diesem Jahre des Unglücks selbst Dampfschifflinien von Havre nach Caen, nach Rotterdam und nach Dünnkirchen herzustellen, und eine weitere nach Lissabon einzuleiten.

Doch genug über das Factische. In dem Havrer Journale kann überdies sich eines Weitern belehren, wem es darum zu thun ist. In Bezug auf den Geist des Havrer Handelsstandes als solchen, so ist dieser unbestreitbar der des Fortschrittes und der Handelsfreiheit.

Im Jahre 1835 beabsichtigte die Regierung einen neuen Zolltarif aufzustellen, und so wählten die Kaufleute

in Havre eine Commission, zur Berathung über die Interessen und Bedürfnisse des Havrer Handels insbesondere, und des Handels von Frankreich im Allgemeinen, so wie über die nothwendigen Grundsätze eines neuen Zolltarifs. Diese Commission bestand aus der Elite der hiesigen Kaufleute; und zwar aus den Hr. Th. Baltazard, Kaufmann, Secretair, Ed. Bonnaffé Co., Th. Brunet Co. Ed. Corbière, Redact. du Journal du Havre, J. Clerc, Zuckerfabr. J. B. Delaunay, Kaufm. (président) Th. La Motte, Wallfischf. Armateur, L. La Roue, Kaufm. L. Lunyt, Co. A. Normand, Schiffbauer, Mequillet-Wild, Kaufm. Morlot, Armateur, Nillus, Gießer, Perquer père, Vicepräsident, Wanner, Kaufm. Man kann die Ansichten dieser Commission unbedenklich als die der Mehrzahl des Havrer Kaufmannsstandes annehmen, und somit will ich dieselben in den Hauptpunkten nach dem veröffentlichten Raport de la commission commerciale du Havre à ses commettans (Octbr. 1835) mittheilen.

In der Steinkohlenfrage sprach sich die Commission dahin aus, daß die auswärtigen Steinkohlen keine Eingangsrechte, sondern nur ein Wagegeld zu zahlen haben sollten. Auf dieselbe Weise entschied sie sich für die freie Einfuhr des gegossenen Eisens und der Maschinen gegen eine einfache Wagenabgabe. Ebenso verlangte dieselbe

einstimmig eine unmittelbare Herabsetzung der Abgaben auf auswärtiges Eisen bis auf 50 Fr. von 1,000 Kil. Sie machte darauf aufmerksam, „daß das Eisen bis 1814 frei eingeführt, daß die zu jener Zeit vorgeschlagenen Aenderungen von der Regierung nur für eine vorübergehende Maßregel erklärt worden seyen, und daß das Fortbestehen der gegenwärtigen Einfuhrrechte ein Wortbruch sey, der nur den ausschließlichen Vortheil Weniger, deren Interesse das Interesse Aller nicht geopfert werden dürfe, zur Folge habe; daß es endlich eine schreiende Ungerechtigkeit sey, einer Menge der inländischen Manufacturzweige die Verpflichtung auflegen zu wollen, die Concurrenz ähnlicher ausländischer Industrien zu unterhalten." — Bei der auswärtigen Wolle stimmte die Commission nur für einen Einfuhrzoll von etwa 4 — 6 % ihres Werthes. Sie zeigt hier, wie in England die auswärtige Wolle sonst frei eingeführt werden konnte, wie sie auf die Vorstellung der Besitzer von Schafheerden erst 1802 mit 5 Schilling 3 Den., später 1813 mit 6 Schill. 8 Den. und endlich 1819 mit 56 Schillingen per Zentner belegt worden sey, was dann eine bedeutende Verminderung der Ausfuhre der Tücher, und so ebenfalls eine Verminderung in dem Verbrauche und eine größere Wohlfeilheit der inländischen Wolle zur Folge gehabt habe. Für die Einfuhr der Getreiden schlug die Commission einen für ganz

Frankreich gleichen Zoll von 2 Fr. für 100 Kil. vor. Endlich noch die Frage über die Zukunft der Colonien, die durch das neueste Zuckergesetz sich nur noch mehr verwickelte, diese Frage resumirte die Commission dahin:

1) Sollen die droits différentiels, die Frankreich zum Vortheile der französischen Colonien als Ersatz für das Monopol, das Frankreich gegen jene Colonien ausübt, aufgehoben werden, wogegen dann dies Monopol selbst aufgehoben werden müßte, d. h. daß einerseits die französischen Colonien ihre Productionen, an wen sie wollen, verkaufen, und andrer Seits alle auswärtigen Productionen durch französische Schiffe unter denselben Rechten, wie die französischen Productionen, eingeführt werden können; und subdiarisch: sollen unsere Colonien auswärtige Productionen auf fremden Schiffen, gegen eine bestimmte Abgabe, oder selbst ohne eine solche Abgabe auf Schiffen fremder Länder, die uns ein gleiches Recht für ihre Colonien einräumen, einführen dürfen?"

2) „Oder endlich soll, alle Bedingungen des ersten Theiles der vorhergehenden Frage beibehaltend, gar keine Beschränkung für den Handel, den unsere Colonien mit dem Auslande machen könnten, stattfinden, d. h. sollen sie die Producte, die sie zu ihrem Verbrauche erhalten, aus allen Ländern und unter jeder Flagge ohne ausgleichende Rechte einführen können?"

„Die Commission entschied bejahend, vorerst den ersten Theil der ersten Frage, und die Majorität sprach sich dann für die Ausdehnung der in der zweiten gegebenen Befugniß, daß unsere Colonien alle zum Verbrauche nöthigen Producte unter jeder beliebigen Flagge ohne alle droits différentiells einführen können sollten, aus.“

Somit erklärten sich die gewählten Vertreter des Havrer Handelsstandes für die commerzielle Emanzipation der Colonien. Die Vertheidiger dieser Ansicht sagten, wie aus den Erwägungsgründen der angeführten Entscheidung hervorgeht: „Wenn wir Frankreich von dem Monopol der Colonien befreien wollen, so wollen wir diese Wohlthat nicht für uns allein, denn wir wollen, daß die Colonien ihrer Seits von dem Monopol, das ihnen ihr Mutterland aufbürdet, ebenfalls befreit werden. Wir wollen, daß unsere Colonien alle Producte, deren sie zum Verbrauche bedürfen, ungehindert bei dem auswärtigen Handel nehmen können, wenn der französische Handel ihnen dieselben nicht wohlfeiler oder eben so wohlfeil verabfolgen lassen kann. Wir verlangen dann weiter, daß die Colonien ihre eigenen Productionen ohne alle Beschränkung jedem verkaufen können, der ihnen einen höhern Preis bietet, und daß sie in dieser Befugniß einen Wohlstand finden mögen, der heute nicht besteht, und den die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers ihnen in der

Zukunft, bei der Beibehaltung des jetzt herrschenden Systems, ebenso wenig versprechen kann."

Ursprünglich lag es im Plane der Commission, sich auch über das Tabacksmonopol auszusprechen, und der Verfasser des Rapports sagt in der Vorrede zu demselben: „Das Monopol des Tabacks, das wir als eine besonders wichtige Frage betrachtet hatten, sollte der Gegenstand unserer letzten Verhandlungen seyn. Aber nach dem Gesetze, das die Existenz des Monopols verlängert, und nach dem seither von der Kammer gefaßten Beschlusse, eine Enquete über diesen Gegenstand einzuleiten, haben wir geglaubt, uns mit dieser Frage nicht mehr befassen zu müssen, da es uns unzweifelhaft geschienen hat, daß, wenn diese Enquete stattfinde, wir hoffen, daß sie stattfinden werde, sie zur Erfüllung unserer Wünsche über diesen wichtigen Gegenstand, d. h. zur Aufhebung eines allen Grundsätzen so widersprechenden Monopols, und zur Herstellung einer andern Abgabe, die zugleich den Bedürfnissen des Schatzes und den Hoffnungen der Freunde des Handels und der Industrie-Freiheit genug thuen, führen werde."

In wie weit die Hoffnungen der Commission bis jetzt in Erfüllung gegangen sind, weiß jeder. Die En-

quete scheint sich in den Büreaus der Kammer verirrt zu haben.

Um den Geist der Havrer Handelscommission, und so des dortigen Handelsstandes noch mehr zu charakterisiren, hier noch ein paar Stellen über die Eiseneinfuhr, die ich ebenfalls aus der Einleitung zu jenem Rapporte übersetze. „Die gegenwärtig herrschenden Grundsätze über das Eisen verdanken ihren Ursprung einem monströsen Mißbrauche der Staatsgewalt, die den Leuten verschiedener Farben zufiel, denen die Ereignisse des J. 1814 die Herrschaft Frankreichs überlieferten. Die Gerechtigkeit gegen das Andenken Ludwig XVIII. verlangt hier unterdeß, daß wir erklären, wie es weltbekannt ist, daß dieser Fürst sich bei seiner ersten Rückkunft nach Frankreich dieser Maßregel sehr abhold zeigte. Aber es war dies eine Sache von zu großem Interesse für diejenigen, von denen wir so eben sprechen, als daß sie nicht zu deren Durchsetzung alles Mögliche aufgeboten hätten. Das Widerstreben, das Ludwig XVIII. gegen diese Maßregel gezeigt hatte, wurde somit besiegt. Unterdeß wich der König, in dieser merkwürdigen Gelegenheit, nur vor der Versicherung zurück, daß diese Maßregel nur vorübergehend sein werde, und daß sie nur der Unordnung vorbeugen sollte, die für die Fabrikanten und Inhaber des franz. Eisens aus der Verweigerung einer augenblicklichen

Protection hervorgehen würde.*) Seitdem aber fehlte es nie an Vorspielungen, nicht nur um die Bestimmungen von 1814 aufrecht zu erhalten, sondern sie noch zu verschlimmern durch ein neues 1822 erlassenes Gesetz."

„Welches waren unterdeß die Folgen dieses Gesetzes? Die, die alle Unbetheiligten und Klarsehenden in der Zeit vorhergesehen und vorhergesagt hatten. Der erklärte Zweck des Gesetzes war eine Protection, die der Industrie der Hammerwerke zugestanden wurde; aber sein versteckter Zweck war ein Tribut, den man zum Vortheile der Besitzer von Waldungen und Hammerwerken errichtete. Dieser letzte Zweck wurde erreicht, und zwar nicht nur zum Nachtheile des Landes im Allgemeinen, sondern auch insbesondere zum Nachtheile der französi-

*) Bei der Vorlegung dieses Gesetzes (20. Aug. 1814.) erklärte der Minister der Finanzen: „die allgemeinen Prohibitionen zerstören den Wetteifer. — Der König will nur Einfuhrrechte errichten, in so weit dies nothwendig, um die gegenwärtigen Nachtheile unserer Industrie auszugleichen, und ihr die Mittel ihres Fortbestehens zu geben, unter der besondern Bedingung, sich der Oekonomie und der möglich einfachsten Verfahrungsweise zu befleißigen, und beständig dahin zu streben, um alle bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Verbesserungen zu erreichen. **Wir hoffen daher, in den nächsten Sitzungen die successive Herabsetzung des Tarifs, den wir heute für das Eisen vorschlagen, verlangen zu können.**

schen Meister von Hämmern, die nicht selbst Eigenthümer der zu ihrem Gewerbe nothwendigen Brennstoffe waren, und so durch die Vertheuerung derselben sich in einer ihnen viel weniger vortheilhaften Lage befanden, als sie es sein würden, wenn man Alles hier beim Alten gelassen hätte."

„Kann man den Folgen gegenüber, die nothwendig aus der bestehenden Ordnung der Dinge hervorgehen müssen, die Rücksichten, die den erworbenen Rechten zukommen, in Anspruch nehmen? — Aber was versteht man, fragen wir, unter erworbenen Rechten? Wir, wir erkennen nur da vollkräftig erworbene Rechte, wo sie rechtlich erworben wurden. Wir haben aber gezeigt, welches der Ursprung unserer gegenwärtigen Gesetzgebung über das Eisen ist; wir haben bewiesen, daß die sogenannten Rechte der Hammerbesitzer in Frankreich nur auf einer offenkundigen und unleiblichen Usurpation beruhen! Dies angenommen, hieße es dann nicht, wir fragen es, alle Grundsätze mit Füßen treten, wenn man in dieser Frage die Achtung, die man den erworbenen Rechten schuldig ist, in Anspruch nehmen wollte?" —

Es sind das die angesehensten Kaufleute von Havre, die diese Sprache führen!! — Die Revolution, die de-

mocratischen Grundsätze sind bei den Franzosen ins Leben und Blut übergegangen. Wir werden noch oft genug Gelegenheit haben, dies auch anderswo, bei den Fabrikanten und selbst bei den Beamten des Staates zu bemerken.

Doch vorerst wieder auf den Rapport zurück. Die Commission schlug ebenfalls ein neues Douanengesetz vor, und sprach sich über ihre Vorschläge, wie über die bestehende Ordnung, in der Einleitung zum Rapporte aus. Hier heißt es:

„Wenn man den gegenwärtig bestehenden Douanentarif untersucht, überzeugt man sich bald, daß der Handel und die Industrie Frankreichs durch ein sich selbst überall widersprechendes Gesetzbuch, das auf urfalschen Grundsätzen beruht, und nicht nur den allgemeinen Bedürfnissen des Landes, sondern auch dem Vortheil von Privatleuten, den das Gesetzbuch, wie es scheint, beabsichtigt, entgegen ist, geregelt werden."

„Zeigt in letzterer Beziehung z. B. das System unserer Administration nicht die auffallendsten Widersprüche, wenn diese von der einen Seite bei jeder Gelegenheit erklärt, daß sie beabsichtige, die inländische Industrie der ausländischen gegenüber zu bevortheilen, während sie von der andern Seite nicht aufhört, dieser Industrie das na-

türlichste Mittel, um der Concurrenz die Spitze bieten zu können, vorzuenthalten, indem sie dieselbe der fremden Urstoffe, deren Frankreich, unter welchen Bedingungen es auch sei, ähnliche hervorbringt, beraubt. Dies System hat bis jetzt nur total entgegengesetzte Folgen, als die, die man beabsichtigte, indem man es schuf, gehabt." ....

„Die Assemblée constituante hat über jenen wichtigen Gegenstand bereits ein Beispiel für die wahren Grundsätze gegeben, denn .... sie hat in ihrer Weisheit die Urstoffe so wie alle Nahrungsmittel der großen Masse entweder gänzlich frei gegeben, oder nur sehr unbedeutenden Einfuhrrechten unterworfen. Die Männer dieser großen Epoche, indem sie die Aufhebung aller alten Privilegien, deren sie in Mehrzahl selbst welche von ihren Vorahnen geerbt hatten, votirten, würden nie den Gedanken haben fassen können, zu ihrem Vortheile andere Privilegien, dem allgemeinen Interesse hundertmal nachtheiliger, als die, die sie zerstört hatten, zu errichten."

In Bezug endlich auf die Grundsätze, nach denen ein neues Douanenreglement abzufassen sei, erklärte sich die Commission:

1) „für eine unmittelbare Herabsetzung der Ein-

fuhrrechte auf die Urstoffe bis zu einer sehr niedrigen Taxe;" und

2) „für die Aufstellung eines Maximums von 20% für die Einfuhrrechte aller andern Productionen."

Ich glaube nach allem diesem nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich im Eingange behauptete, daß der Havrer Handel im Allgemeinen den Grundsätzen des Fortschrittes und der Handelsfreiheit huldige; ja ich könnte weiter gehen, und sagen: daß die Kaufleute, die in jeder politischen Streitfrage sich als die erklärtesten Anhänger des Juste milieu bekundeten, die oft, wie wir an einer andern Stelle gesehen haben, zu den furieux de modération gehören, in allen Handelsfragen wahre Jacobiner sind, die keine Privilegien und Monopole, einerlei ob Adels- oder Bourgeoisie-Privilegien, wollen, die nicht einmal die erworbenen Rechte achten, wenn sie nicht rechtlicher Weise erworben waren.

Woher dieser Widerspruch? Unter den Parteien, die nach 1830 eine neue Gestaltung der Dinge forderten, war bald die Republikanische diejenige, die die andern in den Hintergrund verdrängte; unter den Republikanern aber machten sich Einzelne durch ihre unpractischen Grundsätze bemerkbar, indem sie von einer absoluten Gleichheit faselten, und Andere versuchten es, dies

Andenken Robespierres zu rechtfertigen. Die Freunde der Regierung wußten diese Ansichten eines Theiles der republikanischen Partei zu benutzen, und bald waren die Mehrzahl des Volkes, oder wenigstens der Nation officielle, wie man hier die Wähler wohl nennt, alle Republikaner nichts als Anhänger der lex agraria und der Herrschaft der Guillotine. Jeder, der, welcher Opposition er auch angehörte, so lange der offne Kampf gegen die Republikaner dauerte, sich der Regierung abhold erzeigte, wurde als ein Hülfsgenosse der Republikaner angesehen und mit ihnen verdammt.

Der Havrer Kaufmannsstand sah dann in der Republik noch den europäischen Krieg, und hatte noch nicht vergessen, daß während der Kriege Napoleons in den Straßen von Havre Gras wuchs. Es war also natürlich, daß sich die Mehrzahl desselben energisch der Regierung annahm, da sie in ihr nur ihre Interessen gesichert zu sehen glaubte. So wurden sie in allen politischen Streitfragen die Anhänger des Juste milieu.

Wo die Politik dagegen nicht mit im Spiele war, konnte man sich den Gefühlen überlassen, die durch die Ereignisse der Vergangenheit, und durch die Stellung von Havre bedingt waren, und dann trat der eigentliche Charakter des Havrer Handels hervor.

Die Havrer Kaufleute müssen nothwendig in ihren

Grundsätzen die Democraten des Handels sein. Sie haben keine Fabriken, keine Waldungen, keine Kohlen- und Eisenwerke zu vertreten, sie sind die Unterhändler von ganz Frankreich. Es kann ihnen nicht genügen, daß eine Klasse, wenn auch die ganze Bourgeoisie, in einem befriedigenden Zustande ist; denn wenn dagegen die Masse leidet, so stockt der Handel in Havre, der bis zu einem Viertheile ganz Frankreich mit seinen nothwendigen Bedürfnissen versieht, die ab- oder zunehmen, je nachdem nicht eine Klasse, sondern die ganze Masse des Volkes, nicht etwa 1 Million, sondern alle 32 Millionen Franzosen sich in einem befriedigenden Zustande befinden.

Havre muß daher der Vertreter des Gemeinwohls des Ganzen sein, und wird sicher mit der Zeit als solcher der Theorie Hrn. Guizots und der Regierung feindlich gegenübertreten.

Die Blicke des Havrer Kaufmannsstandes haben überdies ein ganz anderes Bereich, als die aller andern Handelsstädte Frankreichs. Sie stehen auf der höchsten Spitze des Berges und übersehen fünf Welttheile. In beständiger Verbindung mit England und Amerika finden sie hier Vorbilder, die sie tagtäglich mehr über die hohen Interessen des Handels belehren, und ihnen zeigen, was Noth thut, oder auch, wo die Klippe ist, die man vermeiden muß. Daher ihre Ansichten über Han-

delsfreiheit, daher ihre Feindschaft gegen Alles, was wie Monopol und Privilegium (im Handel wenigstens) aussieht.

Es erklärt sich hiernach vieles, was sonst unerklärlich scheinen könnte, und selbst der Regierung so erschienen ist. Diese glaubte in Havre ihrer Sache so sicher zu sein, daß sie nicht einmal die Möglichkeit einer Opposition bei den vor einiger Zeit stattgehabten Wahlen befürchtete, und daher bis auf den letzten Augenblick die ihr zu Gebote stehenden, und sonst meist mit Erfolg angewendeten Mittel, um die Deputirtenwahl zu entscheiden, außer Acht ließ, und so Hr. Mauquin drauf und dran war, zum Deputirten von Havre ernannt zu werden. Alle Welt wunderte sich, staunte, und doch war dies so natürlich als möglich.

Die Furcht vor der Republik hat aufgehört, und von diesem Augenblicke an wurde auch die schärfste Waffe der Regierung, der Schrecken des Schreckens, stumpf, und die Havrer Kaufleute konnten sich ihrem natürlichen Gefühle überlassen. Hr. Mauquin sprach im Namen derselben, erklärte sich als den Vertheidiger der localen Interessen von Havre, und der allgemeinen Interessen des Handels, und so fand seine Stimme ein vielfaches Echo.

Es war dies nur der erste Schritt; und es werden bald andere folgen, die zeigen, daß wirklich der Handels-

stand von Havre mit der Zeit Opposition gegen die Regierung bilden wird, weil seine Ansichten eine ganz andere Basis als die der Regierung haben. Die localen Interessen von Havre werden vielleicht diese Umgestaltung nur befördern, da diese, für ganz Frankreich bedeutend, große Summen fordern, die bei der jetzigen Gestaltung der Dinge, bei einem Friedensheere auf dem Kriegsfuße, kaum aufzubringen sind. Havre fühlt sich durch die Festungswerke beschränkt, und verlangt deren Niederreißung, das Genie dagegen verlangt deren Aufrechterhaltung. Die Bassins beginnen nicht mehr auszureichen, und wenn man nicht von zehn zu zehn Jahren zu neuen Bauten gezwungen sein will, so müssen schon jetzt nach einem großen Maßstabe neue errichtet werden. Dann fordert der Handel in Havre Docks, und endlich bedroht der Meerkies die Einfuhr des Hafens zu verschwemmen, was dann noch bedeutendere Wasserbauten, Dämme und Kanäle nothwendig macht. Seit vielen Jahren beantragt der Handel von Havre all diese Verbesserungen, die in Paris stets auf die dort gewählten, dort untersuchenden, dort entscheidenden Commissionen, oder auf die Vorurtheile des Genies und der Beamten der ponts et chaussées stoßen.

Die Partei, die Herrn Mauquin zum Deputirten wählen wollte, hat diese verschiedenen Interessen zu ihrer

Fahne gemacht, und in der neuesten Zeit ihre Anhänger zu Petitionen veranlaßt. Das ist aber der beste Weg, um dieselben auch nach und nach zu politischen Gegnern der Regierung zu machen. Denn sicher diejenigen, die man im Namen der materiellen Interessen einer Regierung abwendig machen kann — und es ist beinahe mit Gewißheit vorauszusehen, daß die Regierung außer Stand sein wird, denselben Genüge zu leisten —, werden unter zehnmal neunmal auch zu ihren politischen Gegnern. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn dies nicht über kurz oder lang eintreten würde.

In dem oben vielfach angeführten Rapport der Handelscommission schlug dieselbe vor, aus allen Handelsstädten Frankreichs Deputirte nach Paris zu senden, um dort einen Handelscongreß zur Besprechung aller streitigen Handelsfragen zu bilden. Es würde dies eine Art Constituante des Handels gewesen sein, und sie würde, wie diese eine politische, eine Handelsrevolution zur Folge gehabt haben. Das schien denn auch der damalige Handelsminister Hr. Duchatel zu befürchten, und zog es vor, die Generalstaaten zu Rathe zu ziehen; d. h. um dem democratisch-gewählten Handelscongresse zuvorzukommen, wurde damals die Handelsenquete vom Minister veranlaßt. Der Minister schrieb zugleich an alle Handelskammern, um sie zu bewegen, der Wahl

der Congreßmitglieder entgegenzuwirken, was denn auch mit Erfolg geschah. Ohne jenen von Havre ausgehenden und allwärts Anklang findenden Vorschlag eines allgemeinen Handelscongresses würde die Handelsenquete, die nur diesen vereiteln sollte, und kaum eine andere Folge gehabt hat, nie eingeleitet worden sein, und stattgefunden haben.

Aber wer steht dafür, daß eben der Nutzlosigkeit der damaligen Handelsenquete wegen, die Idee eines Handelscongresses nicht über kurz oder lang doch wieder aufgegriffen wird, und dann die Handelsrevolution beginnt? Ich wenigstens möchte dafür nicht bürgen. Die Kammer, die meist aus Eigenthümern besteht, die von den größten Wald- und Hammerwerkbesitzern (die Civilliste selbst steht an ihrer Spitze) geleitet wird, scheint wenigstens an die vom Handel geforderten Radicalreformen nicht zu denken, und wo sie an dieselben denkt, scheint dies nur zu geschehen, um sie unmöglich zu machen.

Doch wie sich dies Alles auch in der Zukunft entwickeln mag, so ist es nicht zweifelhaft, daß Havre, seiner Stellung nach, stets die Grundsätze der Handelsfreiheit vertheidigen wird.

Ich mag diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch ein paar besondre Ereignisse zu berühren.

Das Zuckergesetz hat in der neuesten Zeit die Frage der Emanzipation der Colonien wieder an die Tagesordnung

gebracht. Die Colonien sind nicht mehr im Stande, der Concurrenz des inländischen Zuckers die Spitze zu bieten, und beantragten daher die Erlaubung, ihren Zucker anderwärtshin zu verkaufen. Die Havrer Handelskammer, vom Minister über ihr Gutachten befragt, erklärte sich gegen den Antrag der Colonien. Man sollte hiernach glauben, daß sich die Ansichten des Havrer Handelsstandes über diesen Gegenstand seit 1835 geändert hätten, da die obige Commission sich für eine fast unbeschränkte Handelsemanzipation der Colonien aussprach. Die Mehrzahl der Havrer Kaufleute denken übrigens über diesen Gegenstand, wie sie vor zwei, drei Jahren dachten. Die Mitglieder der Handelskammer dagegen sind zufällig zum großen Theile bei der Aufrechthaltung des Colonialsystems persönlich betheiligt. Die Colonien verschulden dem französischen Handelsstande große Summen, und diese werden von denselben durch an ihre Creditoren abgesendete Waaren zum Theile periodenweise abgezahlt, oder wenigstens gedeckt. Die Creditoren der Colonien würden also von dem Augenblicke an, wo man die Handelsemanzipation der Colonien anerkennen sollte, diese ihre Hauptgarantie verlieren, da die Waaren dann sicher in fremde Häfen gesendet werden würden. In der Havrer Handelskammer ist die Partei der Creditoren der Colonien die Mehrzahl, und das erklärt den Widerspruch. —

Ein zweites Ereigniß von Bedeutung ist die Einrichtung einer Havrer Bank. Die Verhandlungen, die das Bankproject, ehe es bestätigt wurde, veranlaßte, sind ebenfalls für den in Havre herrschenden Geist höchst charakteristisch.

Herr Balthazard, der Secretair, und wohl auch größtentheils der Verfasser des Rapports der Handelscommission vom J. 1835, unstreitig einer der tüchtigsten Kaufleute, der überdies seine jetzige Stellung seinem Fleiße und seinem scharfen Blicke verdankt, schlug im vorigen Jahre, in der Zeit, wo die Crisis sich am stärksten fühlbar machte, die Errichtung einer Havrer Localbank zur Beförderung des Geldumlaufes vor. Die höhere Kaufmannschaft mochte es nicht gerne sehen, daß gerade von einem Kaufmanne zweiter Klasse ein solcher Vorschlag ausginge, und verweigerte daher, an dem Bankprojecte Theil zu nehmen. Die kleinern Kaufleute sahen dagegen in einer solchen Bank einen Hoffnungsstrahl, und griffen unbedenklich zu. Bald stiegen die provisorischen Actien dieser Bank, und es wurden dann in ganz kurzer Zeit die bestimmten Millionen für dieselbe unterschrieben.

Die Aristokratie des Handels aber, die vielleicht geglaubt hatte, daß ohne sie die Bank selbst unmöglich sei, sah mit Unwillen deren Fortschritte, und fühlte, daß sie das Mittel ihres bisherigen Einflusses, das Geld, aus der

Hand zu geben im Begriffe sey; daß ihr Ansehen auf dem Spiele stehe, wenn die Bank ohne sie zu Stande komme. So beschloß sie ebenfalls eine Bank vorzuschlagen, und zwar in einem viel größern Maßstabe, als die des Herrn Balthazard; und während dieser beim Minister des Handels bereits um die Bestätigung eingekommen war, während die Havrer Handelskammer und die banque de France bereits für sie ihr Gutachten abgegeben hatten, publicirte die Aristokratie des Handels in Havre ein neues Bankproject, und bald unterschrieben die ersten Häuser von Havre und Paris und selbst viele des Auslandes für — ich weiß nicht mehr wie viele Hundert Millionen. — Das neue Project war aber nur im Stande, das frühere auf eine Zeitlang aufzuhalten. Dem unermüdlichen Eifer Hrn. Balthazards und seiner Freunde gelang es endlich, trotz aller Anstrengungen der Pariser und Havrer Banquiers, die Gerechtigkeit seiner Sache geltend zu machen, und unter der Bedingung, daß das zuerst projectirte Kapital um ein paar Millionen für die Unterschreiber des zweiten Projectes vermehrt werden müsse, die Bestätigung der von ihnen vorgeschlagenen Bank zu erlangen.

Es war dies der Sieg der tiers-états, oder der Borgeoisie des Handels in Havre. Bisher gab eine bestimmte, begränzte Anzahl von reichen Kaufleuten in Havre fast bei jeder Gelegenheit den Ausschlag, und war im

Stadtrathe und in der Handelskammer und im Handelsgericht an der Spitze aller Angelegenheiten. Hr. Balthazard wurde Director der Bank; die Mehrzahl der Regenten derselben gehörte ebenfalls dem Mittelstande des Handels an. Bald zeigten sich dann die Folgen dieses Sieges auch bei andern Wahlen, so daß gegenwärtig hier so zu sagen eine Art Regeneration stattfindet.

Welchen Einfluß dies für die Vertheidigung der obigen Grundsätze in der Folge haben wird, würde schwer zu bestimmen sein; doch scheint es mir, daß ein neues Geschlecht mit den obigen auf die Nothwendigkeit und die Stellung von Havre begründeten Ansichten für die Zukunft des Havrer und so des Handels von Frankreich nicht ohne Folgen sein kann.

Baumwolle.

Havre, — 1837.

Unter den vielen Handelszweigen von Havre ist die Baumwolle unstreitig der bedeutendste, wie die folgende Uebersicht ergibt.

Im Jahre	Einfuhr. (Ballen.)		Ausfuhr und Verbrauch. (Ballen.)	
	Frankreich.	Havre.	Frankreich.	Havre.
1825	204572	120644	216460	121644
—26	320174	214085	281001	183585
—27	290617	169274	279693	166774
—28	206132	141735	239723	161235
—29	242230	175930	264780	185430
—30	282752	191186	250784	163686
—31	218393	137501	243843	164501
—32	259159	184228	273463	185228
—33	305633	210593	276387	193593
—34	274307	201419	301652	213419
—35	324425	214509	308736	217709
—36	397232	260286	357212	233586
—37	344186	248859	360760	261359

Nach dieser Uebersicht verhält sich die Einfuhr von Havre zu der von ganz Frankreich etwa wie 24 : 34, und die Ausfuhr und der Verbrauch wie 26 : 36. Die Einfuhr der Baumwolle vermehrte sich in ganz Frankreich von 1825—1837 etwa von 20 : 34, und in Havre von 12 : 24; die Ausfuhr und der Verbrauch in ganz Frankreich von 21 : 36, in Havre von 12 : 26. Die Einfuhr in ganz Frankreich stieg also um 14/34 und in Havre 17/34, die Ausfuhr und der Verbrauch in Frankreich um 65/156 und in Havre um 91/156. In Havre concentrirt sich also der Baumwollenhandel immer mehr, und es wird sicher in Kurzem der einzige Entrepot desselben sein.

Die große Handelskrisis machte sich besonders in diesem Handelszweige fühlbar. Millionen und aber Millionen wurden allein in Havre verloren. Es scheint, als wenn die Crisis nicht die einzige Ursache dieser vielen Verluste gewesen. Der Umstand, daß 1836 eine bedeutende Menge Baumwolle verkauft, daß in diesem Zweige durch die Einführer große Summen gewonnen wurden, veranlaßte eine gewisse Anzahl von solchen Kaufleuten, die früher keine Baumwolle kauften, oder die sie von den eigentlichen Einführern nahmen, selbst in Amerika Bestellungen zu machen, so daß sich schon hierdurch die Zahl der Einführer vermehrte und die Zahl der Ankäufer abnahm. Die Ergiebigkeit der

letzten Erndte in Amerika ließ bald die Ankäufer auf bessere Preise hoffen, und so wurde die Zahl der letztern für den Augenblick nur noch geringer, und die Verlegenheit der Einführer nur immer größer; die kleinern Häuser mußten zu geringern Preisen verkaufen, und vielleicht selbst ohne die Geldcrisis würde somit dennoch eine Art Baumwollencrisis in Havre und in Liverpool, wo ähnliche Verhältnisse eingetreten waren, stattgefunden haben. Die Crisis trat nur hinzu, um die Verlegenheit zu vermehren. Durch die Seltenheit des Geldes wurden die Preise der Fabrikationen herabgedrückt, so daß diese bald nicht mehr mit denen der Urstoffe in Verhältniß standen, und die Fabriken stockten. Der Geldmangel hatte in ganz Frankreich noch eine weitere Folge, die hier um so fühlbarer wurde. Die große Mehrzahl der Fabrikanten hat kein sogenanntes Capital du roulement, baares Geld, mit dem sie ihre Einkäufe machen können. Sie sind daher gezwungen, so oft sie kaufen wollen, bei den Banquiers ihre Wechsel zu nehmen, und sobald diese ihre Kassen schließen, müssen dann nothwendig die meisten Fabriken stille stehen.

Alles dies zusammen, und wahrscheinlich noch viele andere Gründe erklären es, woher es kommt, daß in den ersten drei Monaten dieses Jahres kaum etwas mehr als die Hälfte der in derselben Epoche des vorigen Jahres

(1836: 109833 B., 1837: 66037 B.) verkauften Baumwolle umgesetzt wurde.

Man sieht übrigens aus dem Obigen, aus dem Einflusse der Geldkrisis, die am Ende doch wohl die Hauptsache ist, wie Alles in der gegenwärtigen Zeit ineinander greift, und wie nur ein Rad stille zu stehen braucht, um die ganze künstliche und erkünstelte Maschine in Stocken zu bringen. Wollte man die Consequenzen dieses Gedankens, die letzte Ursache der vor einem halben Jahre die ganze Welt erschütternden Handelsereignisse suchen, so würde man auf ein Feld geführt werden, das sehr glatt, und wo es nur Wenigen erlaubt ist, festen Fußes einherzuschreiten. Ich bleibe daher bei der Baumwolle.

In der Zeit, als die Crisis ihre höchste Stufe erreicht hatte, als die Baumwollenspeculanten oft an einem Tage Hunderttausend Franken verloren, und mit jeder neuen Post ihrem Untergange entgegensehen konnten, besuchte ich mitunter die Börse. Nicht eine Spur von der innern Unruhe war hier in dem Wesen und Benehmen der Kaufleute zu entdecken. Und das eben griff mir mehr in's Herz, als wenn sie ob ihres Unglückes geweint und geklagt hätten. Wie es im Innern dieser Leute, die mit ruhigem, kaltem Gesichte über die Baumwolle sprachen, aussehen mochte, ist nicht schwer zu ahnen. Haus und Hof, Frau und Kind, der Gewinn von zwan-

zig Jahren, die Hoffnung einer ruhigen Zukunft, die Aussteuer einer geliebten Tochter, standen auf dem Spiele, und der Ausbruch einer einzigen Fallite wäre im Stande gewesen, den Ruin von zwanzig andern Häusern nach sich zu ziehen. Jeder Courtier konnte in der Lage, in der sich damals eine Menge Havrer Häuser befanden, im nächsten Augenblicke eine Nachricht bringen, die ein Todesurtheil für alle Hoffnungen eines zwanzigjährigen rastlosen Lebens gewesen wäre. Das geübte Auge des Physiognomen sieht die Spuren solcher Augenblicke beinahe in den Zügen jedes Kaufmannes, man trifft sie in dem Herzen Aller; denn ähnliche Lagen wiederholen sich zu oft, als daß sie nicht ein unauslöschliches Zeichen zurücklassen sollten. Jeder Kaufmann hat so oft an die Möglichkeit seines eignen Unterganges gedacht, daß die Mehrzahl am Ende den ihres Freundes, ihres Bruders selbst, beinahe theilnahmlos anhören kann. Diese ewig gespannte Hoffnung und Furcht müssen am Ende die neben und um sie liegenden Menschengefühle abstumpfen, und den Kaufmann fast nothwendig zum kalten Berechner machen. — Er half vielleicht einmal einem Freunde aus der Noth, und bekam dann in der nächsten Stunde eine Nachricht, die ihm den Rest seiner Habe nahm, und um so tiefer stürzte, als er gerade jetzt über das nicht gebieten konnte, was er dem Freunde geliehen. Er war vielleicht einmal

gerade menschlich, als er mit einem Betrüger oder einem Betrogenen zu schaffen hatte!

Klaget ihn nicht an, wenn er die Stimme der Menschheit überhört; er arbeitet in einer Werkstätte, wo man so lange mit den gewichtigsten Hämmern auf die schallenden Erzplatten schlug, bis sein Gehör ertödtet war. Die Werkstätte! die Werkstätte! das ist das Uebel, aber wie sie ersetzen, wie sie überflüssig machen? — wäre eine Preisfrage, auf die man die Schätze der ergiebigsten Goldmine setzen sollte. — Aber wie äusserlich kalt uns auch der Kaufmann in einem Augenblicke entgegentritt, wo sein ganzes Habe und Gut auf dem Spiele steht, so wühlt im Innern doch die Krankheit. Nervösem Zucken ähnlich sind in solchen Augenblicken seine Entschlüsse. Ein hingeworfenes Wort wird für ihn ein Hoffnungsstrahl; sein Inneres fährt zusammen, und er sucht und greift nach dem in den Wogen schwimmenden Brette.

So Etwas sah man hier in den Tagen der Crisis, als damals Hr. Balthazard sein Bankproject vorlegte. Er hatte schon früher oft eine solche Bank vorgeschlagen, aber sein Plan war unbeachtet geblieben. Jetzt aber sahen die kleinern Kaufleute in derselben den Hoffnungsstrahl für ihre gedrückte Lage, und griffen unbedenklich zu. Bald stiegen die Actien, und dann kaufte alle Welt welche.

An die Stelle der Baumwolle war für einen Augenblick die Bank getreten. Leute, die ihren Ruin vor Augen sahen, die nicht mehr über etliche Tausend Franken gebieten konnten, unterschrieben für Hunderttausend Actien, um sie ein paar Tage später verkaufen und Gewinn daraus ziehen zu können, mit dem sie dem Bedürfnisse entgegenzutreten hofften. So wurden in ganz kurzer Zeit die bestimmten Millionen unterschrieben. Die Bank ist somit die legitime Tochter der Krisis und der Baumwollenkrise.

Die Baumwolle spielt überhaupt hier die Hauptrolle, und sehr Vieles von dem, was hier gesagt und gethan wird, läßt sich am Ende leicht in das Zauberwort Baumwolle übersetzen. Die ganze Stadt fühlt diesen Einfluß, und die Baumwolle ist der Barometer ihrer Glückseligkeit. Bäcker und Schlächter, Kaffee- und Weinhäuser, Arbeiter und Seeleute sind nur eine große galvanische Kette, für die die Baumwolle der etwas materielle magnetische Funke ist, der sie durchläuft und erwärmt; und wenn er fehlt, so stockt Alles, liegt Alles brach. Die Baumwollenkrisis zeigte sich daher überall in ganz Havre, und erst, als sie überstanden, fing man hier wieder an freier aufzuathmen.

Wie sich aber überhaupt hier fast Alles in Baumwolle übersetzt, habe ich oft in weniger ernsten Augen-

blicken zu bemerken Veranlassung gehabt, und mitunter sah ich gar, wie man im Cercle du Commerce beim Kartenspiele kurzweg, um nicht so und so viel Franken zu sagen, einen Ballen Baumwolle auf eine Karte setzte. Die erste Frage und die letzte, die ultima ratio eines großen Theiles der Havrer Welt ist: Baumwolle; und wie gut königlich man hier auch meist ist, so ist man doch noch viel baumwollener gesinnt, und würde am Ende morgen republikanisch oder mahomedanisch denken, wenn die Republik oder der Großsultan sich ebenso in Baumwolle übersetzen lassen könnten, wenn sie der Baumwolle einen bessern Preis und gesicherten Absatz auf ein paar Jahre zu verbürgen im Stande wären. Da dies aber nicht gut möglich ist, so bleibt es beim Alten, und man schwört nicht höher, als nöthig, billig, und möglich, nicht höher als „nom de coton! vive Louis Philippe!“

Gesellschaften.

Havre, im März 1837.

Wir sind in der Charwoche; Ostern, das Fest der Freude, ist vor der Thüre und auf den Dächern und auf der Straße liegt der Schnee einen halben Fuß hoch und auf den Fensterscheiben stehen die Träume der Nacht in Blumen und Arabesken vereis't. Schlechtes Wetter ist überall ein böser Gast, in einer französischen Provinzialstadt aber ein wahres Unglück. In ganz Havre nicht ein einziges Lesekabinet, und die Kaffeehäuser die leibhaftige Prosa des deutschen Philisterthums mit obligatem Dominosteingeklirre auf den kalten marmornen Tischplatten! Das deutsche Philisterthum, das Schlaraffenleben in den deutschen Wirthshäusern und in den Familienzirkeln der kleinern Städte ist der Kirchhof der Kraft, das Treibhaus der Beschränktheit. Aber es hat dennoch seine poetische, oder soll ich sagen seine gemüthliche Seite? In den

französischen Provinzialstädten gibt es ungefähr so viele Philister als in Deutschland; sie sind so kleinlich, so gehaltlos, so hausbacken wie ihre germanischen Wahlverwandtschaften, aber sie sind meist kälter, berechnender und schaler. Ich bin nicht in einer einzigen deutschen Dorfkneipe gewesen, wo ich nicht wenigstens einen originellen Schulmeister, Küster, Glöckner, Pächter oder Tagelöhner gefunden hätte, nicht in Einer Stadtschenke, wo nicht der Gevatter Schneider, Schuster oder Schmidt den Gästen das Bier mit einem kernhaften Eulenspiegelwitze gewürzt hätte. Ich entsinne mich nicht, je in Frankreich einer ähnlichen Erscheinung begegnet zu sein, und die Franzosen selbst erkennen an, daß ein solcher Nachkömmling des hochseligen Eulenspiegels für Frankreich eine ausländische Waare ist, denn sie nennen ihn le lustig de la société. Bis in die kleinsten Städte hinab ist in Frankreich Alles der Affe eines Pariser Musters, und was uns in Paris durch seine Großartigkeit, durch seine Neuheit wenigstens auffällt, wenn auch nicht anzieht, erregt in der Provinz dadurch, daß es eine Nachahmung, eine fratzenhafte Satire des Pariser Lebens wird, inniges Mitleiden, oft Kopfschmerzen und meist Gähnen und Langeweile, wenn man eben aus Paris kommt und dort, was in der Provinz noch neu ist, bereits vor Monaten, oft vor Jahr und Tag an Altersschwäche sterben sah und zu Grabe

geleiten half. In einer französischen Provinzialstadt muß man entweder zum Einsiedler werden, oder, was noch gräßlicher ist, Dominospieler, wenn man nicht die Mehrzahl der Abende sich tödtlich langweilen will. Ich habe zwar bis jetzt nur in Havre, Rouen und Nancy gewohnt, und kann daher nur von diesen französischen Städten — Straßburg ist deutsch — sprechen, aber von dort verbürge ich, daß man nur die obige schreckliche Alternative hat.

Aber die Gesellschaften? Ja, da sprudelt der Esprit. Noch schmerzt mich der Kopf vom Genusse desselben in Paris, und nun gar der mit dem Wasser der Langeweile versetzte, aus Feuilletonsartikeln und Reminiscenzen der Hauptstadt abgezogene bittersüße Essiggeist alter verlegener Aepfel! Mich ekelte überhaupt selbst in der Hauptstadt der Esprit, das gebrannte Wasser des Witzes, überall an, wo er aufgetischt wurde. In der Provinz erscheint er nur noch schaler, weil er ausgeschossene Waare ist, die man in Paris nicht anbringen konnte. Der Himmel bewahre mich in alle Zukunft vor einem spirituellen Menschen, vor einer spirituellen Gesellschaft! Ich kenne nur Ein größeres Uebel, das ist ein sentimentaler, tanzender Thee; denn ich will es im Falle der Noth noch erlauben, daß man den Geist, den Verstand, oder, um ja nicht mißverstanden zu werden, den Esprit nothzüchtigt, aber wer

dies mit dem Gemüthe, dem Gefühle versucht, wird zum Verbrecher. Man steinige ihn, um gerecht zu sein; er verdient's. Ueberdies ist das Gefühl noch viel leichter zu erheucheln, als Esprit, und schon deßwegen die Sünde, das Verbrechen gefährlicher, und somit nach Feuerbachs und überhaupt jeder ehrlichen Abschreckungstheorie viel strafbarer. Ich habe mich oft genug täuschen lassen, wenn mir eine schöne Seele ein nach der Vogelorgel ihrer Frau Mama eingelerntes Stückchen hochsentimentaler Freundschaft und Liebe vorleierte, und habe daher ein Recht, strenge gegen die germanische Erbsünde zu sein. Mit den Vogelorgelstückchen des Esprits ist mir nie etwas Aehnliches begegnet, und so hege ich keinen Groll gegen ihn. — Um ein recht spiritueller Mensch zu sein, und in Paris ziemlich sicher, in der Provinz zweifelsohne beim monde comme il faut Glück zu machen, braucht man nur eine gute Dosis Unverschämtheit und Frivolität, und eine gelöste Zunge. Wem es einfallen sollte, zu denken, ehe er spricht, wer sich herausnehmen wollte, etwas Verständiges oder Sinniges zu sagen, wäre ein verlorner Mann. Eine Geschichte mit etwas Scandal über Herrn X. oder die Dame Y., eine Antwort, die nicht Ja und nicht Nein sagt, und wo möglich alle anwesenden Damen überhebt, Proben ihres eignen Esprits abzulegen, eine stets fertige Anekdote, eine Stadtneuigkeit, gehörig

gemischt und mit der hinlänglichen Zugabe leichtverdaulicher Redensarten, dies ist das beste Recept, der wahre Nürnberger Trichter des Esprits.

Der Esprit ist die Modekrankheit des Geistes in Frankreich, die Sentimentalität die des Gefühls in Deutschland. Beide zehren an des Mannes Kraft und sind der nagende Wurm jeder Tüchtigkeit hier und dort. Der Unterschied ist nur der, daß die Spiritualität jede Elendigkeit zu vertheidigen, die Sentimentalität sie zu entschuldigen im Stande ist, daß die erste aus jeder Großthat eine Dummheit, und die letzte aus jeder Dummheit eine Großthat zu machen versteht. Es ist schwer zu sagen, welche Schale sinken würde, wenn man beide auf die Wage legen wollte.

Wenn mir die französischen Spirituellen unleidlich waren, so sind dagegen die deutschen Geistreichen viel lustiger. Ich war stets froh, wenn ich in Gesellschaft oder in der Literatur einem solchen begegnete. Ein Affe ist und bleibt ein Affe, und wenn man seinen Sprüngen lange und oft zusieht, wird die Sache sehr langweilig; aber wenn ein Bär einem Affen seine Sprünge nachmachen will, so wird die Sache gefährlich, denn das ist zum todtlachen. — In der Provinz machten die spirituellen Gesellschaften oft einen ähnlichen Eindruck auf mich, denn auch ihnen fehlt die Pariser Geschliffenheit, der man

am Ende gerne Einiges zu Gute hält. Meist aber war die Sache nur langweilig, denn es gibt nichts Schrecklicheres, als Mittelmäßigkeit. Die Spirituellen der Provinz sind zu gut, um vollkommen und immer zur Farce zu werden, und zu schlecht, um zu unterhalten. Und was das Schlimmste ist, man merkt nur zu bald, daß das Alles nicht Natur, daß es nur Nachahmung der Pariser Mode, eine aus einem Feuilleton, einer Revue auswendig gelernte, nur halbbegriffene Rolle ist.

Eine Eigenthümlichkeit in der Mehrzahl der Havrer Gesellschaften ist eine strenge Absonderung der Männer und Frauen. Diese sitzen meist an einem besondern Tische, und thun so, als ob sie arbeiteten, indem sie eine Stickerei in der Hand halten. Unterdeß versammeln sich die Männer an einer andern Stelle des Salons, politisiren, oder noch öfter baumwollisiren, oder spielen. Eine magische Kraft scheint die Männer von den Frauen wegzubannen, und nur selten giebt es Einen, außer den Vätern mitunter, die den Zauber zu besiegen wissen und wagen. Es ist dies wahrlich die beste Manier, die Gesellschaften so unleidlich als möglich zu machen. Die Ursache dieses Umstandes liegt wohl darin, daß die meisten jungen Leute Commis sind, und selbst in Gesellschaft den gebührlichen Respect vor ihrem Patrone, der Madam und den Demoiselles nicht außer Augen setzen wollen, oder vergessen können.

Dann aber sind sie meist Fremde, die nur eine Zeitlang in Havre bleiben. Die Herren Patrone mögen daher wohl fürchten, daß sich Verhältnisse zwischen den jungen Leuten gestalten möchten, die nachher ohne Folge blieben. Was aber auch die Ursache sein mag, so ist die Folge so langweilig als möglich.

Einen Ersatz für solche Gesellschaften des monde comme il faut findet man mitunter hier und dort in dem Kreise einer Familie, die selbstständig genug ist, der Mode zu trotzen. Ich glaube kaum, daß es viele solche giebt, und ich schätzte mich glücklich, in dem Hause meines Freundes Wanner einen tüchtigen Mann, zwei liebenswürdige Frauen und natürliche, kindliche Kinder gefunden zu haben, bei denen Herz und Verstand die Sprache der Natur verstehen und reden.

Wissenschaft und Kunst.

Havre, — 1837.

Havre, — Wissenschaft, — Kunst, — wahre Dissonanzen! Nur der erste dieser Töne stimmt auf den Grundton: Baumwolle, die beiden andern aber geben unauflösbare Septimen oder sonstige Mißklänge.

Doch auch auf eine wüste Insel trägt mitunter ein Zugvogel den Samen einer gesunden Frucht, und dann sieht man wohl zwischen dem Unkraute eine Kornähre aufschießen. Von dieser will ich sprechen.

In Havre besteht eine gelehrte Gesellschaft, wenn man so will. Sie heißt société havraise d'études diverses. Die Zahl ihrer regelmäßigen Mitglieder beläuft sich auf 22, die ihrer Correspondenten auf 21. Sie kommt monatlich zweimal zusammen, wo dann die Arbeiten der verschiedenen Mitglieder, Rapporte über ein-

gesendete Bücher rc. vorgelesen werden. Jährlich veröffentlicht diese Gesellschaft eine Art von Uebersicht ihrer Arbeiten. Aus der des vorigen Jahres sieht man, daß die société ihren Namen verdient, denn die gelieferten Arbeiten sind bunt genug durcheinander gewürfelt, und wir werden in dem Rapporte bald aus Havre nach Rouen, selbst nach Polen oder gar unter die Celten versetzt, hören die Sprache der Philosophen über den Unterricht, die Moral, den Einfluß der Fabriken auf dieselbe, endlich selbst die Vertheidigung der Genesis, dann wieder Bemerkungen über den Barometer, die Cholera, die Phrenologie, die Pocken, nebenbei eine statistique medicale von Havre, und um nicht hinter dem Zeitalter zurückzubleiben sehen wir, daß die Gesellschaft auch ihre Dichter hat, die bald in Versen philosophiren, bald sich der Lyrik ergeben, und endlich selbst mitunter Fabeln schreiben.

Es ist nicht meine Absicht, hier ins Einzelne einzugehen, noch weniger zu kritisiren, denn es scheint die Gesellschaft trotz der halben Oeffentlichkeit, die sie ihren Arbeiten giebt, nur ein Cirkel von Freunden zu sein, die an den Abenden, wo sie sich versammeln, auf ein paar Stunden den Handel, die Schule, die Krankenstube, das Hospital und das Gericht vergessen wollen. Uebrigens giebt es unter den Arbeiten einzelne, die, nach dem Rapport zu schließen, nicht ohne Bedeutung gewesen sein mögen, wie

unter Andern eine Vorlesung des protestantischen Pfarrers, Hrn. Poulain, über die Uebereinstimmung der Genesis mit den neuesten Entdeckungen in der Naturgeschichte und insbesondere den Beobachtungen Cuviers.

Die Kaufleute sind in Minderzahl in der Gesellschaft (9 Mitglieder) und das erklärt es vielleicht, wenn die Mehrzahl sich sehr kräftig gegen die Verthierung der Jugend in den Fabriken aussprach. Mitunter zeigt sich dagegen auch der Kaufmannsgeist, wie in einer Debatte, wo man ziemlich ernstlich darüber verhandelte, ob es nicht ein Unglück sey, dem öffentlichen Unterrichte, wie gegenwärtig, eine so bedeutende Ausdehnung zu geben, und zur Ehre der Mehrzahl der Gesellschaft sey's gesagt, daß sie mit Kraft diese Ansicht zurückwies.

Die geringe Anzahl der Mitglieder überhaupt, und besonders die der Kaufleute zeigt, wie wenig man in Havre das Bedürfniß einer Nahrung des Geistes fühlt. Diejenigen, die dieselbe suchen, die diese Gesellschaft gegründet — sie zählt erst vier Jahre — verdienen um so mehr Lob.

Einen Einfluß auf das geistige Leben der Stadt übt dieselbe nicht aus. Es scheint das auch nicht ihre Absicht zu sein, und gerade darin liegt ihr Urtheil. Eine solche Gesellschaft ist nur eine Art Spielerei, wenn sie keinen höhern Zweck, als die Unterhaltung hat, wenn sie sich nicht ein Ziel vorsetzt, und demselben nachzustreben sucht, und

ich denke in der Provinz und besonders in Havre sollte es nicht schwer sein, einen tüchtiger Männer würdigen Zweck aufzufinden.

Mit dieser société havraise habe ich aber auch ungefähr alle Institutionen, die zur Förderung der Wissenschaft in Havre bestehen, angeführt, wenn man noch die öffentliche Stadtbibliothek hinzurechnet. Diese zählt viele Tausend Bände aus den Klöstern der Umgegend zusammengetragen. Bis jetzt ist über die Geschichte der Stadt und der Normandie hier nur höchst Unbedeutendes zu finden, doch sollen andere Werke nach und nach angeschafft werden. Ich habe selten einen Bibliothekar gefunden, der freundlicher und zuvorkommender ist, als der von Havre — er reichte oft seine Dose allen Lesern nach der Reihe hin, — aber leider ist es ihm bis jetzt noch nicht gelungen, einen vollständigen Katalog über die vorhandenen Bücher zu Stande zu bringen, so daß eine gute Hälfte der vorräthigen Schätze noch vergraben hier liegt. Die Bibliothek ist alle Tage — Sonntags ausgenommen — von 10—4 Uhr geöffnet, hat ein bequemes, im Winter geheiztes Lesezimmer, in dem ich mitunter sieben, acht Leser — unter diesen etwa sechs Stammgäste, die aber seltener kamen, als kein Feuer mehr im Ofen nöthig war — gefunden.

Unter den hier lebenden Schriftstellern lernte ich nur

wenige kennen. Hr. Corbière, von dem ich schon sprach, ist durch seine Seeromane bekannt. Einen von diesen habe ich hier gelesen. Er heißt: le Banian, und der Banian ist ein Robert Makair, der auf Reisen geht, in den Colonien seine Rolle wie auf dem Festlande spielt, ein paarmal durch den Strick fällt, viel Geld gewinnt, seinen Namen ändert, zurückkommt, Deputirter wird, und eben eine Comtesse heirathen will, als er entlarvt wird, mit Schimpf und Schande abzieht, und endlich als Mouchard elendig stirbt. — Die Einzelnheiten in dem Romane, Situationen, Verwickelungen und Entwickelungen, die Schilderungen der Meerspinnen, dann die Charaktere zeugen von Talent, und wenn Hr. Corbière in Paris wäre, würde er vielleicht in der Tagesliteratur eine Rolle spielen. So, unter dem negirenden Einflusse der Hauptstadt, die ihm nur eine Art passiver Thätigkeit erlaubt, ist er der Uebersetzer der Landsprache und der Landereignisse von Paris in die Seesprache und Seeereignisse einer Reise nach den Colonien, und eines Aufenthaltes daselbst. Der Einfluß der Hauptstadt auf jede geistige Regung in der Provinz besteht nicht nur darin, daß sie dieser den Weg verschließt, sich auswärts geltend zu machen, sondern daß sie diese Regung als selbstständig und selbstthätig beinahe unmöglich macht; denn fast alle Schriftsteller der Provinz haben das Bewußtsein der Ab=

hängigkeit, und dies Bewußtsein ist eben der Tod aller Selbstständigkeit. Die Mode zwingt die Provinz, so zu tanzen, wie man in Paris aufspielt, und daher hört man in der Provinz nur den Nachklang dessen, was in Paris geschieht. Die Mehrzahl der Schriftsteller in den Provinzen, wenn sie nicht ganz außerordentliche, dem Vorurtheile und der Gewohnheit trotzende, und diesen Trotz durchsetzende Geister sind, ist gezwungen, der Nachbeter von Paris zu sein; sie schaffen nichts Eignes, nichts Neues, und kommen mit dem, was sie in Gedanken und in der Form, die in Paris gelten, erdacht und geschrieben haben, meist Jahr und Tag zu spät, wie dies eben mit der Mode der Fall ist, die noch in Havre und Bordeaux gilt, wenn sie in Paris bereits durch eine neue ersetzt ist.

Die Werke Hrn. Morlents, Herausgebers der Revue du Havre, bestehen in mehreren kleinen Reisebeschreibungen, die keine großen Ansprüche machen, und denen man daher gerne Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Sie gehören in Bezug auf Styl und Inhalt zu den bessern Reisebeschreibungen, die man in Frankreich findet.

Eine reunion d'honneur de lettres publicirt seit mehreren Monaten Archives du Havre, recueil commercial, scientifique et litteraire. Alle bis jetzt erschienene Hefte lassen nichts weniger als eine neue

selbstständige Richtung derselben ahnen, wenn auch einzelne Artikel nicht ohne Interesse sind. Ein Plan scheint ebensowenig diesem Unternehmen zum Grunde zu liegen, denn in der Einleitung, nach wunderlich geschraubten Phrasen, begnügt sich der Herausgeber zu sagen: les archives du Havre seront celles du Progrès, was denn so gut wie in den Wind blasen heißt, wenn man sich hütet zu sagen, was man unter Progrès verstehe. Die Buchhändlerspeculation, Papier und Druck sind übrigens für ein Jahr gesichert, und so kann man wenigstens den Archiven ein Jahr Lebensdauer versprechen, und die, die nach mir hieher kommen, mögen beurtheilen, ob sie vor ihrem Tode — der dann wohl erfolgen wird — eine festere Ansicht und Basis erlangt haben.

Das sind die wissenschaftlichen Kornähren, die irgend ein Zugvogel auf diese wüste Insel getragen hat.

In Bezug auf die Kunst glaubte ich das Land ganz öde, bis ich zufällig einen Maler entdeckte, von dem ich ausführlicher sprechen will. —

Der Seemaler Drouin.

Havre, Juli 1837.

Ich erging mich am Fuße der Heve, die malerischen Gruppirungen der zerrissenen Felsen beschauend, und mich der schönen, immer wechselnden Aussichten auf das Meer und die Stadt freuend. Nur hier und dort sah man in der Brandung der allmälig steigenden Fluth einen schweigsamen Fischer seinem Fange nachgehen. Die bewegte Welt der Stadt wurde hier, eine Stunde von Havre entfernt, zur Einöde.

Ein junger Mann am Ufer erregte meine Neugierde. Er stand an einer Stelle, wo sich die Brandung an ein paar großen Felsblöcken mit Geräusch, und ihr Wasser oft Mannshoch in die Luft werfend, brach. Mit jeder kommenden Welle sah ich ihn sich vorbeugen, als habe er ihr ein Geheimniß anzuvertrauen, und dann, wenn sie ihn mit ihrem Schaume und ihrem Wassergusse bedeckt

hatte, einen Schritt oder ein paar zurückweichen und als ob sie ihm Antwort gegeben, etwas auf ein Blatt, das er in der Hand hielt, niederschreiben. Ich sah verwundert zu, und es schien mir beinahe, als ob eines der Mährchen unserer Voreltern von der Liebe eines Ritters zu einer Meerjungfrau sich vor mir wiederholte. Bald aber sah ich die Sache mit prosaischerem Auge an, und dann kam es mir vor, als ob mein Ritter der Meernixe ein armer Teufel sey, der den Verstand verloren habe. Doch auch dazu war die ganze Sache zu monoton und dauerte zu lange. Ich stieg auf den Meerkies hinab und stand bald, ohne bemerkt worden zu sein, hinter meinem Ritter oder Narren. Eine neue Welle, der er wieder schweigsam, und sie mit seinen Blicken durchbohrend, zugesehen hatte, zwang ihn, ein paar Schritte zurückzutreten, und ich sah dann, als er mir näher getreten war, daß er sein Blättchen Papier betrachtete und ein ce n'est pas cela! unwillig ausstoßend, es wegwarf und ein anderes aus seiner Tasche herausholte. Ich hob den Liebesbrief an die Meernixe auf und fand auf demselben mit Bleistift das Wellenspiel auf eine höchst kunstreiche Weise wiedergegeben. Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Maler, der hier die Geheimnisse des Meeres studirte und zu fesseln suchte.

Die Civilisation legt sich oft wie eine Scheidewand

zwischen die Menschen. In Paris bleibt uns der Zimmernachbar Jahre lang ein Fremder; in einer kleinen Stadt geht's schon besser, in einem Dorfe sind alle Bewohner Verwandte, und zwei Menschen in einer Wüste würden sich beim ersten Zusammentreffen die Hand zum Brudergrusse reichen. Wir, der Maler und ich waren am Fuße der Heve, auf dem Meeresstrande, den Fels hinter uns, die See vor uns, in einer Art Wüste, und so hatten wir keine besondere Einleitung nöthig, um Bekanntschaft zu machen. Ein paar Fragen und Antworten, und das Gespräch war im besten Flusse. Der junge Maler, er mochte 28 Jahr alt sein, lachte herzlich, als ich ihm gestand, daß ich durch seine auffallende Art, das Wellenspiel zu beobachten, verleitet, im ersten Augenblicke die Gesundheit seines Verstandes bezweifelt habe, und sagte mir, Aehnliches sey ihm von Seiten der Fischer und Arbeiter schon öfters widerfahren. „Deßwegen," fuhr er fort, „muß ich so weit gehen. Oft werde ich für die kleine Reise reichlich belohnt, wie eben hier an dieser Stelle, wo ich seit mehreren Tagen eine ganz eigene Brechung der Wellen beobachte, ohne daß es mir gelingen will, das Geheimniß derselben zu fassen und zu fesseln." Und wirklich sah ich, von ihm darauf aufmerksam gemacht, daß die Brandung, so oft sie gegen die beiden Felsblöcke fuhr, sich doppelt brach und, von zwei Seiten

zusammenschlagend, eine Art Wölbung bildete, wie ich dies bis jetzt noch nie bemerkt hatte. Die Croquis des Malers zeigten mir einmal, wie schwer es sein mochte, dies Spiel der Natur wieder zu geben, dann aber auch, daß ich mit einem Manne zu thun hatte, der nichts weniger als ein Neuling in der Kunst war. Nachdem er mich freundlich eingeladen, ihn zu besuchen, und mir seine Adresse gegeben, ließ ich ihn allein, um ihn in seinen Studien nicht ferner zu stören.

Am Abend fragte ich einen meiner Bekannten, der über alle Bilder des Salons von Paris mitzusprechen hatte, ob er den Maler Drouin kenne, und er antwortete mir, er habe einen peintre en batimens, einen Anstreicher dieses Namens früher gekannt, und er habe wirklich gehört, derselbe befasse sich damit, Schiffe für die Kapitäns oder Rheder zu malen. Dies kühlte meinen Enthusiasmus, den die Skizzen und das bescheidene und doch würdige Wesen des jungen Mannes, der mir einen ziemlich hohen Begriff von seinem Kunstberufe gegeben, in mir hervorgerufen hatten. Dennoch suchte ich am andern Tage meinen neuen Bekannten auf.

Ich mußte bis in den dritten Stock eines Hauses dritten Ranges hinaufsteigen, wo eine schlichte junge Frau, die schwerlich in der Stadt erzogen worden war, mir die Thüre öffnete und mich in ein reinliches Zim-

merchen fuhrte. Bald erschien dann der Maler in einem grünen leinenen Kittel, der sich nur dadurch von denen, welche seine Kunstgenossen in Paris tragen, unterschied, daß er nicht mit hundert Farben und Oelflecken beklert, sondern blank und rein war. Nach den ersten Begrüßungen führte mich Drouin in ein anderes Zimmer, wo er sein jüngstes Kind, wie er sagte, aufgestellt hatte. Das Kind war aber ein kleiner Riese, der in der Wiege schon die Schlangen des Neides und der Eifersucht zu zerdrücken im Stande schien.

Ich gestehe, daß ich nie und nirgends bis jetzt das Meer so wiedergegeben sah, als in diesem Gemälde des cidevent peintre en batimens. Das Bild war ziemlich groß, das größte, das Drouin bis jetzt gemalt hatte, fünf Fuß breit und vier Fuß hoch. Es stellt die Sauvetage des vor etwa einem Jahre in der Brandung vor Havre gestrandeten Dampfschiffes le Triton dar. Die Farbe der Schiffsgerippe auf den Werften im Vordergrunde ist etwas hölzern, der Meerkies hat denselben Fehler, er ist zu natürlich, und der Künstler hat übersehen, daß man Bäume malt, ohne Blätter zu malen, und daß man den Meerkies als Ganzes, nicht aber als eine große Menge einzelner Kiesel auffassen muß. Aber all das sind Fehler, die sich mit der Zeit ablegen lassen, und Drouin wird sie ablegen, denn in seinem Bilde zeigt sich da, wo das

Meer beginnt, ein Leben, eine Wahrheit, ein Studium der Natur, wie ich es nie bis jetzt, in keinem Seestücke irgend eines Meisters gesehen habe. Oft hat man es versucht, das Meer im Sturme wiederzugeben; aber die Wellen waren meist wahre Berge, schwer und dick. Drouin dagegen hat denselben ihre ganze Elastizität, ihr Spielen, ihre Durchsichtigkeit, ihre unendliche Verschiedenheit zu lassen gewußt. Die Wellen tanzen in seinem Bilde wie auf dem Meere, und man glaubt, wenn man dies Gemälde betrachtet, den Jubel zu hören, in den sie ausbrechen, so oft sie der Erde nahe treten. Ich denke nicht zu viel zu sagen, wenn ich prophezeihe, daß Drouin, dessen Name bis jetzt nirgends öffentlich genannt worden, in zehn Jahren der erste Seemaler Frankreichs sein wird.

Nachdem ich das Bild lange angeschaut und mir Drouin noch ein paar kleinere Landschaften und Viehstücke gezeigt hatte, fragte ich ihn, ich weiß nicht gerade weßwegen, ob der peintre en batimens Drouin etwa sein Vater sei. Und er antwortete lächelnd: „Ja! wenn Sie so wollen; denn er hat mich großgezogen, mich genährt und gepflegt, und mir die Mittel gegeben, ein Maler zu werden, vorausgesetzt, daß mir dies je gelingen sollte. Doch sie könnten mich mißverstehen: der peintre en batimens steht vor Ihnen. Arm und ohne Mittel

habe ich gerade dies Metier gewählt, weil ich hoffte, dabei für die Malerei, meine Leidenschaft seit meiner frühesten Jugend, Zeit zu erübrigen." Dann erzählte er mir mit der naivsten Anspruchlosigkeit, wie er bereits im zwölften Jahr seinen Vater verloren, und von da an für eine kranke Mutter und sich selbst das Brod habe verdienen müssen. Seine Neigung theilte sich zwischen dem Meere und der Malerei, und so wurde er zuerst Schiffsjunge, blieb drei Jahre auf der See, und zeichnete schon damals, so gut und so schlecht es eben gehen wollte, Schiffe, das Meer, Kirchen und Dörfer, ohne je Unterricht gehabt zu haben. Endlich aber erhielt die Neigung zur Malerei die Oberhand, er verließ das Schiff und ging zu einem Häusermaler, wo er bald (in Rouen) das Nothdürftige erwarb, und noch Zeit fand, im Zeichnen Unterricht zu nehmen. Die Anstreicherei aber war seine einzige Schule in der Malerkunst, und in der Farbenlehre blieb er ganz sein eigner Meister. Seine Bilder tragen die Spuren dieses Selbstunterrichts; denn wie schön sie in der Hauptsache sind, so fehlt ihnen doch, was die Maler in Frankreich le chique nennen. Bald trieb ihn seine Sehnsucht nach dem Meere wieder nach Havre, und hier ging er von Stufe zu Stufe aufwärts: erst noch Weißbinder in Wasserfarbe, dann Abkonterfeier der Schiffe für Kapitäns und Kaufleute, die ihre Kinder — die Schiffe sind ihnen solche, und

oft fester ans Herz gewachsen, als die eigentlichen Kinder — abmalen lassen, um sie stets um sich zu haben, endlich Oelmaler, und jetzt steht er — der Umstand, daß bereits jetzt Havrer Liebhaber seine Gemälde ziemlich gut bezahlen, bürgt dafür, wenn man die Havrer nur etwas kennt — in der Vorhalle des Tempels, wo die Göttin der Kunst dem durch die Natur selbst Eingeweihten die Palme nicht versagen wird. Man wird noch oft von ihm sprechen, wenn er erst die Eisrinde durchbrochen, welche die Provinz in Frankreich um jedes Genie legt, wenn er erst einmal in Paris die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Eine musikalische Messe. Ein Besuch. Das Theater.

Havre, — 1837.

Man hatte mir gesagt, daß heute in der Notre Dame eine musikalische Messe stattfinden werde. Das Wort: musikalische Messe wirkt, seit ich in Frankreich bin, stets auf eine ähnliche Weise auf mich, wie etwa der Kuhreihen auf einen Schweizer. Ich muß an unsere großartigen, tiefergreifenden Messen im Dom zu Cöln denken, und eine ununterbrochene Reihe der schönsten und erhabensten Erinnerungen zieht an meinem Geiste vorüber. — Ich beschloß, der Messe beizuwohnen, wenn ich auch zum Voraus wußte, daß bei dem Standpunkte, auf dem die Musik in den Provinzen Frankreichs steht, nicht gerade viel zu hoffen war.

Meine Hoffnung wurde übertroffen; aber anstatt eines Genusses wurde mir Belehrung; denn diese Musikmesse oder Messenmusik reichte hin, mir mit einem Schlage

den Zustand der Religion in Frankreich, das Wesen der französischen und Havrer Geistlichkeit so klar als möglich darzustellen. Die Kirchen-, die Messenmusik war nehmlich eine Regiments-, oder Ballmusik. Voila! den Schlüssel zum Räthsel! — Und diese Regiments-Kirchenmusik mit Picoli, Cornet und Piston, Trompeten, Zimbeln und dicker Trommel spielte ganz gemüthlich die Balletmusik der Scene des pré aux cleres aus Meyerbeers Hugennotten und dann noch ein paar Galopaden und Quadrillen von Auber, Julien und Musard. Sie spielten gar nicht schlecht, die braven Herrn Regimentsmusikanten, und es zuckte mich in allen Fingern, und der Teufel hetzte mich, als eben vor der Aufhebung der Hostie eine Quadrille, die ich einigemale bei Musard gehört, und die mir sehr gefallen hatte, aufgespielt wurde, aus Leibeskräften zu applaudiren, und bis! bis! zu rufen. Ich hatte einige spezielle Gründe, die mich zurückhielten. Aber der Hohn war gräßlich, und die Krämer im Tempel, die Christus in seinem gerechten Zorne austrieb, waren gegen diese Regimentsmusik und diese Quadrillen ein wahres Kinderspiel, nicht des Redens werth. Wie es mich in den Händen zuckte, so schien es der Mehrzahl der andächtigen Zuhörer in die Beine zu fahren, und sie regte sich nach dem Tacte und wogte freudig den Leib und das Haupt hin und her. Waren es doch dieselben Tänze,

dieselbe Musik, die ein paar Wochen vorher auf den Bällen aufgespielt wurde, nach der sich's so schön tanzte, an die sich die Erinnerungen so froher Stunden, so mancher verliebten Intrigue, so manches gefoppten Ehemannes, dessen schöner Hälfte man während des Tanzes das Stelldichein zuflüstern konnte, knüpften. O diese heilige Regimentsmusik! Mir wurde am Ende ganz fromm, zu Muthe, und ich hätte dem Teufel Abbitte thun mögen für alle Sünden, die ich unterlassen hatte, zu begehen.

Ich gehöre eben nicht zu denen, die ein Aergerniß nehmen an dem Ernste, mit dem das Judenthum, und das aus diesem hervorgegangene Christenthum den Gedanken an Gott umgeben hat. Damit will ich aber keineswegs sagen, daß ich ein Anhänger der Ansicht bin, die diese Welt als ein nothwendiges Jammerthal ansieht, um so — wie der Junge des Bauern, der jenem täglich Morgens seine Tracht Schläge voraus gab, damit er nicht sündige — gehörig geläutert in den Himmel zu kommen. Die Priester aller Zeiten haben mit seltener Ausnahme aus dem Gotte einen Götzen, einen lächelnden oder einen fluchenden, je nachdem ihnen dies oder jenes gelegener kam, gemacht.

Mit dem Gedanken eines einigen Gottes mußte dieser nothwendig ernster, erhabener und erhebender werden, und wer diesen Einen Gott, in der Natur oder über

ihr, Einerlei, anerkennt, muß seinem Gottesdienste diesen Ernst selbst geben, wenn er nicht beweisen will, daß er seinen eignen Glauben nicht begreift, nicht einmal fühlt. Doch wollte ich davon nicht sprechen. Die Priester in Frankreich sind Katholiken, und gehören meist nicht einmal zu den tolerantern. Und dann eine Regimentsmusik, Quadrillen u. s. w. aufspielen in der Kirche! —

Eine einzige solche Messe muß hinreichen, den religiösen Zustand eines Volkes und seiner Geistlichkeit zu charakterisiren. Man sprach mir oft in Paris von einer Art Restauration des religiösen Gefühles im Volke, und ich will die Thatsache selbst nicht abstreiten. Ein Volk ohne religiöse Gefühle würde mit der Zeit nothwendig in sich selbst zerfallen; durch den schnödesten Materialismus zum auflösenden Egoismus, der keinen Gott, keinen Staat, keine Gesellschaft, keine Familie, keine Liebe und Hingebung mehr, und nur ein genußsuchendes Ich kennt, kommen. Ein solches Volk würde untergehen, und der Tag, wo der letzte Funke seines religiösen Gefühles erlöschte, würde sein Todestag sein. In Frankreich hatte man die Religion, die religiösen Gefühle, den Gott- und Tugend-Glauben an einen Cultus gebunden, den Geist in eine Form gefesselt, und die Bundeslade wurde so der Gott selbst. Die Priester aber, die über die Bundeslade wachen sollten, machten aus derselben einen Kasten, in

den sie ihre Schätze verbargen. Aber die Täuschung konnte nicht ewig dauern, und bald griffen kecke Neuerer an die Bundeslade, schüttelten sie, und da hörte das Volk, daß der Gott, den man es anzubeten aufforderte, gemünztes Geld und Edelsteine waren, jagte die Wächter der Bundeslade auseinander, schlug den Geldkasten zusammen, und theilte sich in die Schätze. Für Viele, die in der Lade den Gott, wie man es lehrte, gesehen hatten, mußte mit ihr auch der Gottglaube zertrümmert werden. Und es trat dann eine Zeit der Ungläubigkeit ein, die noch immer in der Masse des französischen Volkes, wenigstens des denkenden Theiles, wirkt. Aber diese öde Zeit konnte nicht fortdauern, und es ist nicht zweifelhaft, daß heute die Mehrzahl der Franzosen das Bedürfniß religiöser Gefühle, das Bedürfniß eines Glaubens an Gott, an Gerechtigkeit und Tugend tief, wenn auch nur vage, fühlt. Aber man irrt sich, wenn man deswegen meint, daß sie dereinst die zertrümmerte Bundeslade wieder für ihren Gott anerkennen werden.

Das vage unerkannte Gefühl des Bedürfnisses eines höhern Haltpunktes für das Leben führte viele Franzosen wieder in die Kirche, und was bei Vielen ein Bedürfniß war, wurde bei einer noch größern Anzahl zu einer Mode. Wenn die französische Geistlichkeit diese Gestaltung der Dinge zu würdigen im Stande wäre, wenn sie

dem Bedürfnisse der Zeit zu huldigen, und sich mit der Aufklärung in Einklang zu setzen wüßte, so könnte sie gerade jetzt unendlich viel wirken. Anstatt dessen macht sie wie früher aus diesem Gefühle eine Art Spekulation, und sucht aus demselben so viel als möglich zu ziehen. Sie huldigt der Mode, und gibt in den Kirchen Conzerte, macht den Tempel zum Schauspielhause. Warum sollte sie auch nicht! Ist doch die Spekulation der Herrn Musard und Julien eine der besten der Hauptstadt. Wie man in diesem Conzerte seinen Platz für 20 Sous kauft, so zahlt man in der Kirche für einen solchen nur 2 oder 4 Sous, und es bleibt, nachdem die Regimentstrompeter bezahlt sind, noch ein Erkleckliches für die Fabrik, wie man hier den Kirchenschatz nennt, übrig. Aber gerade in dieser Berechnung liegt das Verdammungsurtheil der Rechner, denn man sieht in derselben, und noch mehr in dem Mittel, das man, um die Kirchen zu füllen, wählt, daß es denselben um nichts weniger als um den Geist zu thun ist, daß sie nur suchen, den Kitzel ihrer Schaafe zu befriedigen, daß sie nicht begreifen, was sich im Volke regt, und daß sie nur der Mode huldigen, um sie zu exploitiren. In der Hauptstadt erschien mir dies Alles viel weniger odiöse, denn man ist dort gewohnt, den Egoismus so grell als möglich hervortreten zu sehen; aber daß Aehnliches in den Provinzen stattfindet, ist ein

Beweis, daß es nicht mehr Verirrung Einzelner ist, die hier wirkt, sondern daß man nach einem Systeme handelt, wenn nicht etwa die noch einfältigere Schöpsentugend, die dem Bocke über den Steg nachzugehen lehrt, die Ursache der Regimentsmusikmesse ist.

Es hatte mich lange Nichts so im Innersten beleidigt, als dieser schnöde Spott, den man hier mit dem Heiligsten treibt. Der Eindruck, den diese Messe in mir zurückgelassen hatte, blieb mir den ganzen Tag, und selbst ein Spaziergang auf die jetée, den das Wetter heute halbwegs erlaubte, verwischte ihn nicht.

Ein Besuch, den ich gegen Abend machte, brachte mich auf andere Gedanken. Frankreich geht sicher einer socialen Umgestaltung entgegen. Der unverkennbarste Vorbote und Verkündiger einer solchen ist stets die Demoralisation des herrschenden Theiles der Gesellschaft. Ich denke, daß man mir diesen Satz aufs Wort glauben wird, und wer es nicht will, mag sich die Belege dazu in der Geschichte suchen; es ist nicht schwer, sie zu finden. In Frankreich aber ist die herrschende Klasse der Gesellschaft, die höhere Bourgeoisie, les grosses bonnets du juste milieu, so corrumpirt, als immer möglich. Die Deputirtenkammer, der gesetzliche Vertreter derselben, handelt nur aus Eigennutz, nur von dem schnödesten persönlichen Interesse geleitet. Die Anstellung eines Soh-

nes, eines Vetters, eine zugesagte Entreprise, ein Privilegium, ein Monopol, eine Einladung zum Balle bei Hofe und ein Ordensläppchen für die Reichern, genügen meist die Stimmenmehrzahl in den meisten Fällen zu sichern. Ein Ministerium hat die Majorität für oder gegen sich, je nachdem man von ihm glaubt, daß es Lebensdauer, d. h. die Zeit habe, seine Versprechungen zu erfüllen. Die Masse der Wähler ist nicht besser, weil sie sonst besser gewählt haben würde. Dann aber wird dies noch klarer, wenn man bedenkt, welche Mittel angewendet werden, und hinreichen, an den meisten Orten die Wahl der ministeriellen Deputirten zu sichern. In der Presse endlich, die ebenfalls eine Macht im heutigen Frankreich ist, geht es noch viel toller zu. Man weiß hier, wie viel ein lobender Artikel kostet, man kennt den Preis eines Feuilletons von J. J. und Anderer so gut, wie den prix fixe einer Unterhose oder einer Nachtmütze. Die Presse ist ein wahrer Markt der Gewissen, und wer nur den Preis kennt, und ihn zu zahlen im Stande ist, kann über alle jene unabhängigen Herren, mit seltener und deswegen um so achtenswertherer Ausnahme, gebieten. Robert Makair! Ja, das ist der Held des Tages, und der schönste, der wahrste Tipp der gegenwärtig in Frankreich herrschenden Gesellschaft.

Wenn man in Frankreich Tugend und Wahrheit, Aufopferung und Hingebung, Menschenliebe und See-

lengröße finden will, so muß man meist in die Tiefen der Gesellschaft hinab, oder besser hinauf bis in den dritten, vierten Stock, bis unter das Dach steigen. Nur da findet man in der Regel noch Menschen, die diesen Namen mit Stolz zu tragen würdig sind. Ich hatte bei meiner ersten Anwesenheit in Havre im dritten Stocke eines bescheidenen Hauses ein paar Monate gewohnt, und hatte die Leute so lieb gewonnen, daß ich mir die Freude nicht versagen konnte, sie zu besuchen. Der Vater ist Magazinaufseher eines großen Kaufmannes, die Mutter aber eine Hausmutter, wie ich sonst oft glaubte, daß sie nur in Deutschland zu finden seien. Sie schaffte und arbeitete den ganzen Tag, vom Morgen früh bis Abends spät, um die sehr zahlreiche Familie, acht rüstige Kinder, von dem sparsamen Erwerbe ihres Mannes anständig zu ernähren, zu erziehen, und unterrichten zu lassen. Ich war in dieser Familie wie ein Kind des Hauses behandelt worden, und als ich einmal unwohl war, vergaß die gute Mutter beinahe ihre eignen Kinder ob meiner Pflege. Ich wohnte in einem Zimmer nur durch eine Bretterwand von der ganzen Familie getrennt, und konnte beinahe jedes Wort hören, was in der Küche, dem gewöhnlichen Aufenthalte derselben, gesprochen wurde, und habe nie auch nur ein herbes Wort zwischen Mann und Frau, und nur mitunter die ernsten, kräftigen Er-

mahnungen der Mutter an ihre Kinder, wenn diese sich Etwas zu Schulden hatten kommen lassen, gehört. Viel Kinder ist des Hauses Segen, sagt ein deutsches Sprüchwort, und ich freute mich, einmal dessen Wahrheit zu sehen, denn in einem solchen Kreise gut gezogener Kinder ist wirklich jedes ein Segen Gottes.

Wie freuten sich die guten Leute, daß ich sie besuchte, und wie labte ich mich an ihrer Freude. Die Mutter sagte mir, daß sie oft von mir gesprochen, und ich konnte versichern, daß ich oft an sie gedacht. Sie bedauerte, daß gerade jetzt ihr Zimmer besetzt sei, und es that mir nicht weniger leid. Dann aber erzählte sie mir, daß ihr Zimmer beinahe sechs Monate unbewohnt gewesen, was mir bei der Uebervölkerung in Havre auffiel. Aber der Grund, warum dies der Fall gewesen, charakterisirt die gute Frau und auch die Stadt, denn nur weil alle Miethsleute in ihrem Zimmer frei sein, d. h. auf gut deutsch, weil sie sich nicht in die Bedingung schicken wollten, keine Gesellschaft andern Geschlechtes mitzubringen, verweigerte die Frau, ihr Zimmer zu vermiethen, und fand keine Miether. Sie sagte: „Meiner Kinder Schicksal liegt in Gottes Hand, ich habe alles dafür gethan, daß sie gut und brav werden, und wenn der Himmel anders bestimmen sollte, so will ich mir nicht den Vorwurf machen, erlaubt zu haben, daß sie Schlechtes unter

meinen Augen, in meinem eignen Hause gesehen hätten.“ Ich fürchte, daß ein solcher Scrupel vielleicht sogar in Deutschland, sicher aber Vielen in Frankreich als übertrieben vorkommen wird. Mir aber that er im Herzen wohl, und das Geschick wird fügen, daß sie das für sie immer große Opfer von ein paar hundert Franken nicht umsonst gebracht hat.

Ich hatte mich bei meinen ehemaligen Wirthsleuten so lange aufgehalten, daß ich bereits zu spät zum Theater kam; denn ein kleines Vaudeville ging eben zu Ende, als ich eintrat. In dem Zwischenakte hatte ich Gelegenheit, mir das Schauspielhaus und die Gesellschaft anzusehen. Ersteres ist nach dem Muster der Pariser gebaut und eingerichtet, und es zu beschreiben lohnte nicht der Mühe. Die Gesellschaft war interessanter. Das ganze Parterre war beinahe nur von Matrosen, vielleicht auch einigen Handwerkern, die in der Masse der Seeleute verschwanden, besetzt. In der zweiten Rangloge saßen meist Bürgersfrauen und Töchter, und in der ersten Rangloge hier und dort eine Dame du mond comme il faut, und endlich auf der Gallerie Dienstboten und öffentliche Mädchen. In den Zwischenakten ging es laut und lustig zu. Die Matrosen rissen derbe Witze, pfiffen, trommelten und schrieen, als sie ungeduldig wurden, und kamen einmal beinahe hart aneinander, und nur eine Herausforderung

en bonne ordre machte dem Scandal im Theater selbst ein Ende, indem die beiden Matrosen, und ein Dutzend ihrer Freunde gleich den Saal verließen, um vor der Thüre den Streit mit den Waffen, die sie mit auf die Welt gebracht hatten, zu schlichten.

Endlich begann die Introduction zum Postillon de Longjumeau, denn diesen sollte ich heute hören. Ueber die schaalen Tänze dieser Musik, die man eine Oper nennt, Nichts. Nur so viel, daß, wenn dieselbe in Paris schaal ist, sie hier ganz unverdaulich war; denn sie hatte einen Beigeschmack von Dissonanzen, von falschen Tönen, von wahrem Jammerlärme, den man hier Chöre zu nennen beliebte, daß ein Trommelfell wie eine Eselshaut, oder ein Ohr, wie das der Matrosen, an die Harmonie der pfeifenden Schiffstaue gewöhnt, dazu gehört, um sie nur halbwegs genießbar zu finden. O! wenn der Postillion nicht gar zu amüsant gewesen wäre, so hätte mein fester Vorsatz, bis ans Ende auszudauern, sicher nicht Stich gehalten. Aber der war ein Ersatz für alle Pein und Qual, denn er war sehr lustig. Vier Fuß hoch, und sicher eben so viele im Umfange, stand dies runde, gesunde Männchen neben seiner Braut, und zierte sich wie ein Hofmarschall aus der Blüthezeit Versailles, und sang wie ein sehnsüchtiger Mopps, der eingesperrt ist, und sprach und gurgelte uns ein Lied über seine Unwi=

derstehlichkeit und über sein Glück bei den Weibern vor. Wirklich er war unwiderstehlich, der liebenswürdige Duodezfalstaf im Postillionsrocke, und ich mochte wollen oder nicht, ich mußte mich seiner freuen, und aus vollem Herzen lachen, was denn die habitués des Theaters nicht wenig zu scandalisiren schien. Doch genug von ihm.

Oft geht es lebendiger im Theater von Havre zu. Bei jedem Schauspieler, jeder Schauspielerin, die angeworben werden sollen, wird das Publikum in den Debuts zum competenten Richter über dieselben erhoben. Die Pfeife sagt: Wir wollen ihn nicht; das Händeklatschen: Wir sind mit ihm zufrieden. Der Polizeicommissar vertritt am Ende die Stelle der Göttin der Gerechtigkeit, wägt die Stimmen ab, und entscheidet in letzter Instanz, ob der Schauspieler angenommen oder abgewiesen sei. Ein solches Volksgericht aber geht in Havre nie ohne eine dramatische Entwicklung ab. Die Matrosen fehlen nie bei der Abstimmung, und wenn sie eben in der Laune sind zu pfeifen, so ist es sehr gefährlich, in ihrer Nähe zu applaudiren, denn ein Faustschlag von der steinharten Hand eines Seemannes, die gewöhnliche Antwort, ist nicht zu verachten. Ein Debüt in Havre geht selten ohne ein paar solcher Faustschläge ab, oft kommt es zu einem allgemeinen Kampfe, bei dem dann der Polizeicommissar die Wage wegwirft und wieder Polizei wird, zum

Schwerdte greift, die Bajonette zu Hülfe ruft, Freund und Feind zum Theater hinausjagt, und am Ende ein Dutzend der Ruhestörer, wie sie dann heißen, au violon bringt. Die Geprügelten zahlen meist die Zeche. —

Die Matrosen und die Commis sind in Havre die Kunstrichter. Doch wenn auch competentere Richter hier das Urtheil sprächen, so würde das Theater nicht viel besser sein, denn die Kaufleute haben ganz andere Sachen abzumachen, als sich um die Kunst zu bekümmern, und dann ist Havre eine französische Provinzialstadt. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alle höheren größern Interessen haben sich nach und nach in Paris centralisirt, und das Leben in den Provinzen ist dadurch zum gehaltlosesten Arbeits- oder Schlaraffenleben geworden. Havre ist einer der ersten Handelsplätze von Europa, und auch kaum eine Spur von großartigem gesellschaftlichen Leben, von Kunst und Wissenschaft ist in demselben zu finden. Das stehende Theater in Havre ist schlechter als viele wandernde Schauspielerbanden in Deutschland, und nur wenn von Zeit zu Zeit ein Gast von Paris kommt, kann man sich einen wirklichen Kunstgenuß verschaffen, bei dem dann die Havrer Schauspieler um so greller abstechen, und nur noch klarer die Kunstleere und Kunstöde der Provinz zeigen.

Am Ende des heutigen Schauspiels traten auch ein

paar Gäste auf. Einige Araber, die vor drei, vier Wochen der Uebersättigung in Paris einen neuen Kitzel gaben, machten ihre Kunststücke. Man muß die Kraft und Elastizität dieser Menschen bewundern, und schon diese Gaukler zeigen, wie viele Mühe es kosten wird, ein Volk zu besiegen, das sich mit dergleichen Spielen die Zeit vertreibt. Aber mehr als diese Bemerkung interessirte mich das kleinste Kind dieser arabischen Familie. Die Kunststückchen, Glied- und Halsbrechende Arbeit, rührten mich aufs Innigste, denn dieses Kind hatte ein so engelreines, schönes und mildes Gesicht, daß es sicher zu anderm geschaffen wurde, als zum Gaukler. Anstatt in Afrika die Civilisation in Kartätschenbüchsen den Arabern zuzuschicken, würden ein Hundert solcher Kinder in Europa von ihren Eltern erzogen und von unsern Weisen belehrt, sehr bald ganz Afrika civilisiren. Aber in unserer Zeit kennen die Gewaltigen nur ein Mittel der Civilisation: les bajonettes intelligentes.

Halt! Ich bin aus dem Theater hinausgekommen, ohne kaum zu wissen wie. Gute Nacht! —

Der Markt.

Havre, — 1837.

„Er ist ein gereister Mann," wollte sonst etwas sagen, hat aber heute seine Bedeutung gänzlich verloren. Es gibt Leute, die die meisten Länder Europas durchflogen, alle Hauptstädte gesehen haben, die über jedes Bauwerk, über jedes Museum, über alle Künstler mitsprechen können, und die, bei Lichte besehen, so neu, so grün in dieser Welt sind, als ob sie nie über die Schwelle des väterlichen Hauses gekommen wären, oder wenigstens die Grenze ihres Kirchspiels nie überschritten hätten. Die Diligencen, die Dampfschiffe, die Eisenbahnen sind die Hebel dieses Fortschrittes. Man reist jetzt viel und ist auf Reisen wie zu Hause. Eine Postwagengeschichte, eine Table-d'Hotegesellschaft, ein Salonsempfang u. s. w. sind meist Alles, was man von Reiseerfahrungen mit nach Hause bringt. Ich lobe mir die Zeit, wo man noch sein

Testament machte, wenn man von Cöln nach Frankfurt, von Nürnberg nach München oder gar von Stuttgart nach Paris reiste. Vierzehn Tage unterwegs über eine Strecke, die man jetzt beinahe in eben so viel Stunden macht, gaben Gelegenheit zu Bekanntschaften, zu Abenteuern, zu Situationen, in welchen man allen Witz und allen Verstand zur Hand nehmen mußte. Das war die romantische Zeit der Reisen. Ein zerbrochenes Wagenrad auf der unfahrbaren Straße war das Geringste, was einem begegnen konnte, und war gar nichts gegen einen Sumpf, in dem man stecken blieb, weil man den Irrwischen — jetzt eine gänzlich ausgestorbene Nation — gefolgt war. Und endlich gar ein Räuberanfall und dergleichen. Die klassische Langeweile hat sich in die Reisen, ich möchte beinahe sagen in's ganze Leben eingeschlichen, seit sie von den Brettern vertrieben ist. Eine einfältige Trias — die Einheit des Orts, ein Postwagen, die Einheit der Zeit, in vier-und-zwanzig Stunden an Ort und Stelle, die Einheit der Handlung, eine kaum angesponnene und nicht halb abgesponnene Postwagenintrigue — hat den romantischen Wechsel des Zufalls, die kecken und unverhofften Verwicklungen und Entwicklungen der guten alten Zeit abgelöst. Wer übrigens bei so bewandten Umständen noch etwas auf Reisen lernen will, dem rathe ich, in Handelsstädten die Börse, in Fabrikstädten die

Arbeiterkneipen und überall die Kirche, die Schule und den Markt zu besuchen. Vielleicht lernt er da Einiges, wenn er übrigens Augen zum Sehen und Ohren zum Hören mitgebracht hat.

Wer in Paris gewesen ist und nicht dann und wann ein paar Stunden auf dem Marché des Innocents — die schönste Ironie, die der Zufall je erdacht, als er bei der Taufe eines Ortes Gevatter stand — zugebracht hat, schweige, gehe in sich und thue Buße, so oft in seiner Gegenwart von Paris die Rede ist. Hier erst erklärt sich die Epoche, wo die Weiber der Hallen eine Rolle in der Geschichte spielten, hier erklärt sich die Revolution, die erste, die zweite und die dritte, die da kommen wird, und alle nachfolgenden. Die Franzosen wären sicher nicht halb so kecke Revolutionärs, wenn die Französinnen sie nicht auf Schritt und Tritt beschämten, sie zum Handeln zwängen. Auf dem Markte der unschuldigen Kinder zweifelte ich nicht einen Augenblick, daß die Weiber zuerst die Fahne des Aufruhrs geschwungen, und wäre es auch nur ihre Schürze gewesen, daß sie den Bajonnetten getrotzt und die Macht eines Königs allein und waffenlos verhöhnt. Denn hier sieht man zu jeder Stunde Weiber der bewaffneten Macht, aller Autorität eines hochwichtigen Polizeidieners gegenüber eine Keckheit entwickeln, von der man in Deutschland kaum eine Ahnung hat und die selbst

in Frankreich alle Männer beschämen könnte. Ich habe oft in Paris Männer sich halbe Stunden lang zanken und streiten sehen, ohne daß es zu einer handgreiflichen Demonstration kam; aber hier auf dem Markte der unschuldigen Kindlein hörte ich zwar mitunter auch Weiber einander Scheltworte zuwerfen, aber das waren nur freundschaftliche Neckereien, und so oft es ernst wurde, war der Kampf beinahe entschieden, ehe ich recht wußte, daß er begonnen hatte. Einmal zankten sich zwei Marktweiber; ich blickte einen Augenblick nach einer andern Seite hin und dann wieder auf sie, und siehe, die Eine hatte ihren Holzschuh, die andere ein Kartoffelmaß zur Waffe gemacht, und Beide waren kampfunfähig durch die Wunden, die sie sich in zwei Sekunden wechselseitig geschlagen hatten. Das Volk ist der beste Beobachter des Volks, und es schreibt die Resultate seiner Bemerkungen in scharfen Zügen in einem Sprichworte, in einem Volkswitze nieder, und so sagt man in Frankreich: les hommes se disputent, les femmes se battent. — Es gibt dies Stoff genug zum Philosophiren, hier nur so viel: wer das Volk kennen lernen will, versäume keinen Markttag.

Havre ist eine Handelsstadt und überdies eine Seestadt. In diesen beiden Worten liegt ihr Charakter. Ohne den Handel und ohne die See würde die Stadt

selbst nicht existiren, und ohne die Kaufleute und die Seeleute wäre der Rest der Havrer Bewohner nicht der Rede werth. Auf dem Markte zu Havre wird das so klar als möglich. Alle Marktbesucher, mit Ausnahme der Fischer, die früh Morgens hinkommen und die Ausbeute des gestrigen Tags verkaufen, sind die gewöhnlichsten Alltagsmenschen, die man sich nur denken kann, und wie oft ich auf dem Markte hin- und her zog, wie sehr mich das Gemische von in- und ausländischen Früchten, die der Handel und der Ackerbau feilbieten, die einladenden Gemüße, die bunten, wunderlichen Erzeugnisse der See als Bild ansprachen, so wenig zogen mich die Menschen an, trotz der normännischen Trachten, trotz der hohen, helmartigen Cauchoise (Haube) der Weiber. Sie waren alle sehr brave, prosaische Käufer und Verkäufer, und ich entsinne mich kaum, je unter ihnen einen Streit gesehen oder einen Witz gehört zu haben. Man lobe oder tadle das, mir ist es einerlei.

Nur zwei Erscheinungen auf dem Markte fielen mir auf. Zuerst eben die Fischer. Morgens, ehe noch der eigentliche Markt beginnt, kommen sie schwer beladen angezogen und bieten in großen flachen Körben ihre Fische und Muschelthiere feil. Oft ist ein eigener Verkäufer da, wie es scheint, von Gesetzes wegen zu diesem Vorhandel berufen, der dann durch eine Glocke die Käuferinnen zu-

sammenklingelt; oft sah ich aber auch die Fischer selbst den Handel besorgen, und hiebei zeigten sie sich ganz ihres Elements und ihrer Lebensart würdig. Sie sind gewohnt, dem Sturme zu trotzen, ihm ruhig und schweigend zuzusehen, und so legen sie ihre Waare aus, sagen mit einem Worte den Preis und lassen die umstehenden Detailverkäufer und Verkäuferinnen denselben schelten, einen den andern überbieten, ohne ein Wort zu dem lumpigen Zungensturme zu sagen, bis die Summe erreicht ist, die sie für billig halten, und sie dann zusagen, das Geld einstreichen und schweigend von dannen ziehen.

Eine zweite nicht uninteressante Erscheinung auf dem Markte sind die einkaufenden Engländer. Man hat mir oft gesagt oder ich habe es oft gelesen, die Engländer seyen das Volk, das am meisten auf eine gut besetzte Tafel hält. Ich glaube es gerne, nach den hier auf dem Markte Einkaufenden zu urtheilen. Mit einer Bedachtsamkeit, mit einem scrupulösen Kennerblicke, der dem besten Feinschmecker Ehre machen müßte, sehen sie sich jeden Kohl, jeden Fisch an. Sie blättern ordentlich in dem Buche, das vor ihnen aufgeschlagen liegt, prüfen die Controversen zwischen der einen und der andern Lesart, und erklären sich nach weislicher Ueberlegung für den Turbot links oder die Scholle rechts auf dem Fischtische. Wie viele schwere Verdauungsstunden es gekostet haben mag, bis sie

zu dieser Meisterschaft gekommen sind! Es sind diese Engländer die Vertreter einer hier lebenden kleinen Kolonie zurückgezogener, auf halben Sold gesetzter Offiziere der Land= und Seemacht Albions, oder von den Ersparnissen eines zwanzigjährigen Handels in Ruhe und Zurückgezogenheit lebender Krämer. Gott segne ihre Studien!

Seeleute.

Havre, den — 1837.

Die Seeleute bilden eine nicht unbedeutende Klasse der Havrer Bewohner. Die Schiffskapitäne und Lieutenants sind in derselben die Aristokratie, die Steuermänner, die Lootsen und Fischer der Mittelstand, und endlich die Matrosen das Volk, die Canaille.

Die Kapitäne haben hier eine eigne Gesellschaft, einen cercle des capitaines, und man findet in demselben eine cordiale Aufnahme, wenn man von einem der Kapitäne eingeführt wird. Unter dieser Klasse der Seeleute trifft man viele derbe Kernnaturen, oft sehr unterrichtete und natürlich vielgereis'te Leute; oft aber tritt auch nur die Rohheit hervor. Es verletzt sicher jedes fühlende Herz, wenn man diese Leute über die Matrosen sprechen hört und wie sie alle nur Ein Mittel kennen, mit denselben fertig

zu werden, und wie dies einzige Mittel in Prügeln mit dem Tauende besteht. Im Jahre 1830 herrschten in Frankreich ein paar Wochen lang des Menschen würdige Ideen, und in Folge dieser wurde der alte Seemannscodex, der ohngefähr so statuirte, wie hier die Kapitäne denken, abgeschafft. Seit der Zeit ist das Schlagen eigentlich verboten; aber wenn die Kapitäne auf dies Kapitel kommen, sieht man bald, daß sie sich's als eine Art Heldenthat anrechnen, wenn sie, dem Gesetze zum Trotz, ihre Allgewalt in ein paar Faustschlägen geltend gemacht haben. Und dann hört man auch mitunter die Klage, daß die Matrosen bereits in Folge der Abschaffung dieser Strafe in den Prügeln eine Ehrenverletzung sehen und sich des mißhandelten Kameraden annehmen. — Die Kapitäne sind meist alle kleine Pascha's, die kein Gesetz als ihren Befehl kennen. Auf der See mag dies oft nothwendig sein, aber auch sicher oft mißbraucht werden, und ich entsinne mich einer Geschichte, wo der Kapitän einen jungen Mann, der mit ihm zugleich einer schönen Reisenden den Hof machte, in das Unterdeck consignirte, um den lästigen Nebenbuhler los zu werden, und daß dieser so den größten Theil der Reise in der stummen Gesellschaft der Kaffeeballen und Zuckerkisten machen mußte, bis, auf festem Lande angekommen, ein paar Kugeln, die sie wechselten, und ein zerschossener Arm, den der Ka-

pitän davontrug, Alles wieder in's Gleichgewicht brachten. Der Mangel eines Seegesetzes oder besser eines Prügelcodexes ist das ewige Klagelied der Schiffskapitäne in Havre, und es vergehen sicher nicht acht Tage, daß das Journal du Havre, von einem sehr tüchtigen Seemanne, Corbier, der, wie früher bemerkt, auch durch seine Seeromane bekannt ist, redigirt, nicht einmal wenigstens zum Echo dieses Klageliedes wird. Alle Seeleute sind darüber einverstanden, daß ohne Prügel bei den Matrosen nichts auszurichten ist. Dachten doch fast alle Offiziere eben so in Bezug auf die Landsoldaten, und sind doch noch heute die edlen Lords in England derselben Meinung; und trotz dem hat die Erfahrung in Frankreich und in Deutschland das Gegentheil bewiesen. Freilich müßte man die Prügel durch etwas Anderes ersetzen, freilich müßte man dazu die Matrosen selbst erst entthieren; und auch die Zeit wird kommen, wenn erst die Menschheit und Menschlichkeit bei der Gesetzgebung ein kräftiges Wort mitzusprechen gelernt hat. Die legale Abschaffung des Prügelns allein hat aber schon, wie oben angedeutet, sehr wohlthätig gewirkt. Nur der tiefe moralische Standpunkt, auf dem die Matrosen stehen, kann diese Strafe nothwendig machen; aber sind erst die Matrosen durch Erziehung und Unterricht, die ihnen bis jetzt versagt wären, zu Menschen geworden, so werden sie selbst am kräf-

tigsten dafür sorgen, als Menschen behandelt zu werden. Es ist dies aber nicht unmöglich, sondern sogar leicht, wenn die Regierungen Matrosenschulen anlegen, wie viele schon Soldatenschulen angelegt haben, wenn sie nicht mehr dulden, daß unreife Knaben, wie die ältern Matrosen, sich selbst überlassen, was sie auf der See erwerben, auf dem Lande verschlemmen. Nur zehn Jahre lang brauchten solche Matrosenschulen, in welchen jeder Schiffsjunge während seiner Anwesenheit auf dem Lande täglich mehrere Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in dem zum Seemannsstande Nothwendigen erhielte, zu bestehen, und der ganze Stand wäre ein anderer. Nur wenn man die Thierheit dieser der Verwilderung schutzlos preisgegebenen Menschen an der Wurzel angreift, ist eine Reform möglich. Der Ruf nach einem Prügelcodex ist ein Beweis, daß man nur das Uebel sieht, ohne sich um seine Quelle zu kümmern, ohne an seine Heilung von innen heraus zu denken.

Der Mittelstand der Seeleute ist, wie überall, der eigentliche Kern. Man findet unter den Steuermännern, Oberbootsmännern, Lootsen und Fischern oft tüchtigere Leute, als in irgend einem Stande. Daß es kräftige, biedere, tapfere Naturen unter den Steuermännern gibt, glauben mir die Leser auf's Wort, seit Coopers und andere Seeromane Mode geworden. Sie haben die Schule

des Lasters und der Rohheit durchgemacht, ohne in ihr unterzugehen, und schon das ist ein Beweis für ihren innern Werth. Die meisten sind unwissend, wenn es sich von dem in der Schule erlernten Wissen handelt, sie können selten geläufig lesen und schreiben; dagegen haben sie auf ihren Reisen vieles gesehen und einen Schatz von praktischen Kenntnissen gesammelt, wie man sie in jedem andern Stande nicht selten vergebens suchen würde. Sie haben überdies ein Selbstgefühl, ein Bewußtsein ihrer Männlichkeit, eine Keckheit, wie man sie nur im täglichen Kampfe mit einem gewaltigen Elemente erwirbt; sie sind meist religiös, denn sie haben alle oft genug erfahren, daß des Menschen Kraft nur ein Spielball in der Hand der empörten Natur ist. Ich habe einen Steuermann und ein paar Oberbootsleute hier kennen gelernt, und gestehe gerne, daß ich oft genug ihre Gesellschaft der eines Pariser Salons, wo die Notabilitäten der Tagesliteratur versammelt sind, vorziehen würde. Ich entsinne mich eines Zugs, der beweist, wie fein oft diese Männer im betheerten Wamms fühlen. Einer meiner Bekannten hier speiste regelmäßig an einem Tische, wo stets mehrere Steuermänner und Oberbootsleute aßen. Joseph hieß einer der letztern. Eines Tags, da mich mein Freund eingeladen hatte, entspann sich über dem Essen zwischen Joseph und einem Handelsmanne ein Wortwechsel, in

welchem Joseph sehr heftig wurde, dem Kaufmann, der, ich weiß nicht mehr wie, sein Ehrgefühl beleidigt hatte, sehr derbe Wahrheiten sagte, endlich sogar aufsprang, und durch einen Faustschlag auf den Tisch, der die Gläser tanzen machte, die Kraft seines letzten Beweisgrundes, seiner steinharten Faust, zeigte. Dann aber entfernte er sich rasch, als ob er fühlte, daß er wenigstens in Bezug auf die andern Gäste sich vergessen habe. Es war dies das einzige Mal, daß ich an diesem Tische, wo ich oft speiste, und wo gewöhnlich offene Herzlichkeit und derbe Kernwitze herrschten, etwas Aehnliches sah, und ich lobte schon im Geiste das feine Gefühl, das den aufbrausenden Steuermann bewogen hatte, sich zu entfernen. Aber ich wurde noch mehr überrascht, als ich nach etwa einer Stunde aus dem Wirthshause hinaustrat und Joseph, der auf mich gewartet zu haben schien, mich bat, mit ihm zur Seite zu treten. Hier erklärte er mir, daß es ihm unendlich leid thue, seinem Gefühle nicht Schranken gesetzt und so auch uns beleidigt zu haben, und daß er mich deßwegen um Verzeihung bitte.

Eine besondere Abtheilung unter den Seeleuten bilden die Fischer und die Lootsen. Letztere sind eine eigene Classe von Staatsbeamten, berufen, die Schiffe in den Hafen hinein und hinaus zu führen und denselben im Sturme, in der furchtbarsten Gefahr beizuspringen. Und

mehr als ihre Amtspflicht treibt sie ihr Muth, selbst wenn die Gefahr noch so drohend ist, mit ihren kleinen Schiffchen dem Sturme Trotz zu bieten und den in Todesnoth Schwebenden zuzueilen. Ich möchte sie die Priester des Meeres nennen, die den Sterbenden zur Seite stehen, aber nicht um ihnen den letzten Segen zu geben, sondern um ihnen Muth und Vertrauen einzuflößen und sie der kalten Hand des Todes, die aus dem empörten Meere nach den Geängstigten greift, das eigene Leben wagend, zu entreißen.

Die Lootsen und Fischer sind die moralischsten, an Körper und Geist gesundesten unter allen Seeleuten. Der Grund liegt nahe: sie haben eine Familie. Sie sind Väter, Söhne, Brüder, und kehren beinahe täglich in den Kreis der Ihrigen zurück. Wer an dem hohen moralischen Berufe der Familie zweifeln könnte, brauchte nur hieher zu kommen und diese Lootsen und Fischer mit den übrigen Matrosen zu vergleichen. Beide Klassen haben dieselbe Beschäftigung, dieselbe Erziehung, leben auf demselben Elemente, unter denselben Einflüssen, und sind doch in ihrem innern Wesen so verschieden: denn die Familie ist der Tempel der Sittlichkeit in dieser Welt; hier wird der Keim gelegt, der einst eine gesunde Frucht trägt, und nur Lieblosigkeit oder Liebessattheit können es wagen, an diesem Heiligthum zum Frevler zu werden.

Die Matrosen sind das Volk, die Plebs des Seemannsstaates; ich habe gesagt die Canaille, und wahrlich nicht, weil ich Volk und Canaille für gleichbedeutend halte, sondern weil eben das Matrosenvolk zur Canaille herabgesunken ist. Ich möchte bezweifeln, ob es eine tiefere Stufe auf der Leiter der Menschheit gibt, als die, worauf der gewöhnliche Matrose steht. Beim ersten Anblick fiel es mir schon auf, daß die meisten kleinliche, verzwergte, schwächliche Gestalten sind. Ich hatte mir unter ihnen nach allen Seeromanen und Reisebeschreibungen ein Athletengeschlecht gedacht, und fand nur krüppelhaft verkümmerte Menschen und nur selten einen kräftigen Mann. Auf den ersten Blick liest man in den bleichen Zügen dieser Unglücklichen, die nur durch die Glut eines wilden Auges belebt sind, die öde Verwilderung ihres Innern. Ihr Leben ist die gräßlichste Strafe, die man zu ersinnen im Stande wäre, und Wehe denen, die hier helfen könnten und nicht helfen! Alles vereinigt sich, um diese Menschen als Menschen zu vernichten. Ohne Bildung und Erziehung geht der Knabe zur See und tritt in die Schule der verworfensten Rohheit. Dann theilt sich sein Leben in zwei Hälften: auf der See ist er allen Entbehrungen, und dabei der gräßlichsten Verführung zum Laster ausgesetzt, oft der Brutalität eines Kapitäns oder eines Steuermanns hülflos preisgegeben. Aus

dem Schiffe tritt er dann in ein Leben über, das für ihn keine Gesellschaft, keine Familie hat; auf die Arbeit von mehreren Monaten folgt ein eben so lange dauernder Müssiggang. Das sind Uebergänge, aus welchen selbst ein erprobter Mann nicht immer siegreich hervorgehen möchte. Aber diese verlassenen Geschöpfe, Schiffe im Sturm ohne Steuer und Compaß, müssen nothwendig in demselben untergehen. Bei ihrer Ankunft im Hafen erhalten die Matrosen die Summe, die sie in vier, sechs, zwölf und oft mehr Monaten auf der See verdient haben, und mit diesem Gelde stürzen sie sich in die Arme des Lasters, bis der letzte Heller durchgebracht ist. Ich habe welche gesehen, Thiere, oder was schlimmer, verthierte Menschen, auf deren stieren Zügen die Sattheit stand, und die dennoch mit wahnsinniger Gier immer fortschwelgten. Ich habe Scenen hier gesehen, wobei sich mir die Haare sträubten. Ich entsinne mich eines Prozesses, der eines der gräßlichsten Bilder aufstellte, die je die Geschichte des Verbrechens aufgezeichnet hat. — Zwei Freunde eilten zusammen nach ihrer Ankunft in eine Kneipe, und nachdem sie mehrere Tage nicht nüchtern geworden, entspann sich spät in der Nacht zwischen ihnen ein Streit und sie forderten sich heraus. Vor dem Hause fielen die beiden Matrosen über einander her, und die Zeugen, die bedächtig sich nicht herauswagten, sagten, sie

haben mehrere Stunden den Kampf und das Geheul dieser wilden Thiere gehört, bis endlich gegen Morgen Alles stille geworden. Als man auf die Straße kam, fand man Beide neben einander, Beide in ihrem Blute schwimmend, den Einen todt, den Andern vom Branntwein berauscht und vom Kampfe ermattet, schnarchend auf der Leiche seines Freundes. Und diese Leiche bot das furchtbarste Bild dar, das je ein Menschenauge gesehen haben mag; denn sie war wie von einem heißhungrigen Thiere zerrissen. Mit den Zähnen hatte der Freund den Freund zerfleischt, hatte sich fest in ihn verbissen, bis er ermattet von ihm abgesunken war. — Ich wollte, ich könnte das Bild mit Blutfarben malen und es denen vorhalten, die hier abhelfen könnten.

Beinahe täglich kann man in Havre, wenn auch nicht so gräßlich endende, doch immer Kämpfe sehen, in welchen von dem Menschen nur das Thier übrig bleibt. Man spricht viel von Verbesserungen, von Reformen, von neuen Schulen in Frankreich; aber wenn diese nicht bis in die tiefsten Schachte der Gesellschaft eingreifen, so werden sie nie die Gesellschaft selbst ändern. Es ist, als ob unsere Staatsbaukünstler nicht sähen, daß der Boden durch Kloaken und Moorgrund verdorben ist, und daß die schönen Gebäude, die sie aufführen, den verpesteten

Dünsten, die aus jenen steigen, ausgesetzt sind. Nur wenn der Boden gesund, werden die, die ihn bewohnen, ruhig leben können und die Pest nicht zu befürchten haben.

Arbeiter.

Havre, — 1837.

Der Arbeiterstand ist in ganz Frankreich derjenige, der am wenigsten verdorben ist, in dem noch ein Keim ruht, der für die Zukunft eine Frucht verspricht. Der Adel ist mit Ludwig XV. untergegangen, und die Bourgeoisie hat ihren Hirschpark in der Börse gefunden. Heute ist in Frankreich der Arbeiterstand in der Lage, in welcher sich früher die Bourgeoisie befand; diese ist seine Aristokratie, wie früher der Adel die des Bürgerstandes. Er sieht oder glaubt sich zurückgedrängt, unterdrückt, und das ist eben das unwandelbare Gesetz der Menschheit, daß der unterdrückte Theil der Gesellschaft, der gegen das Unrecht ankämpfende, stets der bessere ist; daß in der Unterdrückung selbst sein besseres Ich hervortritt und sich im Kampfe stählt. Die Juden mußten, um einen Moses zu haben, erst durch die egyptische Gefan=

genschaft durchgehen, und ein Maccabäus ging erst aus der babylonischen Knechtschaft hervor. Die Christen waren, so lange sie verfolgt wurden, die reinsten, edelsten Vertreter der Menschheit, und die Verläumdung mußte ihnen Unsinn andichten, weil ihr Leben makellos war. Die Arbeiter in Frankreich sehen sich nun einmal, wie es die Aufstände in Paris und Lyon, noch mehr die vielen Associationsprocesse hinlänglich bewiesen haben, für unterdrückt, für übervortheilt an. Sie fordern eine bessere Stellung, und es liegt in der Natur der Sache, daß Jeder, der etwas Besseres, als was ihm zu Theil wird, fordert, vor Allem suchen muß und wird, zu zeigen, daß er eines Bessern würdig ist. Das ist der Schlüssel zum Geheimniß der höhern Moralität der Unterdrückten, aller Oppositionen gegen die Unterdrückung. In Frankreich findet man aus diesem Grunde beinahe überall sehr brave, sehr tüchtige Arbeiter, und die Classe als solche, die von diesem Geiste des Höherstrebens ergriffen ist, erscheint in der Mehrzahl besser, weniger selbstsüchtig, weniger unmoralisch als die, denen sie eben Egoismus und Immoralität vorwirft. Es kommt hiezu noch, daß die Arbeit selbst an und für sich moralisirt, daß sie vor Ausschweifungen schützt.

Der Arbeiterstand in Havre theilt sich in zwei Classen: solche, die für die Ausrüstung der Schiffe und im Hafen

arbeiten, und gewöhnliche Handwerker. Die Hafenarbeiter stehen sich ganz besonders gut; sie werden gut bezahlt, was aber ihre Lage noch bedeutend verbessert, ist, daß bei dem Aus- und Einladen der Schiffe stets für sie ein Erkleckliches abfällt. Sie können so ihre Familien mit Zucker, Kaffee und Aehnlichem versehen, und sind meistens noch im Stande, den Rest an die Kleinhändler zu verkaufen und so Einiges zu erübrigen. Die Kaufleute nennen dies einen Diebstahl, und ich mag ihre Ansicht nicht bestreiten. So viel nur, daß sie selbst durch ihre Chantillons Küche und Keller füllen, und was nicht in diese hineingehört, verkaufen. Diese glückliche Lage der Hafenarbeiter macht, daß sie mit ihren Verhältnissen, und somit auch mit der Regierung im Ganzen recht zufrieden sind. — Die Calfaterer bilden eine eigene Classe, eine Art geschlossene Zunft, in die sie nur die Söhne der Calfaterer als Lehrlinge aufnehmen. Sie gewinnen täglich etwa acht Franken, und sehen in diesem bedeutenden Lohn ihr Verdienst, und halten ihr Geschäft, das hauptsächlich darin besteht, die Ritzen der Schiffe mit Werg zu verstopfen, die Kupferplatten an die Schiffe anzuschlagen u. s. w., für eines derjenigen, zu denen ganz besondere Talente nothwendig sind. „Mein Jean ist ein Esel, aus dem wird nie ein rechter Calfaterer; er soll daher Uhrmacher werden," so hörte ich einst einen dieser hochgestellten und sich hochstel-

lenden Schiffscalfaterer sagen. — Die in den Werften arbeitenden Schiffszimmerleute, Segelmacher rc. sind in einer weniger glücklichen Lage; doch stehen auch sie sich ziemlich gut und kommen meist am Ende zu einem kleinen Kapital, da Wind und Wetter Jahr aus Jahr ein ihnen zu thun geben. Indessen findet man unter ihnen schon Unzufriedene, und ich lernte einen solchen kennen, der ein demokratischer Legitimist war, etwa im Sinne der Gazette de France. Auch bei ihm sah man gleich den Einfluß seiner Stellung. Er war fleißig und rüstig, aber sein Verdienst reichte nicht aus, seinen Kindern den Unterricht geben zu lassen, den er für nothwendig hielt; deßwegen kaufte er mitunter von dem, was er erübrigen konnte, hier und dort ein Buch, studirte dasselbe über Nacht und gab dann das Erlernte, so gut es ging, an seine Kinder ab. Es ist dies ein Beispiel, das sich im Arbeiterstande des heutigen Frankreichs oft wiederholt, und ich entsinne mich, wie tief es mich rührte, als bei einer Preisvertheilung der association polytechnique zu Paris, nachdem alle Schüler ihre Preise erhalten hatten, auch der Name eines Arbeiters aufgerufen wurde und dann Einer der Lehrer erklärte: dieser Mann, der vom Unglücke zur Arbeitslosigkeit verdammte graue Vater einer zahlreichen Familie, besuche, während die Kinder für ihn und seine kranke Frau das tägliche Brod errangen, unausge-

9 *

setzt die Vorlesungen, um das Erlernte nach Hause zu tragen und seinen Söhnen und Töchtern unter der Arbeit und in den Freistunden zu übermachen. Dies sind Züge, die gleich Lichtblicken eine bessere Zukunft versprechen.

Die gewöhnlichen Handwerker in Havre sind schlimmer daran als in den meisten andern Städten Frankreichs; denn das Leben ist in Havre so theuer, wie sonst in Frankreich nur in Paris, und die Arbeit wird im Verhältniß lange nicht so gut bezahlt. Es erklärt sich daher leicht, daß in diesem Stande schon mehr Unzufriedenheit herrscht, und wirklich gibt es hier viele Handwerker, die der Regierung feindliche Gesinnungen hegen. Wie überall, findet man in diesem Stande sehr tüchtige Leute. Oft aber tritt unter den Arbeitern in Frankreich die Theorie als That auf und stößt dann auf eigne Faust die Gesetze um. Auch davon lernte ich ein Beispiel kennen. Ein Schreinergeselle verdiente täglich etwa zwei Franken, und sollte dafür wohnen und sich selbst, eine Frau und fünf Kinder ernähren und kleiden. Das aber wäre in Havre ein wahres Kunststück. Mein Geselle raisonnirte also folgendermaßen: „Ich bin ein ehrlicher Arbeiter, stehe frühe auf und lege mich spät zu Bette und meine Arme sind nicht müssig. Mein Gewissen ist also beruhigt, wenn ich nicht zahlen kann, was mir zum Leben nothwendig ist. Da ich aber keinem armen Krämer oder Arbeiter etwas schuldig bleiben

will, so miethe ich mich stets bei einem möglichst wohlhabenden Mann ein und wohne so lange bei ihm, bis er mich austreibt. Ich habe nur zwei Betten, einen Tisch und drei Stühle für sieben Leute, und das Gesetz erlaubt nicht, mich zu pfänden. So haben meine Kinder Brod und der Hauseigenthümer am Ende des Jahrs nur hundert Franken weniger." Ich hatte nicht den Muth, ihm zu widersprechen, denn das Unglück stand mit ziemlich klaren Zügen auf dem Gesichte dieses Mannes geschrieben; aber ich fühlte, wie dies Raisonnement der erste Ring der Kette ist, durch welche Lacenaire sich auf das Schaffot raisonnirte.

Doch auch ein Beispiel von dem höheren Streben eines Arbeiters in Havre. Fast in jeder Stadt findet man gegenwärtig unter den französischen Arbeitern Einen oder den Andern, der sich einen literarischen Wirkungskreis zu verschaffen sucht. So hat denn auch Havre seinen Dichter, und zwar den Schneidergesellen Contavre Kilbey, der ein Lustspiel Adeline ou la coqueterie, geschrieben, aus dem ich ein paar Verse, die in einem der Havrer Blätter erschienen sind, mittheilen will.

CHARLE.

Je suis dur, n'est-ce pas, j'écoute trop mon zèle?
Mais je puis la juger, ne brûlant point pour elle;
L'amant, lui, fasciné, voit l'objet qui lui plaît
A travers ses désirs et jamais tel qu'il est;

Les choses pour son oeil changent de forme et d'être
Et seul il ne sait point quand seul il croit connaître;
Ainsi d'un vain espoir cesse de te flatter,
N'attends point un refus que tu peux éviter
Renonce à cet hymen, renonce à la parjure,
Que ta simplicité croit innocente et pure;
Elle pure! oh! jamais les regards innocens
D'un homme de ton âge émeuvent-ils les sens?
Non, ce qui t'a séduit ce n'est point l'innocence.
Si la pureté, Charle, avait tant de puissance,
Si tous ces dons du ciel que tu sembles chercher
Franchise, grâce, amour, savaient plaire et toucher,
Ils t'auraient captivé, non point dans Adeline,
Mais dans cette Elisa jeune et douce orpheline
Qu'au village natal tu paraissais aimer,
Qui, bonne te crut bon, et se laissa charmer,
Victime d'un amour à soi-même contraire
Par son dévouement chaste a-t-elle su te plaire,
Cette enfant dans ton coeur a mis son avenir,
D'elle as-tu seulement gardé le souvenir?

FERDINAD.

Oui, je me souviens d'elle, ami tu peux m'en croire
Elle est par sa vertu bien chère à ma mémoire,
Et je plains en secret des feux que sans dessein
Et bien à mon insu, j'allumai dans son sein;
Si je n'eusse quitté ce lieu qui nous vit naître
Mon coeur à tant d'attraits se fût soumis peut-être;

Mais qui n'a dans son âme un grain d'ambition!
Nous visions dans notre art avec perfection
Et nous sommes venus habiter cette ville
En beautés plus féconde, en travail plus fertile,
Le Havre! à cet aspect neuf pour mes yeux surpris
Je sentis se troubler mes sauvages esprits,
Lieu charmant, la gaîté sur tous les fronts empreinte
Remplit le cercle étroit de son active enceinte,
De ses mille beautés les charmes tout puissans
De leur éclat suprême éblouirent mes sens;
A cet aspect, ému, je sentis, dis-je, éclore
Ces désirs dont s'embrâse une âme vierge encore
Et tout mon être, ami, de langueur pénétré,
Reconnut le pouvoir de ce sexe adoré;
Mais parmi ces beautés une était la plus belle,
Je pus voir Adeline, et je ne vis plus qu'elle,
Un doux ravissement qu'on ne peut exprimer,
A son abord m'apprit que je devais l'aimer
Ces femmes mon idole et toutes et chacune
S'éclipsèrent dès lors, il n'en resta plus qu'une,
Une seule, et ses yeux plus hardis que les miens
Déjà m'ouvraient son âme en muets entretiens
O Charles, je l'aimai, juge de mon ivresse,
Je lui peignis mes feux, je reçus sa promesse,
Et nous fîmes, tous deux, montrant même désir
Serment de nous aimer jusqu'au dernier soupir.
Tu sais que d'une ardeur vive autant que constante
Depuis ce doux instant je brûle dans l'attente
Et lors qu'enfin je touche au moment bienheureux,

Où cet aimable objet doit couronner mes feux,
Tu veux que j'y renonce, ah! je sens qu'en mon âme
Ce discours, loin de là, redouble encor ma flamme,
Je l'aime avec excès, ami, n'en parlons plus
Mes efforts seraient vains tes conseils superflus,
Car présente à mes yeux l'entendrais-je elle-même
Me dire je te hais, je lui dirais je t'aime,
Et baisant ses genoux tant mon coeur est épris,
Charles, j'adorerais jusques à ses mépris.
On trouve du bonheur au sein de la souffrance
Et c'en est encore un d'aimer sans espérance.
Mais elle vient, ami, laisse-nous.

Wenn diese Verse auch nicht über alle Critik erhaben sind, so sind sie doch ein Beweis mehr, wie sich der Arbeiterstand allmählig in Frankreich hebt, und nach einem höhern Standpunkte strebend, Höheres leistet.

Die Handwerker in Havre stehen abgeschlossener als sonst in den meisten Städten Frankreichs und wohl auch Deutschlands. Schon daß man die Stände hier so ziemlich genau unterscheiden kann, ist eigenthümlich. Es ist dies die natürliche Folge der Gestaltung der hiesigen Gesellschaft. Beinahe jede Classe hat ein eigenes Interesse, eine eigene Lebensart: der Kaufmannsstand ist auf sein Comptoir und die Börse beschränkt; die Seeleute sind überall ein eigener, sich suchender und andere mehr oder weniger abstoßender Stand; die Hafenarbeiter stehen eben-

falls den Handwerkern ziemlich fern. Eine Folge dieses Zustands ist, daß sich bei ihnen viel Alterthümliches, viel Zunftmäßiges, wenn es auch durch die Revolution aus den Institutionen ausgemerzt worden ist, in den Sitten erhalten hat. Sie sind noch immer moralisch, wenn auch nicht gesetzlich in Gewerke, corps d'état, abgetheilt, halten mehr als sonst zusammen und feiern noch jährlich ihre Zunftfeste. Ich habe im vorigen Jahre zweien solcher Feste, dem der Schmiede am Tage des heiligen — wie heißt er denn, der Schmiedeheilige? — und dann der Schreiner am Tage der heiligen Anna beigewohnt. Doch diese Feste verdienen eine eigene Beschreibung, und ich finde dazu vielleicht einmal Gelegenheit.

Volksgebräuche und Volkssitten.

Havre, den — 1837.

Wenn man den Reisebericht eines Wanderers, der Asien, Afrika, Amerika, Australien, oder auch nur etwa Lappland oder die Türkei durchzogen hat, zur Hand nimmt, so kann man ziemlich sicher sein, hie und da interessante Notizen über die Sitten und Gebräuche des Volkes zu finden. Nach so etwas sucht man aber meist vergebens in unsern modernen Reisebilderschreibern. Sie haben viel Wichtigeres zu thun: sie haben uns zu sagen, daß sie bei dem Herrn Grafen gespeist, daß sie sich mit der Frau Gräfin geistreich unterhalten oder mit der hübschen Kammermagd geschäkert, daß sie gestern unpäßlich gewesen, und uns deßwegen von gestern keinen Brief zu lesen geben. Die kleine Welt, was will sie gegen den großen Mann, der sie, wenn er wild wird, in die Tasche steckt!

Alles dreht sich in diesen Bilderbüchern um das Hauptbild, das, wie der Bock unter einer Schaar Hämmel, über Alles, was ihn umgibt, hinausstrahlt und mitleidig darauf herabsieht. Es giebt aber freilich noch einen andern Grund, warum den Reisebeschreibungen, wenn es sich von civilisirten Völkern handelt, alles Charakteristische abgeht, nämlich die scheinbare oder wirkliche Charakterlosigkeit dieser Völker. Sie sind auf den ersten Anblick Alle über Einen Leisten geschlagen, und die Unterschiede fallen nur dem auf, der in die Tiefen der Gesellschaft hinabzusteigen weiß, was aber oft eben so beschwerlich ist, als die Einfahrt in die Schachte einer Erzgrube, und wobei man mitunter den blankgebürsteten Gesellschaftsrock etwas beschmuzt. Schon deßwegen mag es zur Ausnahme gehören. Eines wollte ich, daß ein Beduine oder ein Chinese einmal eine Reise durch die Länder Europa's machte, und uns eine Reisebeschreibung gäbe: es genügt wohl, nur total außer dem Bereiche der täglichen Gewohnheiten des etwa langweiligen Europa's zu stehen, um die Sache höchst interessant zu finden. In Havre gehört das Volk ganz zur Classe der civilisirten, d. h. abgerundeten, abgestumpften und ausgefeilten Europäer, und auf den ersten Anblick gleichen sich diese wie ein Ei dem andern, und es ist schwer, etwas Originelles, etwas Charakteristisches aufzufinden.

Eines Abends kam ich spät von einem Ausfluge in die Umgegend zurück, und zog, ein deutsches Lied pfeifend, nach Hause. Jenseits der Brücke, die über das Bassin du Roi in das Quartier St. François führt, ist ein ziemlich groſser Platz, auf den die Straſsen des Quais des Casernes, des Quais Marimotte und die Rue Royale auslaufen. Hier angekommen, wunderte ich mich nicht wenig, als ich einen groſsen Kreis von Tänzern und Tänzerinnen sah, die zu dem Liede einer Frau, dessen Refrain stets von der Menge im Chor wiederholt wurde, im Ring herumsprangen. Als das erste Lied aus war, begann eine andere Sängerin ein zweites, und so fort, und immer wirbelte die ganze Gesellschaft im Kreise, und stets mehrte sich die Zahl der Tänzer, denn alle Vorübergehenden, Bekannte oder Fremde, schlossen sich an und tanzten und sangen mit. Ich wurde am Ende selbst in den Jubel mit fortgerissen, als eine rothwangige Normännin mir die Hand bot, und ich ließ mich gerne mit fortreiſsen. Die tollste Lust herrschte hier und kannte weder Convenienz, noch Ziererei. Jedes neue Lied, oft voll kecken Witzes und leicht zu deutender Zweideutigkeiten, gab dem Rundtanze wieder neues Leben. Eine halbe Stunde mochte dies gedauert haben, dann brach sich der Kreis, und die lange, bunte Reihe, Hand in Hand, zog hüpfend und tanzend durch die Straſsen bis zu einem andern Platze, wo sich die

Runde wieder herstellte und der Tanz von Neuem begann. Nur die Ermattung und die späte Nacht machten dem Feste ein Ende. Der Kreis wurde allmählig immer kleiner, und erst als meine Nachbarin ebenfalls ermattet ihre Hand sinken ließ, trat auch ich zurück; ich begleitete sie und ließ mich von ihr belehren, was dies Alles zu bedeuten habe. Es war heute ich weiß nicht mehr welches Heiligen Fest; er war der Schutzpatron der Bäcker, und ihm zu Ehren durchjubelten die Bäcker die Straßen, nachdem sie in einer Schenke zu Ingouville ebenfalls ihm zu Ehren in Lust und Freude zu Mittag gespeist hatten. Ich hörte, daß sich diese Tänze und Feste an den Tagen der Schutzpatrone dieses und jenes Gewerbes wiederholen, was ich später bestätigt fand. Es sollte mir nicht schwer werden, diese Feste auf das römische und normännische Heidenthum zurückzuführen. Aber ich spare dies für eine künftige Preisfrage auf und begnüge mich vorerst mit dem echt heidnischen Charakter dieser bacchantischen Bäckergesellen und Gesellinnen, die dem heiligen N. N. und seinem Martyrthume und seiner Abstinenz zu Ehren die Nacht zum Tage und den tollen Jubel zu einem Gottesdienste machen.

Außer diesen Festen habe ich noch hier und dort in Havre Einiges gesehen, was wie eine charakteristische Volkssitte aussah. Geburt, Hochzeit und Begräbniß sind

die drei Hauptereignisse des Lebens, und sie geben den Völkern die nächste Gelegenheit, sich in ihrer Art und Weise auszusprechen. Seit aber die Civilstandsregister auch hier die Menschen nach dem Normalkamme zu scheeren begonnen haben, werden die origenellen Volkssitten immer seltener; dennoch ist hier und dort ein Restchen geblieben.

Namentlich die Heirath giebt Gelegenheit, den Charakter des Normannen schlagender hervortreten zu lassen. Acht oder vierzehn Tage vor der Hochzeit werden die Ehecontrakte verabredet. Zu diesem Ende kommen gewöhnlich die Brautleute mit ihren Eltern in dem Hause der Braut zusammen. Die jungen Leute mögen sich mitunter aus Liebe heirathen, meist ist die Sache aber nur eine Handelsspekulation, und die Eltern sehen sie sehr selten für etwas Anderes an. Deßwegen wird denn auch der Ehecontrakt gerade wie ein Handelsgeschäft diskutirt; die Eltern der beiden jungen Leute suchen sich bei demselben wechselseitig zu übertölpeln, es wird geschachert und disputirt, und bis auf fünf oder zehn Franken sucht der Eine den Andern hinauf oder hinabzuschrauben. Alles, was die Braut mitbringt, wird vorerst specificirt, geschätzt und in den Kontrakt eingetragen, nachdem die Alten über den Preis lange gestritten haben und endlich einverstanden sind. Dann kommt das Gebot der Eltern

des Bräutigams, das von den Eltern der Braut gewöhnlich als unzureichend verworfen wird; sie suchen erst ein paar tausend Franken, dann ein paar hundert, und wenn dies nicht gehen will, wenigstens fünfzig Franken mehr zu erhalten, bis auch dies Kapitel endlich beiderseitig angenommen ist. Dann werden die Bedingungen auf den Todesfall festgesetzt, und diese bedingen meist, daß, wenn der eine oder andere Theil sterbe, ehe Kinder aus der Ehe hervorgegangen, das Eingebrachte an seine Familie zurückfalle. Oft sucht der Bräutigam seine Liebe dadurch zu bekunden, daß er die eingebrachten Geräthschaften und Kleider der Braut — bis auf den letzten Strumpf wird Alles geschätzt — über ihrem Werth anschlägt, was dann zur Folge hat, daß nach dem Tode der letztern, in dem eben unterstellten Falle, ein guter Theil seiner Habe in die Hände seiner Schwiegereltern übergeht. Man erzählte mir ein paar Fälle, wo diese ohne Erbarmen das Eigenthum des armen Wittwers öffentlich verkauften. Processe in Menge entstehen aus diesen Contrakten, und es hat beinahe das Ansehen, als ob man beim Abfassen derselben stets mehr an diese Processe, als an das Glück der Kinder dächte, und sich mehr gegen jene vorzusehen, als dieses zu sichern suchte. An einer andern Stelle komme ich auf die Proceßsucht der Normannen zurück.

Bei den Hochzeiten geht es natürlich lustig zu. Ge-

schmaust, getrunken, gesungen und getanzt wird von rechtswegen. Ein ziemlich allgemeiner französischer Volksgebrauch ist das Lösen des Strumpfbandes. Die Braut bindet hier in der Normandie die Strümpfe mit einem blauen und weißen Bande (in Paris seit 1830 blau, roth und weiß), und gegen das Ende der Tafel kriecht einer der Gäste, in der Normandie meist ein Knabe, unter den Tisch, löst das Strumpfband und zeigt es unter Jubel und Beifallrufen der Gesellschaft vor, worauf dasselbe in kleine Stücke zerschnitten wird und jeder Gast ein blaues und weißes Läppchen als Ehrenzeichen in's Knopfloch steckt. — Auch die Garçons und die Dames d'honneur findet man so ziemlich in ganz Frankreich bei den Hochzeiten. Sie sind die Ehrenwächter der Braut und müssen dafür einstehen, daß dieser den Tag über kein Leid an ihrer Ehre geschehe. Jeder Kuß, den der Bräutigam der Braut während der Hochzeit giebt oder stielt, ist ein Schandfleck für sie, und so oft Braut und Bräutigam, die natürlich ihre Wachsamkeit zu täuschen suchen, sich einen raschen Kuß geben können, erhebt sich der höhnende und neckende Jubel aller Anwesenden gegen die Garçons und die Dames d'honneur. Gelänge es aber gar Braut und Bräutigam, sich in einem unbewachten Augenblick heimlich zu entfernen, so erregt dies augenblicklich einen fürchterlichen Sturm. Alles tobt auf

die Garçons und Dames d'honneur ein, und diese durchsuchen das Haus vom Keller bis auf den Speicher, bis sie die Sünder gegen den Ehrencodex gefunden und im Triumphe zurückführen. — Diese Sitte ist sinnig genug, und sicher aus einem guten Volksgefühle entstanden.

Bei den Begräbnissen treten ebenfalls eigenthümliche Gebräuche hervor. Die katholische Gemeinde hat, wie an vielen Orten in Frankreich, keinen Leichenwagen; die Todten werden daher sämmtlich von den dazu bestellten Trägern zu Grabe gebracht. Es giebt dies den Leichenzügen eine höhere Feierlichkeit. Der Wagen ist schon eine Art Grab, der Sarg ist unserm Blicke entzogen und wir stehen ihm bereits ferner, als wenn er vor uns hergetragen wird. Oft sieht man in Havre hinter der Leiche alle Bedienten und überhaupt das Gesinde des Verstorbenen herziehen, und wenn diese Sitte selbst ganz sinnig ist, so wird sie durch die Art, wie man die Leidtragenden mit einem großen Klackhute und langen Florschleifen aufputzt, zur Farce. Nach den Bedienten kommt mitunter ein langer Zug von Armen, die man Pleureurs nennt. Diese tragen dann meist ein großes Brod unter dem Arme, um so aller Welt kund und zu wissen zu thun, daß der Todte noch im Sterben für sie gesorgt habe, wenn er auch im Leben vielleicht durch schnöden Wucher das Geld gewon-

nen hat, mit dem das Brod bezahlt wird. — Die Leichenschmäuse findet man in der Normandie wie beinahe allerwärts wieder, und sie erklären sich — gegenwärtig ein Unsinn und eine Verhöhnung der Trauer — durch die Verhältnisse früherer Zeiten, wo noch die Städte selten waren und die Freunde und Bekannten von den viele Stunden im Umkreise liegenden Höfen zusammen kamen und natürlich eines Labetrankes bedurften. — Eigenthümlich — mir wenigstens neu — ist es, daß man den Priestern, welche die Leiche begleiten, auf einer großen Schüssel ein paar weiße Handschuhe anbietet, die sie nehmen, ruhig in die Tasche stecken und ihre alten Handschuhe anbehalten oder ohne solche dem Zuge folgen. So werden hier die guten Seelsorger zu Handschuhkrämern, und die Mehrzahl der Leichenhandschuhe mag auf dem nächsten Balle die Hand einer lebensfrischen, im tollen Tanze dahinjubelnden Schönen umschließen. Die Extreme berühren sich.

Die Protestanten haben einen Leichenwagen, und da geht Alles prosaisch = protestantisch zu.

Das ist noch zu bemerken, daß man auch hier, wie an so vielen Orten, nicht ohne ein Kapital von 80—100 Fr. sterben kann, wenn man mit Ehren unter die Erde kommen und nicht im Tode noch auf Borg leben will. — Doch genug von den Todten, zurück zu den Lebenden.

Wenn ich nicht zufällig während meiner Anwesenheit in Havre eine Art von Tagebuch führte, so würde mich nichts daran erinnert haben, daß heute Charfreitag ist. In den Straßen das tägliche geschäftige Leben und Treiben, die unter freiem Himmel vor der Kirche zur Börse versammelte Kaufmannschaft, der Markt, auf dem wie gestern und vorgestern Käufer und Verkäufer debattiren, — all das ist so himmelweit verschieden von der Feiertagsruhe eines Charfreitags in Deutschland, daß man nur an diesem Tage hier in Havre durch die Straßen zu gehen braucht, um sich zu überzeugen, wie sehr die christliche Religion in den Sitten des französischen Volks bereits angegriffen ist. Es wird schwer, unmöglich sein sie zu restauriren, und wenn sich, wie dies wirklich der Fall zu sein scheint, im Volke wieder das Bedürfniß eines religiösen Gefühls — mehr ist es sicher noch nicht — regt, so wird dies nur das Feld sein, auf dem dereinst ein neuer Samen gesäet werden kann, aber schwerlich wird es einem hinsterbenden Stamme neue Kraft geben.

Der Festtag und selbst die drei Grade unter 0 verhinderten einen Charlatan nicht, auf offenem Markte unter freiem Himmel seine Waare feil zu bieten. Es ist charakteristisch genug, daß in dem aufgeklärten Frankreich diese Menschen noch immer ihr Wesen treiben können

und für ihre wunderthätigen Mittel noch immer Käufer finden. Ich hörte mitunter den Wunsch äußern, daß die Regierung denselben ihr Handwerk legen möchte; aber bei Lichte besehen, wäre dies die höchste Ungerechtigkeit; denn seit Robert Makaire Minister, Pair, Deputirter, Advokat, Arzt und selbst Seelsorger werden kann und, wie man sagt, mitunter geworden ist, wäre es eine Verleugnung aller Blutsverwandtschaft, diesen Straßenmakaires in den Weg treten zu wollen. Ich habe ihnen oft mit Freuden zugehört und die natürliche Beredtsamkeit der Franzosen bewundert. Ich kann versichern, daß mich die Rede, die der eben in Havre Anwesende gestern hielt, erbaut hat, wie selten die der Herrn Guizot, Thiers, Mauguin, und nur mitunter haben mir die Herrn Fulchiron und Bugeaud — die Bajazo's der Andern — noch mehr Freude gemacht als jener.

Es thut mir sehr leid, daß ich kein Stenograph bin und daß mir die Kälte nicht erlaubte, Noten zu nehmen. Ich übersetzte sonst die ganze Rede, und sie würde ein Muster parlamentarischer Beredtsamkeit sein, sie würde selbst Hrn. Thiers beschämen, oder auch nicht. Die Rede war wenigstens in ihrer Form aus dem Stegreif gehalten, denn der honorable Redner begann damit, daß er seine Zuhörer versicherte, er werde kurz sein, da das Wetter keine langen Reden erlaube, und er befürchten müsse, sei-

nen Zuhörern lästig zu fallen. „Je serai court, Messieurs! je n'abuserai pas des moments precieux de mon estimable et honorable auditoire.“ Ich wette, diese goldenen Worte des Charlatans kommen wenigstens in hunderttausend Reden der ersten Orateurs Frankreichs und Englands vor, und in vieren unter fünfen seit 1830 in Frankreich. Und um die Aehnlichkeit noch auffallender zu machen, begann dann der honorable Charlatan eine kleine Rede, die eine gute Stunde dauerte.

In der Deputirtenkammer sagt man: „Meine Herren! die Staatswissenschaften haben große Fortschritte gemacht, man hat neue Systeme erfunden und angewendet, und wir leugnen nicht, daß dieselben oft sehr gute Resultate gehabt haben. Aber sollen wir deßwegen die Erfahrungen unserer Väter gering schätzen, sollen wir das Gute, was unsere Voreltern aus dem Kreise ihres Wissens zu ziehen verstanden, verwerfen? Nein, meine Herren! halten wir uns an die alten Erfahrungen, sie sind durch tausendjährige Anwendung erprobt, wogegen die Resultate des Neuen oft sehr zweifelhaft geblieben sind.“ Ich citire hier den Moniteu auf mehr als hundert Seiten, und verweise auf die Nummern vom 1. April 1832, 33, 34, 35, 36 und 37. Der Marktschreier aber sagte: „Meine Herren! die medicinischen und chirurgischen Wissenschaften haben große Fortschritte gemacht, man hat

neue Systeme erfunden und angewendet, und ich leugne nicht, daß dieselben oft sehr gute Resultate gehabt haben. Aber sollen wir deßwegen die Erfahrungen unserer Väter gering schätzen, sollen wir das Gute, was unsere Voreltern aus dem Kreise ihres Wissens zu ziehen verstanden, verwerfen? Nein, meine Herren! halten wir uns an die alten Erfahrungen: sie sind durch tausendjährige Anwendung erprobt, wogegen die Resultate des Neuen oft sehr zweifelhaft geblieben sind."

Dann nehmen wohl die Herren in der Kammer ihr Portefeuille zur Hand, öffnen dasselbe, holen die Dokumente und Gesetzesvorschläge hervor, und fahren fort: „Unsere Nachforschungen über den Zustand Frankreichs haben in uns die unumstößliche Ueberzeugung hervorgerufen, daß in dem vorliegenden Falle die von vielen, gewiß sehr achtbaren, aber im Strudel der Neuerungen mit fortgerissenen Mitgliedern der Kammer vorgeschlagenen Maßregeln zu weit gehen, daß sie gefährlich sind, daß dagegen die bestehenden Institutionen seit lange den Fortschritt Frankreichs gesichert haben, auf den Sitten und Bedürfnissen des Volkes beruhen, und somit ihre heilbringenden Folgen haben werden und nicht angegriffen werden dürfen." Unser Charlatan rief, indem er sein Portefeuille, ein altes, gewaltiges Herbarium, in dem eine Menge Pflanzen aufgeklebt waren, emporhielt und durch-

blätterte: „Meine Forschungen über den Zustand des menschlichen Körpers haben in mir die unumstößliche Ueberzeugung hervorgerufen, daß in den Fällen, die ich sogleich anführen werde, die von gewiß sehr achtbaren, aber im Strudel der Neuerungen fortgerissenen Aerzten vorgeschlagenen Mittel zu weit gehen, daß sie gefährlich sind, daß dagegen die alten Kräutermittel, die seit Jahrtausenden die Menschheit vor Krankheiten geschützt und diese geheilt haben, in der Natur begründet sind und nicht angegriffen werden dürfen." — „Wir haben," fährt Hr. Thiers fort, „beide Systeme studirt, gegen einander gehalten, die Resultate erwogen, und die Erfahrung, immer der beste Probestein der Wahrheit, hat sich allwärts für uns ausgesprochen." Der Marktschreier aber sagte: „Ich habe beide Systeme studirt, gegen einander gehalten, die Resultate erwogen, und die Erfahrung, immer der beste Probestein der Wahrheit, hat allwärts die Unfehlbarkeit meines Tranks bewährt."

Ich könnte diesen Vergleich noch weiter fortsetzen, denn unser Wunderdoktor sagte: „Meine Herrn! ich gehöre nicht zu denen, die Ihnen ein Specificum für alle Krankheiten anbieten, wie viele meiner Kollegen. Es sei ferne von mir, diejenigen, die mir ihr Vertrauen schenken, täuschen zu wollen, und nur täuschen kann man wollen, wenn man ein Mittel gefunden haben will, das für alle

Krankheiten gut sein soll. Nur der Tod heilt alle Uebel; oui, Messieurs! und die, die ein Mittel für alle haben, haben mit dem Tode ein Bündniß geschlossen. (Er machte diesen Witz wirklich.) Mein Studium der Natur und der Krankheiten, der Kräuter und des Menschen haben mir unumstößlich bewiesen, daß ein solches Mittel für alle Krankheiten unmöglich ist." Hier folgte dann ein langer Beweis, warum dies unmöglich. In den wunderbarsten medicinischen Ausdrücken sprach er von den verschiedenen Krankheiten, dem Sitze derselben 2c., bis er endlich sagte: „Ich suche, meine Herrn, nur die Wahrheit, nur das Heil der Menschheit, und deßwegen beschränke ich mich darauf, meinen Trank nur in vier Fällen für probat zu erklären. Und die eklatantesten Erfahrungen," hiebei zog er ein großes Glas voller Würmer hervor und drehte dasselbe, ohne sich zu unterbrechen, in der Hand herum, „in zwanzigjähriger Praxis haben bewiesen, daß dasselbe in diesen vier Fällen," dabei hob er das Wurmglas als wie zum Schwur in die Höhe, „stets unmittelbar und sicher wirkt." — Es sollte nicht schwer sein, auch hier Parallelen im Moniteur zu finden. Endlich rückte der Charlatan, nachdem er noch Gott weiß was Alles im Sinne und Tone, mit Mienen und Gebehrden der parlamentarischen Beredtsamkeit gesprochen hatte, mit den vier Krankheiten hervor, die sein Trank unfehlbar kurire, und diese

waren keine andern als Taubheit, Magenübel, Rheumatismus und Würmer: das Wurmglas war eine Bandwurmtrophäe, seine Vendomesäule. Getrunken, als Oel in's Ohr gegossen, oder eingerieben, wirkte das Specificum nach Umständen, und für dies Wundermittel verlangte der gute, menschenfreundliche Mann nur zehn Sols, sage nur zehn Sols. Das war freilich ein arger Schnitzer gegen alles parlamentarische Herkommen, und wenn ich mich bis dahin hätte täuschen und ihn für irgend einen verkleideten Minister, conseiller d'état, oder simpeln Deputirten, der seinen Spaß mit uns treibe, nehmen können, so hörte jetzt alle Täuschung augenblicklich auf. Ich sah ihn mit Verachtung an — zehn Sols! — drehte ihm den Rücken und ging meines Wegs.

— Ich kam mit einigen Empfehlungsschreiben in Havre an und muß gestehen, daß sie mir hier und dort einen sehr freundlichen Empfang und manche frohe Stunde verschafft haben. Aber die Bekanntschaften, die der Zufall macht, sind gewöhnlich ganz anderer Art. Ich lernte hier, ich weiß nicht mehr recht wie, einen schlichten Schreiner kennen, und versichere, daß ich mich an seinem tannenen Tischchen zwischen ihm und seiner braven Frau so heimisch fühlte, wie sonst selten in einem Salon. Das Herz sprach hier in Prosa, klar und deutlich, und ich hatte nie nöthig, nach dem versteckten Sinne

eines geschraubten Wortspiels zu suchen. — Faites comme nous! war die gewöhnliche Formel, mit der mich Antoine einlud, sein Mittag= oder Abendbrod mit ihm und seiner Frau zu theilen, und ich würde noch öfter geantwortet haben: je veux bien, hätte ich nicht befürchtet, lästig zu fallen, obgleich ich nie sah, daß die guten Leute die geringsten Umstände machten. Und an diesen Abenden, hinter neuen Tischen, Bettstellen, Kinderwiegen u. s. w., die hier aufgestellt waren, habe ich oft mehr gelernt, als an dem flackernden Kaminfeuer in den getäfelten Zimmern der Welt comme il faut, wo ich meinen Zoll der Langeweile oder der stillschweigenden Ironie abtrug.

Gestern Abend besuchte ich meinen Freund Antoine. Seine Frau saß am Herde und hatte ein vorgestern Abend geborenes Knäblein auf dem Schooße. Wir plauderten wohl eine halbe Stunde mit einander, und nichts hätte mich ahnen lassen, daß diese Frau erst gestern ein Tagewerk vollbracht, das sonst Wochen und Monate lang sich in jeder Miene, jeder Bewegung, im Aussehen und in der Sprache der Weiber zu verrathen pflegt. Dieselbe Rüstigkeit des Geistes, dieselbe frohe Laune, dieselbe kräftige Sprache wie gestern. Während wir mit einander plauderten, trat die für den jungen Staatsbürger bestimmte Amme herein. Sie kam, um das Kind abzuho=

len. Es gibt wohl unter allen pariser, und leider jetzt beinahe französischen Gewohnheiten keine, die so tief in das Leben eingreift, als die, die Kinder gleich nach der Geburt einer Amme zu übergeben, sie aus dem väterlichen Hause zu verbannen und ihnen die mütterliche Pflege zu entziehen. Ich wunderte mich, dieselbe in der Provinz, noch mehr aber, sie in dem Hause eines rüstigen, sonst ziemlich klar sehenden Handwerkers wieder zu finden, und freute mich, als auf meine Frage die Mutter mir antwortete, daß ein Brustübel sie leider verhindere, dem Herkommen Trotz zu bieten. So wurde denn der Bündel des Reisenden, dessen Alter erst nach Stunden gezählt werden konnte, geschnürt. Hemden, Windeln, Mützen und Bettzeug wurden zusammengepackt und in eine Wiege, die als Koffer diente, gelegt. Ich habe als Knabe in den Jahren, wo Napoleon noch die älteren Söhne unserer Mütter in die Schlachten nach Spanien oder Rußland führte, ich habe hier auf dem Hafendamm, wo mit dem Losbinden eines Tau's ein Weltmeer zwischen Liebende tritt, Abschiede gesehen, die mir oft in bösen Träumen wieder vor die Seele treten; aber nie ist mir eine Thräne heißer auf's Herz gefallen, wie die, die sich die junge Frau aus den Augen wischte, als sie ihrem Kinde, das sie vor wenigen Stunden zum ersten Willkomm geküßt, jetzt schon einen Abschiedskuß geben mußte. Noch

kannte das Kind seine Mutter nicht, noch konnte es ihren Gruß nicht nachlallen, und mußte sie schon verlassen, wurde hinausgestoßen in eine Welt, die ihm fremd war, wurde von der Brust einer Mutter gerissen und an die einer Fremden gelegt, die nur berechnete, wie viel sie durch ihren Dienst verdiene. Was weint ihr denn, Ihr, die ihr Euern Sohn, den angehenden Mann, nachdem der Keim der Liebe zum Baume geworden, in die Welt hinausschickt? Trägt er nicht euer Bild und ihr seines im Herzen? Aber hier eine Trennung, der kein Zusammenleben voranging, eine Trennung von dem Sohne, den die Mutter gestern noch unter dem Herzen getragen, den sie eben erst der Welt unter Schmerzen geboren! Hier nur Liebe auf der einen Seite, und nicht einmal Erkennen, nicht eine Ahnung dieser Liebe auf der andern! Es war eine schwere Thräne, die aus dem Auge der Mutter auf ihr grobes Winterwamms herabrollte; und sie hatte sie mehr angegriffen, als die körperlichen Leiden; denn sie winkte bald ihrem Manne, daß er mich hinausführen möchte, damit sie sich — das Wochenbett stand nämlich in der Wind und Wetter ausgesetzten Boutique — zu Bette legen könnte.

Wenn es in Frankreich nur selten — in Paris und in den höhern Ständen der Provinz kaum je — eine Familie gibt, so ist das Ammenwesen daran vor Allem

Schuld. Wer die Familie für einen Hemmschuh des Fortschrittes hält, mag darin ein Glück sehen, ich aber halte es für das höchste Unglück. Die Familie, wie sie sich in Deutschland gestaltet hat, ist unstreitig eine Pflegschule des Philisterthums; aber es ist nicht gerade eine Familie nothwendig, um Philister zu schaffen, wie uns die französische Bourgeoisie, der Milchbruder des deutschen Philisterthums, beweist. Die Aufhebung der Familienbande würde das Philisterthum nichts weniger als zerstören; dagegen würde ohne Familie jede Moralität, das Gefühl der eigenen Würde und die Achtung derselben in allen andern Menschen, jedes Rechtsgefühl sehr bald verschwinden; denn die Familie lehrt Recht und Unrecht ahnen, fühlen, bevor man es in der Schule begreifen lernt, und gerade diese Ahnung, dieses Gefühl wird zum Gewissen, während der Begriff nur zur Ueberzeugung führt. Gegen jenes ist kein Sophismus im Stande anzukämpfen, während diese sich, je nachdem man Gründe sucht und findet, oder zu finden glaubt, anders gestaltet. Das ist eine der Hauptursachen all.s Uebels in Frankreich, und Robert Makaire, den ich nun einmal für den sprechendsten Typus der heutigen höhern französischen Gesellschaft halte, hat sicher die Milch einer Säugamme getrunken und wurde in einer Pension erzogen, wo er keine Liebe zu seiner Mutter lernte, und so ganz ruhig

seinen eignen Sohn bestiehlt, und zwar von Rechtswegen und aus Ueberzeugung, nach dem altrömischen Grundsatze, daß der Sohn die Alimente zur Pflege seines alten Vaters hergeben müsse. Bei der Amme findet das Kind nur Leibesnahrung, wenn noch diese, und wächst wild in die Welt hinein, ohne je von der Sonne der Mutterliebe beschienen zu werden. Und aus dieser trostlosen Lieblosigkeit tritt das Kind heraus, um an der Hand einer Bonne abermals in Zweifel zu bleiben, ob es diese mehr lieben, oder der Mutter eher gehorchen soll. Von der Bonne kommen dann die Kinder in die Pensionen und lernen hier das Laster kennen, das in solchen Pflanzschulen der Jugend wie das Unkraut wuchert, oder wie der Wurm den Baum benagt und ihm das Mark aussaugt. An die Stelle des Gehorsams, den die Zuneigung des Vaters und der Mutter ihnen abgewinnen, tritt das Gesetz der Schule, das sie nicht begreifen, an die Stelle der lebendigen Liebe der todte Buchstabe. In dem Lehrer endlich lernen sie nur einen Zuchtmeister sehen, den zu täuschen, zu hintergehen, ihr erster Gedanke beim Aufstehen, ihr letzter beim Schlafengehen, ihr Morgengebet und ihre Abendandacht wird. So ausgebildet tritt der Jüngling, der junge Mann — um mit den Franzosen zu sprechen — endlich frei in die Gesellschaft ein. In jedem Gesetze sieht er die Wiederholung des

Schulunsinns, den er durch zehnjähriges Tragen einer für ihn durch nichts erklärten Fessel hassen gelernt hat; in jeder Obrigkeit erblickt er den Schulmeister, der ihn nach Laune züchtigt, und den zu hintergehen seine Lust, sein Studium war. Vielleicht brauchte man nur dies zu bedenken, um sich zu erklären, wie es den Franzosen so leicht wurde, alle Fesseln des Herkommens während ihrer Revolutionen zu sprengen, aber auch, wie es ihnen so schwer wird — unmöglich, bis dem Urübel abgeholfen — nach dem Umsturze Neues, Dauerndes aufzubauen.

In Frankreich gibt es Leute, die ahnen, wo der Grund des Uebels ist. Guizot scheint ihn mitunter mit dem Finger zu berühren; aber ich wette, auch er hat seine Kinder einer Säugamme übergeben, denn er sieht nur die Wunde, nicht aber die Quelle des Uebels, und deßwegen konnte er ein Gesetz vorschlagen, das den Eltern sogar von Rechtswegen die Kinder entreißen und sie der Zuchtruthe des Lehrers auf Gnade oder Ungnade übergeben sollte. Mein Freund Antoine, dem ich einige von diesen Bemerkungen mittheilte, sah das Alles sehr wohl ein, und ein kernhafter Fluch über die Nothwendigkeit, sein Kind einer Amme zu übergeben, war seine bejahende Antwort.

Wir traten bald wieder in die Stube oder Boutique ein — der Franzose ist in Bezug auf den Raum der be-

genügsamste Mensch, den es gibt — und fanden seine Frau ruhig im Bette. Wäre ich ein Maler, so könnte ich ein schönes Genrebild vom heutigen Abend in mein Portefeuille niederlegen: im vordern Theile der Boutique die aufgehäuften Möbeln, Bettstellen, Nachttischchen, Wiegen, Stühle und Tische aller Art, durch zwei große Schreine von dem Hintergrunde getrennt. Hinter einem dieser Schreine rechts das Wochenbett der Frau, und um sie herum ein halbes Dutzend Mütterchen, alte und junge Weiber, die nach und nach zum Besuche kamen und Glück wünschten, links mein Freund Antoine und ich am Kamin bei einem flackernden Feuer, auf dem ein Dreifuß einen Fleischkessel trug. An der einen Seite das Gekicher, die Erzählungen, die Glückwünsche, der gute Rath der Weiber für die Wöchnerin, und auf der andern wir Beide im ernsten Gespräche über den Zustand der Arbeiterklasse in Havre, mitunter in die Politik übergreifend und zuletzt wieder auf Gebräuche und Sitten in Havre zurückkommend; zwischen beiden Gruppen die Wartefrau hin und her gehend, bald der Wöchnerin und bald dem Fleisch auf dem Herde ihre Sorge und Pflege angedeihen lassend. Es wäre ein schönes Bild.

In Bezug auf Sitten und Gebräuche in Havre fragte ich meinen Freund, ob gerade bei der Geburt eines Kindes nichts Bemerkenswerthes vorkomme. Ueber die

geweihten Kerzen, welche in der Kindbettstube angezündet werden, war er hinaus und dachte nicht an sie, wie wohl an Manches nicht, was ihm zu gewöhnlich scheinen mochte. Nur in Bezug auf das Lever der Wöchnerin erzählte er mir, ihr erster Ausgang sei in die Kirche, wie in Deutschland, wenigstens in katholischen Landen. Dort werde sie gesegnet und dabei zwei Brode eingeweiht, wovon das eine der Priester bekomme — der überdies noch Geld erhalte — und das zweite der Frau bleibe, die es zu Hause unter Freunde und Verwandte vertheile, was dann, wie recht und billig, zu einem Schmause Veranlassung gebe, da man selbst gesegnetes Brod nicht gut trocken und ohne Fleisch essen könne. — Am Tage, wo der junge Weltbürger getauft wird, findet abermals ein Schmauß statt, bei dem nur der Pathe, die Pathin und die allernächsten Verwandten, sodann alle kleinen Kinder von Freunden und Bekannten, so wie die der nächsten Nachbarn eingeladen und festlich mit Kuchen und Zuckerwerk bedient werden. Dieser Gebrauch ist sinnig genug, da man durch denselben den neuen Gespielen, Freund und Verwandten gleichsam in den Kreis seiner künftigen Genossen einführt. In Lothringen habe ich in einzelnen Dörfern den Gegenfüßler dieses Gebrauchs beobachtet. Wie hier zur Taufe, so werden in Lothringen alle Gespielen eines verstorbenen Kindes zur Todtenwache eingeladen und

dabei mit Reisbrei bedient. Die Normannen scheinen das Leben von einer frohern Seite aufzufassen, als die Lothringer.

Die Besuche der Wöchnerin hatten sich, während wir über dies und jenes plauderten, nach und nach entfernt, und ich wunderte mich, daß es beinahe eilf Uhr war, als ich zu Hause ankam.

Journale.

Havre, — April 1837.

Unter allen europäischen und nicht europäischen Bewohnern Europas ist der Papagei unstreitig der spirituellste. Darüber ist unser civilisirtes Jahrhundert einverstanden, und deßwegen findet man ihn in den Salons, und in den Wohn- und Schlafstuben des monde comme il faut. Havre ist die Hochschule dieses witzigen Gesellschafters, und da ich seit vielen Monaten einer Papageienpension und Erziehungsanstalt gegenüber wohne, habe ich mit vieler Mühe und großer Anstrengung Einiges von ihrer Sprache gelernt. Bon jour ma chere cousine, comment ça va? Oh! comme vous êtes belle, aujourd'hui! vous avez tous les jours votre beau jour. Avez-vouz vu la comtesse B. Il semble que son miroir est flatteur, car Madame ne s'en apparrait pas, que sa robe est vingt ans plus jeune qu'elle. — Fanny Elsner etoit charmante hier. — Comme le temps est

beau! — Mr. le Docteur K. vous a-t-il deja raconté le nouveau beau mot de Mr. le Prince de Talleyrand. — Cry! Cry! Cry!

Das verstand ich nicht mehr, und es ging mir zu sehr durcheinander. Man sprach im Chor, wie in den Pausen in den Salons zu Paris, nachdem eben ein Schöngeist Etwas declamirt, oder eine Schöngeistin Etwas gesungen hat. Wenn ich einmal ein hoher Herr werde, oder eine reiche Wittwe heirathe, so sollen die Papageien sicher in keiner Abendgesellschaft bei mir fehlen. Cry! Cry! comment vous êtes amusants, et intéressants, et spirituels. Nicht einen Augenblick stockt die Unterhaltung.

Mitunter wurde mir freilich die redselige Gesellschaft des in Luft und Esprits aufbrausenden Salons zu toll, und trieb mich aus meiner Stube fort. Ich bin aber ein närrischer Patron, und in den Salons wurde mir oft zu Muthe, wie in meiner Stube zu Havre, wenn an einem sonnenhellen Mittage die Schulknaben an dem Papageienpensionate jubelnd vorüberzogen, und dann die Papageien sich über die kindische Einfalt der Menschlein lustig machten, und schrien: Cry! Cry! comme ils sont hommes!

Die Provinzialjournale haben meist sehr vieles mit diesem geistreichen Vogel gemein. Sie haben ein ebenso gutes Gehör, eine ebenso geläufige Zunge, und lernen

daher ganz artig nachplaudern, was ihnen in Paris vorgeplaudert wird. Und warum sollten sie auch nicht? Ist doch die Papageierei und Afferei, oder wie die Affen und Papageien, und mit mehr Recht sagen würden die Menscherei in allen Provinzen Frankreichs, in allen Ständen der Provinz an der Tagesordnung.

Das Journal du Havre ist der schwache Nachhall des Nationals. Sein Redacteur, Hr. Corbière ist durch seine Seeromane als geistreicher Autor bekannt. Mitunter hat sein Blatt einen Artikel von ihm, der sich dann oft durch die kecke, etwas herbe Sprache des Seemannes und seinen klaren Blick auszeichnet. In der Regel aber begnügt man sich in Bezug auf die Politik des Tages damit, eine Fabrikcorrespondenz aus Paris abzudrucken, und hier und da einen Lappen aus einem Pariser Journale auszureißen, und den Lesern vorzuwerfen. Die große Menge der Havrer Kaufleute sind ergebene Anhänger des juste milieu, weil es eben Regierung ist, und deßwegen sind sie sehr unzufrieden mit der nationalen Richtung des Blattes. Da aber kein zweites politisches Journal in Havre besteht, und es die Handelsnachrichten ziemlich ausführlich giebt, so sind sie gezwungen, den revolutionären Beigeschmack mit hinzunehmen, wie saure Gesichter sie auch mitunter dazu schneiden.

Oft tritt auch eine schwache locale Richtung des

Blattes hervor. Es bekämpft mit Macht die Festungswerke, die Havre umschließen und den Handel einengen. Es ist ein Feind des inländischen Zuckers, und vertheidigt die Herabsetzung der Eingangszölle auf den Colonialzucker. Der Grund dieser Vorliebe ist die Bedeutenheit, die die Expedition des Colonialzuckers für den Havrer Handel hat. Dieser locale Grund wird aber nie hervorgehoben, denn wer möchte in unserm Zeitalter der Selbstsucht den Schein, der Selbstsucht zu huldigen, auf sich laden. Und so heißt es hier: Die Bewohner der Colonien sind Franzosen, und wir, die wir ihren Zucker vertheidigen, die Vertreter der Gleichheit vor dem Gesetze. U. s. w.

Es ist eine sehr wohlfeile Art, sich in den Geruch der Menschenliebe und der christlichen Gesinnung zu bringen, wenn man auf die Sclaverei schimpft, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet. Amerika ist, seit dieser Gegenstand wieder zur Sprache kam, ein wahres Eliseum von weißen Teufeln geworden, die das Feuer schüren, in dem die schwarzen Menschen gebraten werden. Es ist oft schwer, den Unterschied anzugeben, der zwischen einem leibeignen Bauer und einem Sclaven besteht, und mitunter könnte man glauben, daß es auch sonst noch Sclaven außer den schwarzen in Amerika gäbe. Früher, als man zuerst die Freigebung der Bauern in Antrag brachte, ging es den Frevlern gegen Recht und Eigen-

thum, die die Emanzipation der Bauern betrieben, nicht besser, als jetzt den amerikanischen Freunden der Sclavenemanzipation. Die Sclaverei hat sich dort erhalten, weil sie tiefer in den Verhältnissen, im Egoismus der Herrn begründet lag, weil diese keine Ablösung, die am Ende noch besser und einträglicher als die Sclaverei selbst, fordern können. Ich wette, daß auch der eifrigste Feind der Sclavenemanzipation sich bekehren würde, wenn man ihm sagte: „Dein Sclave bringt dir jährlich 1000 Fr. ein; das macht in zwanzig Jahren 20000 Fr.; hier das Capital, und nun laß den Sclaven frei." Er griffe mit beiden Händen zu, und hätte in seinem Leben kein besseres Geschäftchen gemacht.

Ich befürchte nicht, mißverstanden und für einen Vertheidiger der Sclaverei in Amerika gehalten zu werden; denn diese ist hier, wie überall, die schnödeste Sünde gegen Gott und die Menschheit. Aber die sentimentalen Feinde Amerikas sollten um sich sehen, in sich gehen, und Buße thun. Dann dürften sie sich zu Predigern der Menschheit aufwerfen.

Ich wollte mein ganzes Kindtheil — viel wagte ich dabei gerade nicht — verwetten, daß die europäische Sentimentalität corps et bien Schiffbruch litte, wenn auch nur ein Hundertstel procent von dem, was die Sclaven den Amerikanern einbringen, auf ihre Rechnung käme.

Und wer dies bezweifeln will, der frage bei Hrn. Mauguin an, dem Repräsentanten der französischen Colonien, dem humanen Deputirten, der nicht eine Gelegenheit vorbeigehen läßt, um der Menschheit seine Dienste anzubieten; und er wird von ihm vernehmen, daß die Colonien ihm jährlich ein von Zehntausend von dem Sclavengewinne abgeben, und daß es deßwegen höchst unhuman wäre, die Sclaven emanzipiren zu wollen, und daß es außer diesem ganz unbedeutenden Grunde noch hundert andere höchst bedeutende gäbe, warum die Sclaverei in den Colonien höchst christlich, höchst menschlich und höchst sentimental nothwendig sei. Und wem die Gründe Hrn. Mauguins nicht hinreichen, der lese mitunter das Journal du Havre, und er wird sehen, daß dieser ganz recht, und Gott und die Menschheit Unrecht haben. Havre steht in sehr thätigem Handel mit den Colonien, ein Theilchen des von den Sclaven eingebrachten Gewinns, von dem aus ihrem Blute destillirten Golde geht in die Kassen des Havrer Handels, und deßwegen ist die Sclaverei ein wahrer Himmel auf Erden, und es wäre eine wahre Ungerechtigkeit, die Sclaven zu Menschen machen und aus ihrem achten Himmel austreiben zu wollen.

Mitunter tritt auch in dem Journal du Havre der Seemann hervor, und dann verlangt Hr. Corbière einen neuen Straf- und Prügel-Codex für die Seeleute, der



die Kapitains zu kleinen absoluten Beherrschern aller Reußen und Matrosen in ihrem funfzig Spannen langen Reiche machen würde. So sind sie eben die Menschen! —

Es giebt noch ein zweites Journal in Havre, und zwar ein literarisches, das alle Wochen zweimal erscheint. Die revue du Havre wird von dem Buchhändler, Hrn. Morlent, der, wie bereits angeführt, einige nicht schlechte Reisebeschreibungen in Schreibers Manier gemacht hat, redigirt. Mitunter findet man hier ganz gute Sachen über Havre, in der Regel lebt dagegen das Blatt von dem Nachdrucke einiger Feuilletons pariser Blätter, und ist dann gerade so geistreich, wie diese, nicht mehr und nicht weniger.

Ich habe einen sehr hohen Begriff von Journalismus, und einen sehr kleinen von den Journalisten. Sie sind meist Krämer, die sich in den Tempel eingedrängt haben, um ihre Gewürze, ihre gebrannten Getränke und getrockneten Früchte zu verkaufen. Es thäte wahrlich Noth, daß Jemand käme und sie mit Peitschenhieben ausjagte. Außer diesen Krämern giebt es auch sogenannte Politiker im Tempel, die weniger verächtlich, aber am Ende noch schädlicher sind, denn sie sehen ehrlichen Leuten sehr ähnlich, und sind mitunter selbst solche. Aber diese ehrliche List ist ein Werk des Teufels, eitel Lug und Trug. Der Journalismus ist ein Propheten- und

Apostelamt, und darf nur eine Politik kennen, nur einen Grundsatz haben, der die Wahrheit heißt. Die Wahrheit ist subjectiv, und ich erlaube daher Jedem gerne sich zu täuschen; nie aber Andere zu täuschen, täuschen zu wollen, um für Heute und Morgen einen kleinen Sieg zu erlangen. Je schlagender die Sophismen, je einleuchtender die aufgestellten Behauptungen, je rascher der augenblickliche Sieg erfolgt, desto schlimmer, desto unheilvoller. Denn man erlangt diesen Sieg nur dadurch, daß man die Masse für sich gewinnt, daß man sie eben täuscht, sie glauben macht, der morgige Sieg sei entscheidend, werde den Feind zernichten. Zwei, drei solcher gewonnenen Schlachten müssen nothwendig den Sieger selbst zu Grunde richten, denn die Getäuschten verlieren das Vertrauen, und mit ihm die Kraft. —

Cry! cry! ruft es vor meinem Fenster. Ich verstehe. „Du wirst am Ende gar politisch!" Schönen Dank! Ich werde in mich gehen, und mich bessern. Amen! —

Centralisation und Decentralisation.

Havre, — 1837.

Eine Lebensfrage für die Zukunft Frankreichs ist die der Centralisation oder Decentralisation. Nach der Julirevolution erhoben sich in allen Provinzen Stimmen gegen die Hauptstadt, und überall kämpfte der jüngere rüstigere Theil der Provinzialbewohner gegen den Absolutismus von Paris an. Jetzt hört man nur noch selten Nachklänge dieses Kampfes; die Mehrzahl der Vertreter der Decentralisation in den Provinzen scheint an der Möglichkeit, ihre Localitäten von dem vorherrschenden Einflusse der Hauptstadt zu befreien, zu verzweifeln; Viele glauben aber auch gegenwärtig, daß der Augenblick noch nicht gekommen, daß Paris noch einen Beruf für die Zukunft habe; die Uebrigen endlich arbeiten im Stillen oder sehen ruhig zu in Folge der eingetretenen politischen Erschlaffung und des von Oben herab in Lehre und Beispiel ge-

predigten Strebens sich zu bereichern und sich eine Stellung zu verschaffen.

Aber der Kampf ist nur verschoben; er wird sicher über kurz oder lang ausgefochten werden. Die Frage ist einmal gestellt, und solche Fragen, bei denen die höchsten Interessen im Spiele sind, brauchen aber nur vorgelegt zu sein, um dereinst gelöst zu werden. Dann aber ist die oft so drückende Tyrannei der Hauptstadt zu allverbreitet, zu überall gegenwärtig, um nicht auf Schritt und Tritt jedem denkenden Manne in die Augen zu fallen.

Ein paar Beispiele hier als Belege. Es handelt sich in diesem Augenblicke darum, ob durch ein Eisenbahnensystem Paris über Rouen und Havre mit dem Meere, und weiter das Meer durch eine Eisenbahn von Paris bis Straßburg mit dem Elsaß in Verbindung gesetzt werden solle. Die Rouener Kaufleute verlangen, daß diese Eisenbahn nur bis Rouen, die Havrer, daß sie bis Havre selbst gehen solle. Die Frage entscheidet sich in Paris; aber nicht das Interesse des Handels von ganz Frankreich giebt den Ausschlag, sondern nur das augenblickliche Interesse der in Paris herrschenden Partei, und ihrer Freunde und Anhänger. Rouen ist politisch bedeutender als Havre; die Deputirten der erstern Stadt sind einflußreicher als die der letztern, und so treten alle Handelsinteressen, alle Grundsätze der Nationalöconomie, die direct den künstli-

chen Stappelplätzen widersprechen, in den Hintergrund, und wenn es auch noch nicht entschieden ist, daß die Eisenbahn nur bis Rouen durch die Regierung hergestellt werde, wenn auch möglicher Weise die auf die Natur und die Bedürfnisse begründeten Ansprüche von Havre in der Kammer anerkannt werden, so ist doch schon jetzt klar, daß die Regierung Rouen bevorzugt, und daß diese Bevorzugung die Ausführung des Eisenbahnenprojectes bereits schon Jahr und Tag verhindert hat.

Doch wozu so weit ausholen. — Ich suchte vor ein paar Tagen hier bei allen Buchhändlern ein Buch, das in Caen — 12 Stunden von hier, wohin wöchentlich mehrmals ein Dampfschiff geht, und zurück — gedruckt und verlegt worden, ohne daß es bei Einem derselben zu finden war. Auf meine Frage: ob man mir dasselbe kommen lassen wolle? erhielt ich von Allen zur Antwort: „Ja, wenn es bei den Buchhändlern in Paris deponirt worden ist.“ — Noch auffallendere Beispiele in dieser Beziehung sind die Romane Hrn. Corbières. Dieser ist Redacteur des Journals du Havre, dem die bedeutendste Druckerei von Havre zu Gebote steht, und er läßt nichts destoweniger seine Seeromane in Paris drucken und verlegen. Auf meine Frage über diesen Umstand antwortete er: „Was wollen Sie machen? Wenn ich das Werk hier drucken lasse, so liest es schon deßwegen kein Mensch.“

In gesellschaftlicher Beziehung ist der Einfluß der Hauptstadt eben so fühlbar. Die pariser Feuilletons und die Revüen sind in der Regel die Speisen, die man in der Provinz in den spirituellen Cirkeln auftischt. Ich habe hier mit dem höchsten Ernste über die Bilder des Salons, die von allen Anwesenden außer meiner Wenigkeit nicht Einer gesehen hatte, in Länge und Breite aburtheilen, ihre Schönheiten loben, ihre Fehler tadeln gehört, und hätte ohne viel Mühe stets sagen können, auf welches pariser Blatt die eine oder andere Ansicht abonirt war, aus welchem von diesen sie ihr ausgedroschenes Stroh, das man uns als Desert auftischte, geholt hatte. Wenn vom Theater die Rede war, so sprach alle Welt von Nourrit, den man vor Jahr und Tag gehört hatte, eben so gut als von Duprez, dessen Name man zuerst vor ein paar Wochen gelesen; fast nie über einen Künstler der Stadt, in der wir eben waren. Meist, und wieder in Folge der Centralisation, sind diese zwar auch nicht des Redens werth; doch davon an einer andern Stelle.

Zur Zeit Ludwig XVI. lebte in Havre ein berühmter Naturforscher, der Abbe Diguemarre, dem Paris und London huldigten. Ludwig XVI. wollte denselben in Havre sprechen und frug ihm nach. Nicht eine Menschenseele ahndete hier, daß ein Abbe Diguemarre existire, und so mußte der König, ohne ihn ausfindig machen zu

können, wieder abreisen, und erst in Paris erfuhr er seine Adresse, und berief ihn dann dorthin. Ich bin sicher, daß noch heute Aehnliches sich ereignen könnte, und es leben unbedenklich eine Menge höchst geistreicher Leute in Havre, die über den Salon kein Feuilleton versäumen, und die nicht wissen, daß einer der besten Seemaler, Hr. Drouin, in der nächsten Straße rechts um die Ecke wohnt, und dort malt, wie die wenigsten von denen, über die sie höchst gelehrt abzusprechen wissen. Von dem Alles absorbirenden Einflusse der Uebercentralisation in Bezug auf die Wissenschaft finde ich wohl bei Caen, einer Universitätsstadt, Gelegenheit näher zu sprechen.

Und nun noch der Einfluß der Hauptstadt auf die Moralität. Ich spreche oft von Moralität, und ich möchte nicht mißverstanden werden. Es fällt mir nicht ein, mich zum Sittenprediger im Sinne des alten Pfaffenthums aufwerfen zu wollen. Die Fortschritte der Civilisation, die übergroße Bevölkerung, die immer mehr die Existenz des Einzelnen gefährdet, haben Verhältnisse nothwendig gemacht, die man unter andern Umständen als unmoralisch charakterisiren könnte, und die es sind, so lange sie nicht die öffentliche Anerkennung erlangt haben, so lange man sich schämt, sie zu gestehen, so lange sie nur die Entwürdigung derjenigen nach sich ziehen, die die Noth zwingt, zu ihnen ihre Zuflucht zu nehmen. —

Die Grisettenehe ist eine von den nothwendigen Folgen der Uebervölkerung, und mußte sich in einer Stadt, wo diese wie nirgend sonst sich zeigt, zuerst geltend machen. Sie scheint von dort aus eine Reise um die Welt machen zu wollen, denn es giebt leider überall zu viele Männer und Weiber, die eben Männer und Weiber, und die nicht im Stande sind, eine Familie, wie man so sagt, standesgemäß zu erhalten. Bei den Alten, und selbst bei unsern sittenreinen Vorahnen half man diesem Mißstande durch ein Concubinat ab, und noch heute ist die morganatische Ehe ein Mittel, um ähnlichen Mißverhältnissen unter Eheleuten, die sich an Rang nicht gleich sind, vorzubeugen. An und für sich haben diese Verbindungen nichts Unmoralisches, denn sie sind natürlich, ja nothwendig in unsern jetzigen Zuständen. Sie werden nur dadurch unmoralisch, daß man sie gewöhnlich als die Befriedigung einer Laune betrachtet, daß sie dem Manne alle Rechte geben, ohne ihm eine Pflicht gegen das Weib aufzulegen, daß sie zum alleinigen Vortheile des einen, zum Nachtheile des andern Theiles ausschlagen, daß der Mann sich derselben schämt, und so ein Weib schändet, das er in Liebe umarmt, das er benutzt und abnutzt, als ob sie sein Eigenthum, seine ihm zugehörige Sache sei; die er endlich wegwirft, hilflos in die Welt hinausstößt, wenn sie ihm von keinem Nutzen mehr sein, ihm keinen

Genuß mehr gewähren kann. Diese Stellung muß nothwendig das Weib herabwürdigen; es verliert das Gefühl seiner Weibes- und Menschenwürde, und sinkt von Stufe zu Stufe bis zur letzten, der des feilen Lasters.

Es wird eine Zeit kommen, wo man die Nothwendigkeit des Concubinats, der Christettenehe einsehen wird, und es wäre ein Glück für die Moral, wenn sie bald käme, denn dann wird die Gesellschaft sich gezwungen sehen, dies Verhältniß öffentlich anzuerkennen, sie wird Sorge dafür tragen, die Zukunft eines solchen Weibes zu sichern, den Mann zu zwingen, ihr Unterhalt zu geben, wenn er nicht mehr mit ihr leben kann, und so lange sie nicht einen andern findet, der sie zu seiner anerkannten und gesetzlichen Concubine, zu seiner morganatischen Frau — das Wort klingt besser — macht; sie wird endlich Sorge dafür tragen, daß aus diesem freien Verhältnisse ein bleibendes wird, sobald diese Ehe von der Natur eingesegnet worden, sobald Kinder ein unzerreißbares Band um Vater und Mutter geschlungen haben.

Nur durch die öffentliche Anerkennung dieser morganatischen Ehe des Volkes können die Moral und die Ehe gesichert, nur so die Familie gerettet werden. Sobald das Verhältniß anerkannt ist, wird es schwer und unmöglich sein, ein Weib zu finden, das sich, ohne vor der Gesellschaft ihre Liebe geheiligt und anerkannt zu se-

ben, dem Manne hingiebt, und ein Mann, der in einer solchen öffentlich anerkannten Concubinenehe lebt, ist dann ebenfalls in die Unmöglichkeit versetzt, ein zweites Weib zu täuschen, und um ihres Erbes willen ihr eine Liebe zu heucheln, die einer Andern angehört. Die Oeffentlichkeit zerstört den Betrug, zernichtet die Möglichkeit, das Weib einer Laune zu opfern, und somit die Unmoralität, die jetzt in einem solchen Verhältnisse liegt.

Man wird sagen, daß mit einer solchen morganatischen Ehe des Volkes die regelmäßige Ehe — gesetzlich, legitim müssen beide sein — nicht bestehen könne, daß nur solche freien Ehen stattfinden würden, und daß somit die Familie, die Schule der Moral, zerstört sei. Ich habe bereits angedeutet, daß die Concubinenehe zur regelmäßigen Ehe werden müsse, sobald Kinder aus ihr hervorgegangen, und die Erfahrung hat überdies gezeigt, daß trotz des Concubinats die Ehe bei den Germanen stets stattfand, heilig und unverletzlich war. Eine Ursache der Heiligkeit der regelmäßigen Ehen bei unsern Vätern war die politische Bedeutung derselben. Nur der verheirathete Sohn wurde selbstständig, gefreit, und selbst der ältere Bruder blieb ein Hagestolz, der keine politischen Rechte hatte, und in der Vormundschaft des jüngern verheiratheten Bruders war. Auf eine ähnliche Weise könnte die regelmäßige Ehe Vortheile im Staate gewähren, das

Recht der Volksvertretung an sie gebunden werden, und so die Ehe und der Staat sich gegenseitig schützen und sichern.

Ich habe diese Abschweifung für nothwendig gehalten, um nicht mißverstanden zu werden. Ich habe meine Ansicht über die Moral an einem Beispiele zeigen wollen. Moral scheint nur das Gefühl der eignen Menschenwürde, und die Anerkennung derselben in allen Andern zu sein, und diese Moral haßt jede Entwürdigung, jeden Mißbrauch seiner geistigen und körperlichen Ueberlegenheit dem Einfältigen und dem Schwachen gegenüber, und schämt sich jedes Lugs und Trugs, wenn auch die ganze Welt ihr huldigt.

Jetzt zurück zum Einflusse der pariser Centralisation auf die Moral. Unter der Republik versuchte es die Provinz einmal anderer Ansicht zu sein, als die Hauptstadt; seit der Zeit nicht wieder. Mit Napoleon sprach man hier wie in Paris von der gloire; unter der Restauration eine Zeitlang mit Paris vom Glücke des Friedens, dann machte man wie die Hauptstadt Opposition, und huldigt gegenwärtig wieder wie die Hauptstadt mehr oder weniger den Grundsätzen Robert Makairs. Ich spreche Moral und nicht Politik hier. Wie in Paris ist in der Provinz jedes anständige Mittel, recht schnelle reich zu werden, um zu Einfluß zu gelangen, das Hauptstreben der Mehrzahl

der Franzosen; und sie verstehen hier wie in Paris unter anständigen Mitteln alle die, die nicht schnurgerade auf die Galeere führen, und nur dann den Weg dorthin zeigen, wenn man sich dabei ungeschickt anlegt. Es ist das in einem Lande, wo das Volk politisch thätig ist, wo es Ambition hat, die nothwendige Folge eines Gesetzes, das den Franken zum Maßstabe der Fähigkeiten, der Bürgertugend, der Ergebenheit und des Verdienstes macht. Da in Frankreich über Alles gesprochen werden kann und muß, so wurde diese Ansicht förmlich in ein System gebracht, und dann öffentlich vor aller Welt von dem Heroen desselben Hrn. Guizot in seiner berühmten Rede am Schlusse der letzten Session dargelegt. Hr. Guizot stellt den Grundsatz auf, Hr. Thiers führt ihn thatsächlich aus, und durch den Einfluß der Hauptstadt pflanzen sich der Grundsatz und das Beispiel in ganz Frankreich fort. Ueberall dieselbe Sucht, sich zu bereichern, überall dieselbe Klugheit in Anwendung der Mittel, nichts achtend, nicht den Vater und die Mutter, nicht Gott und die Tugend, und nur die scharfe Gränze des Gesetzes anerkennend, um dem Schwerdte der Gerechtigkeit nicht zu verfallen. In Havre ist jede Frage, in der es sich um das Wohl der Menschheit handelt, nur eine Frage nach dem Preise der Baumwolle, wie in Paris nach dem Fallen oder Steigen der Rente. Die Literatur und die Presse sind wie in

Paris in den Provinzen, soviel hier überhaupt eine solche besteht, eine Geldfrage, und die Schriftsteller machen Opposition gegen oder Propaganda für die Regierung, je nachdem sie dabei eine gehörige Anzahl Abonnenten und Abnehmer für ihre Blätter und Schriften voraussehen. Daß es hier auch Ausnahmen, und um so ehrbarere als sie zugleich ihr Interesse aufs Spiel setzen, der Mode trotzen, und selbst zum Gespötte werden, giebt, versteht sich von selbst. Aber ich spreche von der Regel.

Dieser Zustand der Dinge ist natürlich, denn das ist der Fluch einer schlechten Regierung, daß sie das Volk verschlechtert. Ich glaube nicht, daß dies Alles mit Absicht geschieht, und es ist dies auch nicht nöthig, denn wo ein giftiger Wind weht, braucht man nicht erst zu vergiften. Es macht sich das von selbst.

Es wird stets und unter allen Verhältnissen auf die Dauer ein Unglück sein, wenn alle Staatsthätigkeit in einem Orte concentrirt ist. Diese Concentration muß sehr bald im Centrum eine große, unverhältnißmäßig bevölkerte Stadt schaffen. In den großen Städten aber berühren sich die Interessen zu nahe, erhält die Intrigue, der Betrug selbst, einen zu bedeutenden Einfluß, als daß nicht bald mit seltener Ausnahme die ganze Bevölkerung moralisch verderben müßte. Dies Verderben geht dann durch die Centralisation auf das ganze Volk über. Rom

ist hier das warnende Beispiel, und wenn nicht über kurz oder lang wieder eine neue politische oder moralische Revolution in den Provinzen den Geist der Selbstständigkeit aufweckt, und durch diese die unnatürliche Centralisation von Paris zerstört wird, so wird Frankreich durch Paris, wie das römische Reich durch Rom, untergehen.

Es giebt Zeiten, in welchen diese Centralisation ein Glück, in denen sie nothwendig ist. Frankreich hätte ohne sie nie dem Sturme der ganzen Welt am Ende des vorigen Jahrhunderts Trotz bieten können. Man kann dagegen sagen, daß es ohne sie 1814 und 1815 nicht auf die Weise, wie es geschehen, hätte besiegt werden können. Ebenso würde ohne sie die Julirevolution unmöglich, und wenigstens nicht in den Tagen vollendet gewesen sein. Dagegen hätte aber auch ohne sie der moralische Aufschwung, den die Julirevolution dem ganzen Volke gab, nicht so und in so kurzer Zeit zernichtet werden können. Es hebt sich das ungefähr auf.

Gegen den äußern und den innern Feind ist eine Centralisation der Staatskräfte nothwendig, aber ich denke, dieselbe müßte herzustellen sein, ohne daß die ganze geistige und moralische Kraft eines Volkes in einem einzigen Punkte absorbirt werden muß. Ein Volk, das keinen politischen Mittelpunkt hat, ist kein Volk in po-

litischer Beziehung, es kann nur von den Theilen in dieser Hinsicht die Rede sein, die einen Mittelpunkt haben. Ein solcher ist also nothwendig, wenn überhaupt ein Volk in der Welt als Volk auftreten will, wenn es nicht nach und nach das Gefühl seines Seins als Volk verlieren soll; er ist nothwendig, um dem äußern Feinde würdig und kräftig entgegenzutreten. Aber dieser Mittelpunkt der politischen Kraft des Volkes ist eben nur für seine Vertretung als Volk nothwendig. Alle anderen Interessen, die der Kunst, der Wissenschaft, des Handels, ja selbst der Rechtspflege und Gesetzgebung, sind nicht nothwendig an das Centrum gebunden, und es ist im Gegentheile zu ihrer Selbstständigkeit, zu ihrer Verallgemeinerung nothwendig, daß sie ferne von dem störenden Einflusse einer Bewegung stehen, die meist nur eine einzige Richtung hat. Für Frankreich würde unendlich viel gewonnen sein, wenn es bedeutende Kunstschulen in den Provinzialstädten hätte; wenn seine besten Hochschulen nicht in Paris wären, wenn seine erste Börse in Havre oder Marseille, sein Cassationshof in Orleans, seine Deputirtenkammer in Tours oder Lyon wäre. Es würde das zwar in mancher Beziehung die Geschäfte hier und dort verwickeln, aber es würde die Lebenskraft und Lebensthätigkeit über ganz Frankreich verbreiten, es würde Selbstständigkeit und eignes Urtheil, gesunde Säfte in

die verschiedenen Aeste des Lebensbaumes bringen, wogegen jetzt an dem Stamme nur üppiges Schlingkraut wuchert, und die Aeste ohne Blätter und Früchte sind.

Ich weiß es, in Paris reiben sich die Geister aneinander, und oft geht daraus Großes und Schönes hervor. Vielleicht würde in einzelnen Branchen des Wissens und der Kunst Frankreich weniger vorgerückt sein, wenn nicht Paris diese Menge Denker zusammenführte. Aber es ist dies nur ein erkünstelter Fortschritt, der in der Masse des Volkes kein Echo findet, und nur da ist wirklich Fortschritt vorhanden, wo dieser zum Eigenthum des Volkes wurde. Was hat es Griechenland und Rom genutzt, daß einzelne seiner Denker ihrer Zeit um Jahrtausende vorauseilten, während die Masse des Volkes in der Unwissenheit blieb? Nur was durch die natürlichen Kanäle zum Allgemeingut wird, fördert das Ganze. Wir stehen noch vor denselben Räthseln, die einst Plato und Socrates zu lösen suchten, und sind nicht der Auflösung kaum näher gerückt, weil sie über die Grenze unseres Seins hinausliegt. Aber nur deßwegen ist unsere Zeit weiter vorgerückt als die Roms und Griechenlands, weil gegenwärtig viele Tausende wissen, was damals nur Einzelne wußten, nicht aber weil wir viel mehr als jene wissen. Nur in die Breite macht die Welt wirkliche Fortschritte, kaum aber welche in die Höhe, und gerade

jenen Fortschritt in die Breite, die Theilhaftwerdung Aller an dem Fortschritte, verhindert die Centralisation, wenn sie im Mittelpunkte die Kraft alles dessen, was der Umkreis einschließt, absorbirt. —

Ich habe nicht einmal von den reinprovinziellen Interessen gesprochen, denn es gehört nicht gerade viel Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß es krasser Unsinn ist, wenn man in Paris entscheidet, ob Lyon oder Toulon eine Sparkasse haben sollen, ob sie eine Eisenbahn bis zur nächsten Stadt anlegen, ob sie eine Bank einrichten oder auch nur eine Schule bauen und einen Schulmeister anstellen dürfen.

Alle großen Hauptstädte sind ein Unglück für das Land. Paris aber ist eine eiternde Wunde, die, wenn nicht ein heilendes Messer dereinst das faule Fleisch ausschneidet, Frankreichs Kraft verzehren wird. Rom und Paris! —

Die Auswanderer.

Havre, — 1837.

Havre ist eine Kolonie, zu der alle handeltreibenden Völker mehr oder weniger ihre Repräsentanten geschickt haben. Es gibt daher kaum eine civilisirte oder halbcivilisirte Sprache, die nicht hier oder dort auf den Spaziergängen oder in den Kaffeehäusern das Ohr berührte, und keine französische Stadt, in der die schmucke Sprache des Landes so geradbrecht wird. Hier hört man das r der Schweizer, dort das w der Engländer, hier das deutsche sch, dort die italienischen Consonanten vorherrschen. Der Deutschen sind sehr viele hier, und außer den hier Ansässigen lösen sich beinahe von vierzehn zu vierzehn Tagen ein paar tausend Auswanderer ab. Diese haben eine Menge deutscher Wirthe, Kleinhändler und Mäkler hieher gezogen, und sehr oft bleiben die Frauen und Kinder, oft ganze Familien deutscher Auswanderer zurück, wodurch die Zahl der hier ansässigen Deutschen noch größer wird.

Eines Abends, als ich auf den von den Arbeitern verlassenen Quais mich erging, hörte ich von einem Schiffe her eine Geige, die einen Walzer spielte, und mitunter das laute Juchhei unserer deutschen Bauernbursche herüberschallen. Ich entsinne mich nicht, dasselbe je in Frankreich, wenn auch der Tanz noch so ausgelassen war, gehört zu haben. Es konnten dies nur Deutsche sein; und so ging ich über mehrere Schiffe weg, bis ich auf das gelangte, wo wirklich die ganze deutsche Schiffsladung auf dem Verdecke nach der Geige eines Dorfspielmanns aus Rheinbaiern tanzte. Das Schiff sollte morgen abgehen und alle Auswanderer, Bursche und Mädchen, Männer, Weiber und Kinder tanzten in tollem Jubel, als ob sie ein Kirchweihfest feierten.

Ich habe ein paar Mal deutsche Auswanderer gesehen, die sich die schweren Thränen aus den trüben Augen wischten, wenn das Schiff am Hafendamme vorüberfuhr, und sie einem Freunde, der morgen oder übermorgen mit einem andern Schiffe abgehen sollte, ihr Lebewohl zuwinkten. Ich sah einmal ein junges Weib sich das Brusttuch zerreißen, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen, und dann unter dem Rufe: „Meine Mutter! meine arme Mutter!“ ihren Mann, der ihr ein halbjähriges Kind entgegenhielt, zurückstoßen. Und ein anderes Mal sah ich einen Schwarzwälder, der seinen

Schmerz durch starke Getränke zu tödten gesucht hatte, auf die Brustwehr des Schiffes springen und einen Kernfluch ausstoßen, mit dem er Deutschland und den Amtmann von R. in den Boden hineinschlagen wollte, wobei er seine Pelzmütze in's Meer warf und um ein Haar ihr nachgestürzt wäre. Alle auf der Jetée Anwesenden, selbst die Mehrzahl der Auswanderer lachten aus vollem Halse bei dieser letzten Scene und waren theilnahmlos bei der vorhergehenden; mir aber griff diese wie jene an's Herz. Doch Alles das war nichts gegen die Kirchweihlust auf dem zur Abfahrt gerüsteten Schiffe. Diese Leute verließen ihr Vaterland, Hof und Herd, den Ort, wo sie als Knaben gespielt, als Jünglinge geliebt, als Männer sich an dem Lallen des Erstgebornen gefreut hatten; und Nichts, Nichts verrieth, daß sie dem Heiligsten auf ewig den Rücken zugekehrt, daß sie das Grab ihrer Väter aufgegeben, die Wiege ihrer Kinder verkauft hatten. Sie tanzten, sie jubelten. Juchhei! das war eine Lust!

. . . .

Wie heißt das Land, unglücklich genug, solche Söhne zu zeugen, oder unglücklicher noch, solche Gleichgültigkeit zu erklären und zu rechtfertigen? Ich kenne es, das Land, ich kenne das Volk Süddeutschlands mit dem Herzen, das zu brechen droht, wenn das Heimweh mit Fiebergluth die Adern durchläuft und die Brust zersprengt.

Und diese Leute wandern aus, und tanzen und jubeln am Vorabend ihrer Abfahrt!

Ich hörte hier in Havre selbst den ärmsten Arbeiter, den elendesten Matrosen nie anders als mit Verachtung von den Deutschen sprechen, — oder vielmehr von den Suisses, wie sie hier heißen, weil vor Zeiten ein deutsch sprechendes Schweizerregiment in Havre stand — und selbst der Mittelstand, theilweise auch die höhern Classen stimmen in diese Ansicht mit ein. Ich verstummte jedesmal, wenn ich es versucht hatte, sie zu vertheidigen, und man mir antwortete: „Aber warum wandern sie denn aus? Wir Franzosen würden lieber zu Hause trockenes Brod essen, alß anderswo in Ueberfluß leben. Was muß das für ein Land sein, das man so, wie diese Suisses, verlassen kann!"

Deutschland ist eines der schönsten Länder der Erde. An Allem Ueberfluß, und doch solche Noth, daß sie jährlich Tausende zwingt, einen andern Himmel zu suchen, um nicht durch die Qualen der Erdenhölle an der Hoffnung eines Himmels jenseits, einer waltenden Gerechtigkeit verzweifeln zu müssen! Das erkläre mir Jemand, wenn er's kann. Man sagt oft, eben die germanische Sehnsucht, die da wissen möchte, was hinter den Bergen und jenseits des Meeres ist, die mit einer Art von Wohllust in ferne Länder treibt, sey daran Schuld. Ich will

es nicht ganz ableugnen. Ich kenne diese Sehnsucht; auch mich hat sie in die Weite hinausgetrieben, über Berg und Thal gejagt; aber ein Wort, der zufällig ausgesprochene Name eines Ortes, wo ich mich einmal heimisch fühlte, der Ton einer Glocke, die wie die Morgenglocke der Kirche klingt, neben der ich einst wohnte, das Zwitschern eines Vogels, ein Traum, ein Nichts, reichen oft hin, um eine andere Sehnsucht in mir lebendig zu machen und die Seele auf die Reise nach Hause zu schicken. Die Wanderlust treibt uns in die Weite, das Heimweh zieht uns mit unwiderstehlicher Kraft wieder in die Arme der Unsrigen zurück und fesselt uns an den Ort, wo wir als Knaben spielten, wo wir zuerst merkten, daß ein Herz in unserer Brust schlägt. Gerade dieser Widerspruch ist der deutsche Charakter, aber nicht das Eine oder das Andere allein. — Man spricht von der ewigen Völkerwanderung der Deutschen, um die Auswanderung der armen Bauern nach Amerika zu erklären. Aber diese Wanderungen hatten in der Hauptsache stets dieselbe Ursache. Alle jene Stämme der Germanen — die Sachsen, Franken, Normannen und wie sie sonst heißen — hatten keinen Platz im Vaterlande, sie wußten nicht, was thun und wovon leben, und nahmen das Schwert zur Hand und suchten ein neues Vaterland, weil sie im alten nicht Hungers sterben wollten. So ist es noch

heute. Nur die Noth, die schlimme Gegenwart, eine noch schwärzere Aussicht in die Zukunft zwingt diese Unglücklichen, freudig einem heißgeliebten Vaterlande Lebewohl zu sagen, um in einem fernen Lande arbeitend leben zu können.

Vielhundertjährige Leiden sind in den Zügen dieser Menschen zu lesen, und werden um so klarer, wenn man sie da beobachtet, wo man sie neben französischen Bauern und Arbeitern stehen sieht. In den Blicken und Mienen der französischen Matrosen liest man oft die charakteristischen Züge ihrer moralischen Verwilderung, und man findet diese mitunter, wenn auch in neuerer Zeit weniger und nur als Ausnahme, selbst bei städtischen Arbeitern. Aber ein französischer Bauer neben einem deutschen, eine französische Bauerfrau neben einer deutschen bilden einen Contrast, wie der Herr neben seinem Knechte, wie die Wirthschafterin neben ihrer Magd. In jedem Blicke, jeder Gebehrde, jeder Bewegung der französischen Bauern und Bäuerinnen liegt stets noch eine gewisse Grazie; sie senken den Blick vor Niemanden, wer er auch sey; sie sind nie um eine Antwort verlegen; sie fühlen sich und wissen, daß sie Niemanden zu fürchten haben, daß ihr Gesetz auch das des Herrn ist. Die deutsche Unbeholfenheit ist zum Sprichworte geworden, und man sucht ihre Ursache meist tiefer, als sie liegt. Selbstgefühl ist das Gegengift, und woher sollte der deutsche Bauer und Handwerker sol-

ches bekommen? Und wer dies bezweifelt, der stelle irgend einen Deutschen, der von Jugend auf in den höhern Kreisen der Gesellschaft gelebt hat, neben einen Franzosen, und ich bin sicher, daß der erstere sehr oft nicht der Unbeholfenere sein wird.

Ich habe hundertmal hier die Bemerkung gemacht, daß der deutsche Bauer nicht nur schwerfälliger, unbeholfener und plumper als der ihm gegenüber immer noch graziöse französische Bauer, sondern daß er auch häßlicher ist, was besonders bei den Frauen auffällt. Die germanischen Völker standen einst im Rufe, einer der schönsten Menschenschläge zu sein. Die Römer kannten keine schönern Weiber als die goldgelockten deutschen, und sie waren Kenner und hatten die Wahl. Und noch heute sieht man in den Städten Deutschlands unter den höhern und mittlern Classen viel mehr wahrhaft schöne Frauen als in Frankreich. Ich entsinne mich dagegen kaum, unter den deutschen Auswanderern ein Weib gesehen zu haben, das im Stande gewesen wäre, in dieser Beziehung mit der unendlichen Mehrzahl der hiesigen Arbeiterfrauen oder Markt- und Bauerweiber in die Schranken zu treten. Sie sind eben die Unglücklichsten, der Ausschuß der ihr Lebenlang gegen Noth und Elend kämpfenden Bauern einzelner Provinzen Deutschlands, und deßwegen die Häßlichsten.

Wahrlich! es gibt für einen Deutschen kein trostlose-

res Schauspiel, als eine solche Auswanderercaravane, wo das graue Haar des Großvaters und das Lallen des Säuglings eine Sprache reden, die das Herz zerreißt. Wenn aber diese Armen dieses Mitleiden in mir erregten, so gibt es eine andere Klasse unserer Landsleute hier, von denen zu sprechen ein Deutscher nur mit Abscheu sich entschließen kann. Jene Unglücklichen werden für ihre hier wohnenden Landsleute ein Gegenstand der Spekulation, indem sie ihnen durch alle mögliche List den letzten Heller zu nehmen, das letzte Hemd vom Leibe zu ziehen wissen. Die hier wohnenden deutschen Wirthe sind mit seltenen Ausnahmen verdorbene Ränkemacher und Bankeroutiers, die oft genug die sie bedrohende Strafe zwang, ihr Vaterland zu verlassen. Die meisten Auswanderer sind, da sie kein Französisch verstehen, denselben auf Gnade und Ungnade anheimgefallen, und jeder Scheffel Kartoffeln, jedes Stück Fleisch, das sie kaufen, muß den sich aus Menschenliebe anbietenden Landsleuten seinen Zoll abgeben. Die Auswanderer kaufen kaum ein Geräthe, kaum ein Kleid, bei dem sie nicht schnöde betrogen würden und wobei der Unterhändler sich nicht mit dem Verkäufer — sie kennen sich — in den Gewinn theilte. Ein deutscher Jude, der sich hier niedergelassen hat, verkaufte beinahe an jeden Auswanderer, der noch ein paar Thaler übrig hatte, eine Uhr, je nachdem der

Mann wohlhabender oder ärmer war, für 100, 50, 30, 10 Franken, ja selbst noch billiger, und gewann an jeder Uhr wenigstens die Hälfte, und Jahr aus Jahr ein seine 10—15,000 Franken, oft mehr. Ein Uhrmacher, auf den er sich als Schätzer der Uhr gewöhnlich berief, erhielt von jeder, die er verkaufte, 5 Fr. Man liest in einzelnen Unterweisungen für die Auswanderer, daß die Uhren in Amerika verhältnißmäßig theurer seien als in Europa, und unser hebräische Landsmann wußte den Auswanderern auf den Fingern vorzurechnen, daß sie nichts Klügeres thun konnten, als den Rest ihres Geldes in Uhren anzulegen. Nachdem so der arme Bauer gehörig durch ihn selbst oder seine Compères vorbereitet war, kam er dann im letzten Augenblick mit seinen Uhren an, und gab Allen, die anbissen, eine solche, nach dem Preise, den der Auswanderer bestreiten konnte, und die garantirte Uhr ging dann gewöhnlich wenigstens so lange, bis das Schiff Havre verlassen hatte. Ich kenne einen Uhrmacher hier, bei dem der Jude alte Ketten und andere Uhrstücke kaufte, aus denen er die Werke zusammensetzte. — Uebrigens scheint diese Industrie durch eine andere verdrängt werden zu wollen; denn es heißt jetzt, Jagdflinten seyen viel vortheilhafter als Uhren, und so beginnt hier gegenwärtig ein Handel mit Gewehren, der auf dieselbe Weise betrieben wird, wie jener Uhrenhandel.

Es sind dies nur Beispiele, und es geht den Auswanderern mit Allem, was sie hier kaufen, nicht besser. In ein paar Tagen, ein paar Stunden liegt die See zwischen Käufer und Verkäufer, und macht jede Klage unmöglich.

Es giebt verschiedene Häuser hier, die sich besonders mit der Expedition der Auswanderer befassen. Eins derselben gebietet über die ziemlich regelmäßig abgehenden Packetboote und hat daher einigen Vorzug. In der Mehrzahl aber ist eins so gut wie das Andere, d. h. in den meisten sind die Auswanderer verrathen und verkauft. Einzelne haben ihre Werbestuben auf der Grenze Frankreichs und Deutschlands. Dort überbieten sich die verschiedenen Mäkler und versprechen den Auswanderern, was sie nur begehren. In dem Contrakt, der stets französisch aufgesetzt wird, ist aber nie die Rede von diesen Bedingungen, und endlich hier angekommen, verweist man sie auf den Contrakt. In diesem heißt es meist, sie sollen mit dem Schiffe N. N. oder *einem andern* abfahren, und so sind sie gezwungen, meist Wochen, oft vier, sechs und acht in einer Stadt zu warten, wo das Leben so theuer als möglich, und wo überdies Alles darauf ausgeht, sie zu betrügen, bis endlich das Schiff N. N. oder *das andere* abgeht. Der Mundvorrath, der in diesen Contrakten ausbedungen wird, ist in denselben

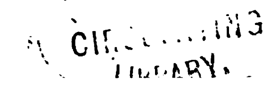
nach Kilogrammen angegeben; an der Grenze wiegt aber ein Kilogramm bei den Mäklern doppelt so schwer als hier in den Magazinen der Spediteurs, und da die armen deutschen Bauern meist sich nicht in dies Gewicht zu finden wissen, so weiß dann der Magazinaufseher für sich und seine Herren meist noch von jeder Sorte Mundvorrath ein paar Prozente zu erübrigen. Die Mehrzahl der Auswanderer ist daher meist gezwungen, hier noch nachträglich Mundvorrath zu kaufen.

Eine Klage vor Gericht gegen dergleichen ist kaum möglich, da meist die Contrakte den Spediteurs alle mögliche Freiheit lassen. Aber selbst wenn sie gesetzlich möglich und gerecht wäre, so wird sie faktisch kaum ausführbar. Der deutsche Bauer versteht die Sprache des Landes nicht und müßte so einen Vermittler haben, und sicher in die Hand eines neuen Betrügers fallen. Dann stehen die Schiffsspediteurs mit den untern Polizeibeamten, Sergeanten und Gensd'armen, mit denen sie tagtäglich verkehren, in sehr gutem Einvernehmen, und die höhern Gerichtsbeamten haben nicht Zeit, sich mit dergleichen Bagatellen zu befassen.

Die deutschen Konsuln, die dazu berufen sind, ihre Landsleute in Schutz zu nehmen, haben meist ganz an-

dere, viel wichtigere Sachen zu thun. Doch muß ich der Wahrheit zu Liebe sagen, daß der baierische Konsul, Herr Meinel, sich mehrmals seiner Landsleute thätig angenommen und ihre Lage durch sein Einschreiten verbessert hat. Von den andern Konsuln weiß ich kein ähnliches Beispiel, will aber nicht behaupten, daß sich kein solches ereigne. Einen mehrere deutsche Staaten und unter andern einen der größern norddeutschen Staaten repräsentirenden Konsul lernen die betreffenden Auswanderer nur dadurch kennen, daß jeder ihm für sein Visa zwei Franken von dem Reste dessen, was ihm seine Landsleute hier gelassen, abtragen muß, woraus dann meist die Unterhändler drei Franken machen. Das Konsulat ist dadurch ein Aemtchen geworden, das 5—6000 Franken, oft mehr, jährlich einträgt. Wenn derjenige, der bei einem Brande stiehlt und plündert, verdient, ohne weiteres Urtheil in die Flammen geworfen zu werden, so sollte Jeder, der einen Auswanderer bestiehlt, oder auch nur sich auf seine Kosten bereichert, wenigstens eine kleine Reise um den Kiel des Auswandererschiffes machen müssen. Ein solches Gesetz im Geiste Dracos ließe sich vor Gott und der Welt rechtfertigen und verfechten, was auch die Sentimentalität unserer Zeit dagegen einzuwenden haben möchte.

Durch die Art und Weise, wie die Auswanderer auf



der Grenze getäuscht werden, ist es sehr oft der Fall, daß ganze Familien, bei denen Alles während der Reise aufgegangen ist, hier angekommen, sich gezwungen sehen, was ihnen an Lebensmitteln und sonstigem Bedarf fehlt, zu erbetteln, wenn sie nicht die bezahlte Fracht, oder wenigstens den größten Theil verlieren wollen. Oft müssen sie hier noch Jahr und Tag zurückbleiben, um wieder so viel zu erwerben, als nothwendig ist, die Ueberfahrt zu bezahlen; oft bleiben nur die Mütter und die Kinder hier, während der Vater, in der Hoffnung, die Fracht für sie bald in Amerika aufgetrieben zu haben, allein abgeht. Es ist nicht selten der Fall, daß sie, indem sie arbeiten, um ihr Brod zu verdienen, die echt germanische Wanderlust verlieren und sich getrost hier ansiedeln. Mitunter suchen die Weiber auf andere Weise als durch Arbeit Geld zu verdienen, und die Kinder, vernachlässigt, von der Schule durch die Noth und durch die Unkenntniß der Sprache ausgeschlossen, verwildern und treiben sich auf den Quais herum, um durch kleine Diebstähle an den ausgeladenen Waaren den Preis der Ueberfahrt mit aufbringen zu helfen. Die französische Regierung wurde auf diesen Umstand endlich aufmerksam und verordnete, daß Niemand an der Grenze einen Paß zum Auswandern bekommen solle, der nicht eine hinreichende Summe zur Reise durch Frankreich und zur Ueberfahrt vorweisen

könne. Die Folgen dieser Verordnung aber waren nur neue Verwicklungen für die unglücklichen Heimathlosen. Die Mäkler selbst riethen ihnen, das nöthige Geld aufzunehmen, und wiesen sie an gute Freunde, und so zahlten die Auswanderer, je nach der Größe der Familie, oft genug an der Grenze für die Summe von 300, 600 oder 900 Franken, die ihnen menschenfreundliche christliche oder jüdische Schacherer auf ein paar Stunden vorstreckten, 30, 40, 50 Franken, und kamen dann nur um so hülfloser in Havre an.

Alles dies erklärt, warum der Deutsche und Deutschland hier zu Land so tief in der Achtung des gemeinen Volks stehen. Es war mir ein wahrer Trost, daß man uns hier nur Suisses nennt und man an die Auswanderer gar nicht dachte, so oft ich sagen mußte, ich sey ein Deutscher.

Es gäbe ein Mittel, der Auswanderung ein Ende zu machen; es vorzuschlagen, würde da, wo es helfen könnte, wohl nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Ist aber der Sache einmal nicht abzuhelfen, so wäre es das Werk eines Menschenfreundes, eines sein Volk und sein Vaterland liebenden Deutschen, wenn er sein Kapital — und er wagte nichts dabei — dazu anwendete, diese Unglücklichen so wohlfeil und so sicher als

möglich nach Amerika zu schaffen. Vielleicht aber verdient auch dieser Vorschlag nur das mitleidige Lächeln Aller, die sich über dergleichen Kleinigkeiten erhaben fühlen.

Die Jetée.

Havre, — 1837.

Der Wind brauste, stürmte und belebte das Meer. Und es regte sich auf demselben, und die Wellen schäumten und bäumten und überschlugen sich. Fernher sah man die Schaumrosse über die Wasserwelt hingaukeln, und wie im Kampfe oder im Spiele gegeneinander anrennen, und Eines über das Andere wegspringen. Dann schoß eine Möve herab, spielte einen Augenblick mit den Mähnen der Rosse und hob sich wieder, und eilte davon und auf eine andere Welle zu, als habe sie eine freudige Botschaft von der erstern erhalten, die sie der zweiten überbringen müsse. —

Dieses ewige Leben, ein sich immer erneuernder Wechsel in dem auf den ersten Anblick so eintönigen Elemente, ist das Geheimniß, das uns mit unzerreißbarem Zauber an den Anblick des Meeres fesselt. Wie oft habe

ich hier gestanden, und diesem gewaltigen Räthsel, das wir aufgelös't zu haben glauben, wenn wir es das Meer nennen, zugesehen und zugehört. Ich habe seinen furchtbaren Jubel angestaunt, sein schreckliches Spielen, das uns wie Sturm anbraust, das die Schiffmassen in keckem Hohne ob der eingebildeten Allmacht der Menschlein gegen die Felsen anwirft und sie zerschmettert, das die Erde und ihre tausendjährigen Bergsäulen aushöhlt und sie niederwirft.

Vor etwa drei Jahren sah ich hier zum ersten Male das Meer. Aus dem Postwagen war ich auf die Jetée geeilt, um eine langjährige Sehnsucht zu stillen. Aber der erste Eindruck war ein anderer, als ich erwartet hatte. Die Luft war trübe, kein Wind regte sich und das Meer lag, eine furchtbare Wüste, vor mir. Mir wurde banger und banger, je länger ich diese todte Masse anstaunte. Es wurde leer in meinem Hirn und meinem Herzen, und ich hätte weinen mögen, weil ich mich um einen schönen Traum betrogen glaubte. Aber andern Tages wehte ein belebender Hauch über diese todte Masse, und wo gestern Alles öde und stille war, wie in einer furchtbaren Sandwüste, da sprangen jetzt die belebenden, jubelnden Wellen hin und her, und trieben eine die andere. Und am Ufer brausten sie gegen das Land an, holten weit aus, und stürzten dann mit Siegesgeschrei

auf die Erde los, und rollten lächelnd oder fluchend über den Meerkies wieder zurück. Und sie spielten mit den Bauwerken, die des Menschen Keckheit ihnen anvertraut, sie schäkerten mit den Kähnen, die sie hoch in die Luft hoben, und dann wieder hinabschleuderten. Und all die Schiffe, die aus- und einzogen, und wie stolze Schwäne auf ihren Seen sich hin- und hertreiben ließen; und jene fernen Segel, die wie die Möve am Horizonte hinzogen, und jene Möven, die die Phantasie zu Schiffen machte.

Und andern Tages ging ich wieder auf den Hafendamm. Da deckten schwere Wolken den Himmel, und lagen wie ein Trauerschleier auf dem Meere; und hier und dort in diesem schwarzen Schleier ein Riß, in welchem sich die grellen Strahlen der Sonne spiegelten. Ueber das Meer aber heulte der Sturm hin, und peitschte die Wellen, daß diese sich empörten, und hoch in die Luft sprangen und schnaubend wieder niederfielen, und gegen den steinernen Damm anschossen, und über ihn hinwegflogen. Wehe dem Schiffe, das nicht den Hafen erreicht hatte, und in Mitten der Kämpfer, Wind und Wasser, stand. An dieser Stelle sah ich diesem Kampfe zu, und hörte den gebrochenen Angstschrei der Matrosen, als die Wassermassen das Schiff gegen jene Mauer warfen, daß es zersplitterte. Und nicht zufrieden, die keck sich dem

Furchtbaren Aussetzenden besiegt zu haben, fuhren die Wellen über das zertrümmerte Schiff hinweg, wie ein wüthender Kämpfer den besiegten Feind noch mit Füßen tritt, wenn er schon an der Erde liegt. Und als endlich der Wind abließ, das Meer zu züchtigen, grollte dies noch Stundenlang fort, und war nur um so schauerlicher, als nicht mehr das Heulen des Erstern die Empörung des Letztern erklärte.

Dann aber ging ich nach ein paar Tagen wieder auf die Jetée, und Alles war stille und ruhig; und erst jetzt wurde mir auch diese Ruhe in ihrer Großartigkeit klar, und beengte nicht mehr meine Seele, wie der Anblick einer unendlichen Sandwüste, denn ich kannte jetzt des Riesen Allgewalt, und wußte, daß er nur schlummere.

Doch all das sind nur Worte; hier aber ist Leben, ewig wechselndes Leben, furchtbare Größe und stille Erhabenheit gepaart. Und in diesem Wechsel, in dieser Einigung des Großen, des Furchtbaren, des Erhabenen, in diesem grausenerregenden Kampfe, den die tiefste Feiertagsruhe ablöst, liegt der Zauber.

Und dann erst der Abend, und die untergehende Sonne, und die Nacht! Und wieder derselbe ewige Wechsel. Ich habe wenige Sonnenuntergänge versäumt, so lange ich in Havre war, und habe nicht einen gesehen,

der dem gestrigen ähnlich gewesen wäre. Wozu es beschreiben, wie die Sonne in's Meer hinabtaucht, wie sie den Meereshorizont in Gold faßt, und wie die goldgesäumten Wolken sich im Spiegel des Himmels anlächeln? Wozu es beschreiben, wie die Sterne in den Fluthen spielen, hin- und hertanzen, wie der Mond über dieselben einen Silberfluß gießt, und wie sich dies Alles zum schönsten Zauber gestaltet, gegen den die Märchen der glühendsten morgenländischen Phantasie kalt und todt erscheinen? O, und endlich jene phosphorstrahlenden Wellen einer Sommernacht, die sich um den verspäteten Schiffer legen, und seinen Weg erleuchten, und seine Bahn bezeichnen! Ich habe hundert und tausend Seestücke gesehen, aber das ist es eben, was man nicht malt, den Wechsel, das Leben, die mit jeder Bewegung eine neue Welt schaffen.

Die schönsten, die erregtesten Stunden meines Lebens habe ich auf diesem Hafendamme zugebracht. Und selbst wenn das Meer nicht so ewig schöne Schauspiele von Secunde zu Secunde schüfe, wenn es stets öde und todt wäre, wie es mir, als ich es zum erstenmale sah, erschien, so wüßte ich kaum einen Ort in der Welt, wo der Phantasie ein größerer Spielraum gelassen wäre, wo sie einen freiern Flug hätte, als eben hier. So lange ich in Paris wohnte, war das Palais royal mein Lieblingsauf-

enthalt. Es behagte mir, in dieser Menge Fremder ein Fremder zu sein; aus den Kleidern, dem Gange, den Mienen, den beim Vorübereilen aufgehaschten, abgebrochenen Worten, machte ich Geschichten und erzählte mir dieselben vor. Alle Fremden, groß und klein, hoch und niedrig, tragen in Paris dem Palais royal ihren Zoll ab, und ich gab ihnen Allen Rang und Würden, machte, sie mögen's mir verzeihen, oft aus einem Tölpel einen Gesandten, aus einem Krämer einen Prinzen, aus einem Hausen einen Marechal, und was mir sonst eben gefiel; denn ich wußte ja, daß wenigstens mitunter der Eine oder Andere ein hoher Herr war. — Aber hier auf dem Hafendamme fühlte ich, daß ich im Palais royal nur gespielt hatte, denn hier liest man in jedem Blicke eine Geschichte, sieht in dem Gruße den ewigen Abschied, hört in dem Seufzer eine Todtenklage.

So oft die Fluth das Ein- und Auslaufen der Schiffe erlaubt, füllt sich die Jetée. Viele sind nur Zuschauer bei diesem großen Drama. Es dauerte ein paar Tage, ehe ich dasselbe, seine Fabel und seine Moral, begriff, und so lange gehörte auch ich zu den müßigen Zuschauern. Die aus- und einlaufenden Schiffe regten mein Gefühl an, und die Bilder, die sie boten, waren schön, aber nur Bilder. Eines Tags aber hörte ich neben mir einen Seufzer, und sah dann in dem dunkeln Auge einer

jungen Frau eine glühende Thräne. Da wurde mir Alles klarer, und ich begriff, daß diese schönen Bilder, das Meer und die Schiffe und die vom Winde belebten Segel, nur der Hintergrund, nur die Staffelage des Drama's seien, das sich hier vor dem Auge des Geistes abspinnt; und dann wurde ich Mitspieler, wurde zum Chorführer. Da stand ein Mann in den besten Jahren des Lebens, der einst schön und kräftig gewesen war, und richtete sein Fernrohr nach dem Horizont des Meeres. In seinen Zügen aber wühlte eine Leidenschaft, die sie verzerrte, denn die Gewinngier ist schrecklicher als jede andere Sucht, und zerstört Seele und Körper. Er zählte im Geiste, was er gewinnen oder verlieren könnte, und die Ungewißheit, die Hoffnung und die Furcht kämpften in seinem Herzen, ohne sich besiegen zu können. — Neben ihm stand ein Anderer, der schon lange hinaus geschaut hatte, bis auf einmal sein Rohr, das eine Zeitlang hin- und hergeschweift war, sich in den Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, hineinsog. Da klär- ten sich seine Züge auf, und wurden mit jeder Secunde anders, lebendiger, bis er endlich das Fernrohr abnahm, und schweigend, aber den Triumph in jedem Blicke, seine raschen Schritte der Stadt zu lenkte. Wer weiß, was Alles an der Ankunft des Schiffes hing! Vielleicht das Glück einer geliebten Tochter; vielleicht die Heimfahrt ei-

nes hoffnungsreichen Sohnes; vielleicht die ruhigen letzten Tage eines grauen, Lebens müden Vaters; vielleicht auch nur die augenblickliche Befriedigung einer nie zu befriedigenden Gewinnsucht! — Dort aber stand eine vom Alter gebeugte Frau auf den Arm einer Jungfrau gestützt. Sie waren arm, ihre Kleider bewiesen es, und sie konnten nicht einmal durch ein Fernrohr ihren Blicken und ihrer angstvollen Sehnsucht Flügel geben. Aber ihre Augen suchten in der Ferne und forschten nach jedem Segel, das am weiten Horizonte auftauchte. Ich sah sie noch oft hier wortlos und kummervoll zusammenstehen, und wußte bald, daß sie die Mutter und die Braut eines Matrosen waren, dessen Schiff schon lange hatte ankommen sollen. Alle Abende trugen sie eine getäuschte Hoffnung nach Hause, und eines Abends, als ich den Untergang eines Havrer Schiffes in den Blättern gelesen hatte, suchte ich sie in ahnender Angst vergebens. Sie kamen nicht wieder auf die Jetée.

Die ausfahrenden Schiffe wurden von vielen der Anwesenden begrüßt. Hier stand ein Vater, der seinem Sohne ein Lebewohl zurief; dort eine Mutter, die nach der scheidenden Freude ihres Herzens, der geliebten Frucht ihres Leibes die Arme in Sehnsucht ausstreckte; hier wieder ein Weib, das das lallende Kind auf ihrem Arme dem Vater noch einmal zeigte. Und all diese Grüße,

wer bürgt dafür, daß sie nicht Abschiedsgrüße waren, die ihre Antwort: Willkommen, nur jenseits des Grabes haben sollten!

Das ergreifendste Schauspiel, das ich je erlebt, sah ich hier bei der ersten Fluth nach einem furchtbaren Sturme. Der Hafendamm wimmelte von Menschen, und die große Mehrzahl waren heute die Verwandte der Fischer, die von dem Sturme auf offener See überrascht worden waren. Wer kann es beschreiben, mit welcher Freude hier und dort ein Weib und die Kinder aufjauchzten, als sie in der Ferne das Segel ihres Vaters, ihres Gatten, ihres Bruders erkannten? wie, als das Schifflein nahe genug war, die freudigen Grüße der Verwandten und Freunde hin- und herflogen? Wer aber kann sich den Kummer denken, den eben diese Freude auf die Gesichter derer malte, die die Ihrigen nicht wieder kommen sahen? Es giebt sicher kaum einen ein paar Schritte breiten Raum, auf dem je wie auf diesem hier so viele, so tief ergreifende, so grell sich widersprechende Gefühle zusammengedrängt wären. — Mit jedem ankommenden Schiffchen verminderte sich die Zahl der auf der Jetée Versammelten, denn es trieb sie die Geretteten an's Herz zu drücken. Endlich waren alle Schiffe und Schifflein, die von rechts und links hinzugeflogen waren, eingelaufen. Das Meer zog sich allmählig zurück, und

nur Wenige von denen, die eine Stunde früher sich hier zusammengedrängt hatten, waren übrig geblieben. Sie Alle hatten vergebens jedes Segel erforscht, jeden Kahn und jedes Schiff mit ihren noch hoffenden Blicken durchsucht. Die Verzweiflung trat an die Stelle der Hoffnung, und die Trostlosigkeit sprach in Tönen und Gebehrden, die mir die Seele durchschnitten. Mütter und Kinder standen hier und weinten stille, oder schluchzten laut, oder schickten den todten thränenleeren Blick in die Ferne, und stierten die Wellen an, als wollten sie ihnen eine Antwort auf die Frage: Wo ist mein Geliebter, mein Gatte, mein Vater, mein Sohn? abzwingen. Und die Welle rauschte stille und ruhig fort, ein furchtbares Grab, auf dem nicht einmal ein Hügel, ein Kreuz der elende Trost des Unglückes sein kann.

Ich werde diese Scene nie vergessen, und so lange ich in Havre lebte, rief mir ein Weib dieselbe von Zeit zu Zeit furchtbar lebendig in's Gedächtniß zurück. Eines Abends — tiefe Stille herrschte rings umher — stand ich hier die Ruhe des Meeres bewundernd, mich an dem Phosphorleuchten der Wellen erlabend, und dem Tanzen des Mondflußes in der spielenden Wasserebene zusehend, als ich hinter mir einen Schrei hörte, der mir in seiner Trostlosigkeit das Herz zerschnitt. Es war das ein Juchheiruf, wie ihn die Teufel mitunter in der Höllenqual

ausstoßen mögen. — La folle Margueritte stand hinter mir, und als ich mich umdrehte, sah ich sie Stückchen Holz in's Meer werfen, hörte sie von Blumen und Rosen Unzusammenhängendes murmeln, und oft den Namen: Georg. Und zwischen durch wieder jenen höllischen Jubelschrei, jenes Juchhei der Verzweiflung, in dem die gräßlichste Geschichte eines zerrissenen Herzens, eines von den Flammen der Liebe und des Kummers ausgebrannten Gehirns lag. Ich habe diesen Schrei oft in meinen bösesten Träumen wieder gehört.

Fort von hier. Das Andenken reicht schon hin, um eine schlaflose Nacht zu machen. —

Das Seebad.

Havre, — 1837.

Gleich oberhalb der Jetée du Nord sind die bains Frascati. Man kann in denselben zu jeder Jahreszeit Seebäder haben. In der Saison aber nimmt man diese im Freien, und zu dem Zweck sind unter dem Badegebäude auf dem Strande kleine hölzerne, bewegliche Cabanen aufgestellt, in denen man sich auskleidet. Eine gute Strecke weiter liegt eine zweite Badeanstalt, die weniger brillant, aber weit besuchter ist. In der ersten Anstalt trifft man meist nur Fremde, oder auch solche Havrer, die sich von dem großen Haufen absondern wollen. Die letztere hat wenigstens den Vorzug, daß sie belebter ist.

Einen höhern Genuß als das Seebad giebt es kaum auf dieser Erde, und es knüpfen sich an dasselbe meine schönsten Erinnerungen vom Meere. Die See muß etwas ungehalten sein; nur darf es nicht gerade zu hoch herge-

hen. Stürmt es aber so, daß man eben ohne Gefahr oder mit etwas wenig Gefahr wieder hinaus kann, so wartet unser eine Götterlust. Kaum ist man an einem solchen Tage bis über die Knie im Wasser, so wird man im nächsten Augenblicke von einer sich am Ufer brechenden Welle erfaßt und in das Wogenspiel hinein getragen. Hier ist der Jubel groß: ruhig liegt man einen Augenblick zwischen zwei Wellen, wie in einem Thale, dessen Aussicht von allen Seiten geschlossen ist, oben der klare Himmel, ringsum die bewegten Wassermauern. Dann tritt die nächste Welle bedächtigen Schrittes, das Haupt mit zierlichen Schaumlocken geschmückt, oder durch der Sonnenstrahlen Spiel mit Blumen und Brillanten bekränzt, auf uns zu und neigt sich vor uns und hebt uns in die Höhe, bis auf die Spitze des kleinen Wasserberges, und läßt uns hier ein paar Sekunden ruhen und der rings geöffneten Aussicht genießen, die uns die schöne Gegend, die sich neckenden Schwimmer und Badenden, die fernen Schiffe und den weiten Horizont zeigt, bis sie wieder unter uns wegtritt und uns abermals zwischen Wasserberge versteckt. Der deutsche Sänger sang:

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erde hinab.
Soll ich begraben sein,
Legt mich in's tiefe Gras hinein.

Er kannte nicht diese lebendige Ruhe, dieses ewige Leben, dieses Grab, wo die hüpfenden Wellen die Grabeswände und der klare, blaue Himmel der Sargdeckel sind, sonst hätte er gesungen:

> Soll ich begraben sein,
> Legt mich in's Wellenspiel hinein.

Und wieder hebt es uns und wieder wirft es uns hinab; und kaum einen Arm braucht man in diesem Elemente zu rühren, um die Wonne zu genießen, von der man in den seligsten Träumen phantasirt, um von den Wasserwolken getragen zu werden, um die Wellen zu durchfliegen. Fliegen und Schwimmen zugleich wären Worte für diese Seligkeit, aber es sind nur Worte, gefesselt an die Masse, die wir Erde und Mensch, Zunge und Gaumen nennen.

Und wie das Meer selbst, so wechselt auch der Genuß der Badenden und Schwimmenden. Nicht ein Tag gleicht hier dem andern. Oft war ich allein, und dann ergriff mich, wenn ich die Wellen durchschwamm, wenn ich zwischen zwei Wasserbergen lag, in dem schaurig gewaltigen Elemente das Gefühl der Einsamkeit und beengte mir die Brust; und doch ließ mich der Zauber nicht los. Oft waren Hunderte mit mir hier und ich freute mich an dem Jubel, den das belebende Element in Allen hervorrief, an den neckenden Spielen der Schwimmer, an der

Angst der badenden Schönen, an der Sorgfalt, mit der der Vater seine Kleinen bewachte, und endlich an dem Hoffnungsstrahl, der bei der stärkenden Wirkung des Seewassers in dem Auge jedes Kranken wiederleuchtete. Der Letztern waren übrigens, da Havre kein eigentlicher Badeort ist, gewöhnlich nur Wenige hier; sie waren nur da, um auch in dieser Beziehung die Wunderkraft des Meeres zu bekunden, und ich kenne eine Frau, die zu Anfang der Badesaison mit Krücken kam, und die nach drei Wochen diese an dem Altar Neptuns als Wahrzeichen des Mirakels, das er gethan, hätte aufhängen können.

Ebbe und Fluth ändern jedesmal die Scene. Eine tausend und oft mehr Schritte breite Sandebene liegt bei der Ebbe vor dem Meere, und über diese von der Sonne erwärmte Fläche müssen die Badenden, um in's Wasser und aus demselben zu ihren Cabanen zu kommen; und ich habe außer ein paar Kranken kaum je welche gesehen, die nicht vor und nach dem Bade dieselbe zum Tummelplatze ihrer Neckereien und ihrer Lust gemacht hätten. Im Meere selbst geht diese Sandebene ganz unmerklich abwärts, und so kann man bei der Ebbe mehrere hundert Schritte weit in die See hineingehen, ehe das Wasser bis an die Brust steigt. Hiedurch wird den Badenden ein unendlicher Raum gegeben, und sie zerstreuen sich nach allen Seiten hin, so weit es ihr Muth oder ihre Körper-

größe erlaubt. Bei der Fluth dagegen geht das Ufer jählings abwärts, und dadurch wird der Kreis, in dem jene sich bewegen, viel enger. Die Männer, und mitunter auch die Frauen, die eben schwimmen können, wagen sich wohl etwas weiter hinaus. Die aber dieser Kunst nicht mächtig sind, stehen, besonders wenn das Meer etwas hoch geht, in langen Reihen, an Seilen sich haltend, die an Pfählen befestigt sind, wo sich dann die springenden Wellen an ihnen brechen und oft über die letzten der langen Reihe wegschießen.

Männer und Frauen baden hier zusammen, und ich wüßte nicht, was man dagegen haben könnte. Die Weiber tragen Badekleider, so züchtig, wie kaum je sonst, und gegen die ein Ballanzug wahre Nacktheit ist. Mitunter spielen die Wellen eine Krempe los, und dann sieht man wohl die feine Wölbung einer runden Schulter, und die Schönen erröthen von Rechtswegen, als ob sie das Alles nicht, wenn's eben die Mode will, jedem Blicke Preis gäben.

Ein paar Mal machte ich die Erfahrung, daß das Zusammenbaden von Männern und Weibern ein wahres Glück war. Das Meer ist mitunter tückisch; bei angehender Ebbe zieht es Einen stets in die Weite hinein, und man hat dann Mühe, das Ufer wieder zu erreichen, wenn man sich zu weit hinausgewagt hat. Eines Ta-

ges hatte eine schöne Tochter Albions der Herrschaft, die ihr Vaterland sich über dieses Element anmaßt, etwas zu viel vertraut. Sie war eine Strecke in die See hineingeschwommen, und als sie zurück wollte, versagten ihr bald die zarten Glieder den ungewohnten Dienst. Ihr Hülferuf machte auf viele der anwesenden Damen solchen Eindruck, daß sie augenblicklich aus dem Wasser hinauseilten und erst am sichern Ufer dem tragischen Ereignisse, das sich vorbereitete, zusahen, wogegen die übrigen gleich zu einem tapfern Echo ihres Angstgeschreis wurden. Zwei junge Männer, die einzigen anwesenden Schwimmer, die bereits in ihren Cabanen waren, stürzten augenblicklich aus denselben heraus, in's Wasser hinein, und in ein paar Minuten brachten sie die, vor Angst wenigstens, halb entseelte Schöne im Triumphe an's Ufer. Tags darauf rettete einer dieser Beiden, mein Freund Braumüller aus Stettin, drei Frauen zugleich in ein paar Sekunden. Es war diesmal die Fluth, die auch ihre Tücke hat und versuchen wollte, ob es ihr besser gelinge, ihr Opfer zu erhaschen, als gestern der Ebbe. An der Stelle, wo bei niedrigem Wasserstande die Fluth ihre höchste Stufe erreicht hat, wühlt dieselbe gewöhnlich den Grund ein paar Fuß tief aus. Jenseits dieser Vertiefung beginnt dann die Sandebene, von der ich sprach. An jenem Tage hatten drei junge Frauen ruhig auf dieser Ebene gebadet,

während die Fluth immer höher stieg. Als sie endlich sich zurückziehen wollten, stand das Wasser in jener Vertiefung wenigstens Frauenhoch und schnitt den kecken Badenden den Rückzug ab. Je näher sie dem Ufer zuschritten, desto höher stieg das Wasser an ihnen hinauf. Ihr Angstgeschrei war ihre einzige Nothwehr. Die am Ufer stehenden Frauen liefen voll Entsetzen durch einander, und ein hundertfaches ohnmächtiges Echo des Hülferufs der Gefährdeten war, wie gestern, Alles, was ihnen zu Gebote stand. Mein Freund kam gerade in diesem Augenblicke an, und wenn er gestern vergessen hatte, die Schwimmhosen anzuziehen, so vergaß er heute den Rock abzuwerfen, stürzte sich in's Meer und brachte die drei Frauen, die bereits, als er sie erreichte, den Boden verloren hatten, an's Ufer. Ein paar Secunden später wären sie rettungslos verloren gewesen. — Schon wegen solcher Zufälle mag man immerhin erlauben, daß Männer und Frauen zusammen baden.

Eine weitere Gefahr, doch nur für solche, die etwas zu keck sind und zum Baden eine etwas stürmische See vorziehen, ist die Brandung. Ich hatte mich eines Tags, wo mir das Meer gerade nicht toller schien als sonst oft, da ich mich seiner Bewegung gefreut hatte, ihm getrost anvertraut und mich dem Genuße des fliegenden Schwimmens oder des schwimmenden Fliegens überlassen. Mein

Herz hatte gejubelt in dem Jubel der Wogen. Es fiel mir nicht auf, daß ich allein war und daß die meisten Ankommenden unverrichteter Dinge wieder abzogen; denn es war zu schön im Wasser, um an etwas anderes als an die Wohllust des hohen Genusses zu denken. Aber als ich hinaus wollte, merkte ich bald, warum ich der einzige Badende war. Entweder war schon, als ich in's Wasser ging, das Meer höher als die Tage vorher, oder es war, während ich badete, stürmischer geworden. Genug, als ich an's Land wollte, riß mich die Brandung jedesmal, so oft ich festen Fuß faßte, um und warf mich wieder in die nächste Woge hinein. Beim ersten Male lachte ich mit den auf dem Ufer stehenden Zuschauern, beim zweiten Male auch noch, aber es kam schon weniger von Herzen, beim dritten Versuche wurde mir unheimlich zu Muthe, und ich lachte nicht mehr, und beim vierten Male fluchte ich der Lacher, und als mir gerade bei dem Fluche eine neue Welle in den Hals flog, ließ ich selbst das Fluchen. Wohl zehn-, zwölfmal versuchte ich an's Ufer zu gelangen, und immer vergebens, und mit jedem neuen Versuche wurde, mir schien es wenigstens so, das Meer stürmischer und das Brausen der Wellen höhnischer. Ich fühlte, daß ich den Kampf nicht lange mehr aushalten würde. Um mich zu erholen, schwamm ich aus der Brandung zurück, und dann fielen mir die Stricke ein, und

ich begriff kaum, warum ich nicht gleich daran gedacht. Ich schwamm dahin, wo sich ein solcher befand, wartete, bis ein Wellenthal mir denselben zeigte, erfaßte ihn und zog mich an demselben, die Wellen gingen dabei ein paar Mal über mich her, bis an's Ufer. Ich gestehe gerne, daß ich mich recht innig wohl fühlte, als ich endlich wieder festen Boden unter mir hatte, mich wieder aufrecht stellen konnte; und daß ich mir ernstlich vornahm, in Zukunft besser zuzusehen und nicht zu leicht zu vertrauen, was ich ehrlich gehalten. Oft aber that es mir innig leid, daß ich dem Genuße eines stürmischen Seebades entsagen mußte.

Geschichtliche Reminiszenzen.

I.

Die Gefangennehmung Sidney-Smiths.

„Altengland hoch!“ — „Hurrah hoch!“ antworteten alle Anwesenden beim Klange der Gläser auf den Toast, den einer der Gäste des tapfern Commodore Sir William Sidney Smith ausgebracht hatte. „Wenn ich nicht,“ äußerte der Commodore, „mitunter das Vergnügen hätte, die Kapitäne der neutralen Schiffe bewirthen zu können und mit ihnen bei einem Glase Punsch die Langeweile zu vertreiben, so wäre dieser thatlose Krieg, diese gefahrlose Jagd auf ein paar unglückliche Strandläufer gar nicht auszuhalten. Auf Ihr Wohl, meine Herren!“ Und wieder klangen die Gläser. „Dem tapfern Besieger der Fregatte la Révolutionnaire!“ rief ein alter grauer schwedischer Schiffskapitän, der an der Tafel des Engländers vergaß, daß er verhindert worden, mit einer Ladung Holz in

Havre einzulaufen, weil das Holz in den vagen Artikel: „Kriegsbedarf,“ hineingezwängt worden, und dieser selbst auf neutralen Schiffen verboten war. Alle Gäste stimmten mit ein und Sidney Smith sagte, als das Hoch verhallt war: „Ja! die Zeiten lobe ich mir noch; aber jetzt ist's anders, und wir sind froh, wenn wir mitunter einen etwas zu vorlauten Corsaren jagen können. Ich liebe die See und den Krieg, und gestehe, daß ich gar gerne mit den Franzosen zu schaffen habe; denn sie sind tapfer wie die Löwen, und wenn sie uns an Schiffen gleich wären, so müßte es eine wahre Götter-Lust sein, sich mit ihnen zu messen; aber so ist die Sache nur langweilig.“

„Deßwegen,“ erwiderte der schwedische Kapitän, „versuchen Sie wohl auch mitunter die Eintönigkeit durch ein kleines Abenteuer zu unterbrechen. Entsinnen Sie sich noch, wie ich in Brest dem schlichten Normannen auf die Schulter klopfte und ihm: Good day, Sir William! in's Ohr flüsterte? Erst wollte mich der Normanne nicht kennen, und da er noch von der Schule in Caen her ganz gut Normännisch sprach, so antwortete er mir im Caener Dialekt: „Was wollen Sie? ich kenne Sie nicht!“ Als ich ihn aber auf Schwedisch fragte, ob er den Obersteuermann Perthes, der mit ihm so manchen Kampf gegen die Russen bestanden, nicht mehr kenne, reichte er mir die Hand und sagte: „Stille, Freund, auf Wiedersehen!“

und ließ mich stehen. — „Wahrlich!“ antwortete Smith, „ich traute Ihrem Herzen alles Gute, am Ende freilich auch eine Unvorsichtigkeit zu, und hatte nicht Lust, als Spion gehenkt zu werden.“

So verflossen die Stunden am 18ten Juni 1796 unter frohem Gespräche auf der englischen Fregatte Diamant, die vor Havre kreuzte. Endlich machte der Wein und Punsch, nach Seemannsart in langen Zügen getrunken, den Raum in der Kajüte zu enge, und die ganze Gesellschaft stand auf und erging sich auf dem Verdecke. Das schöne Schauspiel der untergehenden Sonne auf offenem Meere blieb unbeachtet von den an dasselbe gewöhnten Seeleuten. Die Gesellschaft zerschlug sich in Gruppen, und die lebendigste war die, welche der Commodore, ein Lieutenant der Seesoldaten, Namens Bromley, der schwedische und ein paar andere Kapitäne neutraler Schiffe bildeten. Der Schwede erzählte einige der keckſten Züge Smiths aus der Zeit, wo dieser unter der schwedischen Flagge die russische bekämpfte, wofür dann der Commodore erzählte, wie sein Obersteuermann Perthes einst mit zwei Matrosen versucht habe, über Nacht eine russische Brigg anzustecken, und dabei um ein Haar mit seinem Pulverfasse in die Luft geflogen wäre.

Während man so plaudernd an der Brustwehr stand, sah man einen französischen Corsaren unter dem Schutze

der Batterien, die am Strande angebracht waren, langsam am Ufer vorbeisegeln und nahe am nördlichen Damme von Havre Anker werfen. „Das sind die Feinde, mit denen wir zu kämpfen haben!“ sagte Smith in halbverächtlichem Tone, indem er auf den Corsaren zeigte. — „Und doch macht es Ihnen Freude genug, wenn Sie einen solchen auftreiben können,“ versetzte der Schwede. — „Je nun, weil es die Langeweile vertreibt,“ antwortete Smith. „Und weil es,“ fuhr der Schwede fort, „am Ende gerade so schwer für einen Löwen ist, einen Hasen einzuholen als einen Elephanten.“ Aber Bromley, der Lieutenant, sagte: „Hasen sind's nun eben nicht, und Englands Seeleute müssen gestehen, daß selbst der kleinste französische Corsar ihnen genug zu schaffen macht und sich wehrt, so lange er noch eine Kanonenladung hat.“ — „So böse war der Vergleich nicht gemeint,“ erwiderte der schwedische Kapitän. „Ich kenne die Franzosen und lasse ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Es freut mich überdies, daß Ihnen die Corsaren so viel zu schaffen machen, denn ich war lange genug selbst Corsar, und ich habe mich nie vor einer Brigg oder selbst einer Fregatte gefürchtet.“ — „Kapitän!“ fiel ihm ein junger Schiffslieutenant des Diamant in's Wort, „Ihr hattet eben nur mit den Russen zu thun und nicht mit Altenglands Söhnen, sonst wäret Ihr nicht so keck gewesen.“ — „Gerade so keck wie der

Corsar dort, der da vor uns liegt und aus und einläuft, ohne sich bei Ihnen, meine Herrn, erst die Erlaubniß zu erfragen. Was können Sie ihm anhaben?" — „Ihn uns holen, ohne uns die Erlaubniß bei der Besatzung und den Batterien von Havre dazu auszubitten!" fiel rasch der Commodore ein, dessen gewöhnliche Keckheit durch den genossenen Punsch noch gesteigert war. „Das möchte ich wohl sehen," erwiderte der ehemalige Corsar, und Smith sagte: „Die Freude soll Ihnen werden: ich wette ein Mittagsmahl, daß er morgen Früh unser ist, wenn Sie die Wette halten wollen." Der Schwede schlug freudig in die dargebotene Hand, und die Wette war richtig.

Unterdessen war die Sonne untergegangen und dunkle Nacht deckte das Meer. Die Gäste gingen wieder in die Cajüte zurück, und noch manches Glas wurde unter frohem Gespräche und lautem Gelächter geleert. Endlich gegen Mitternacht brach man auf. Die Schaluppen der einzelnen Kapitäne stießen nach und nach ab, und als auch unser Schwede von der Fregatte in seine Schaluppe gestiegen war, rief er noch in neckendem Tone dem Commodore zu: „Auf Wiedersehen, Sir William! Morgen bin ich wohl wieder Ihr Gast von wegen des Corsaren. Also auf morgen, Commodore!" verhallte bereits im Ruderschlage.

Kaum aber war die letzte Schaluppe der Gäste vom Diamant abgestoßen, so änderte sich bald die ganze Scene. Ein Wink des Commodore und die Pfeife des Oberbootsmanns weckte die Matrosen, die bereits sich der Ruhe überlassen hatten. Die Elite der Mannschaft des Diamants wurde beordert, die Boote in's Meer zu lassen; andere mußten die Ruder mit Segeltuchstücken einwickeln, und ehe noch eine halbe Stunde verflossen war, ehe noch die letzten Gäste ihre Schiffe erreicht hatten, sprang bereits Sidney Smith in eines der Fahrzeuge und stieß von der Fregatte ab.

Mit der höchsten Vorsicht ruderten die Matrosen; und die Vorsicht war nothwendig, denn das geringste verrätherische Geräusch hätte fünfzig und mehr Kanonen auf die Kähne des Commodore gerichtet und wenigstens seinen Plan hintertrieben. Unbemerkt und ungestört langte man endlich beim Corsaren an; im nächsten Augenblick hatten die Engländer denselben erklettert und die Oeffnungen verschlossen, die in den Schiffsraum führten, wo die Mannschaft, vertrauend auf den Schutz der Kanonen am Strande, ruhig schlief. Die Corsaren waren gefangen, ihr Schiff erobert und die Wette gewonnen. Smith schickte die Boote zurück und blieb mit ein paar Matrosen und dem Lieutenant Bromley, der als Freund des Commodore selten bei seinen kecken Abenteuern fehlte, auf dem Corsaren, um ihn bei eintretender Fluth der englischen

Station zuzuführen. Als die Boote abstießen, rief Smith mit gedämpfter Stimme einem Bootsmanne zu: „John, geh zum Schweden und sage ihm, er könne den Küchenzettel machen.“

Bis zur Fluth mußten noch zwei lange Stunden verstreichen. Aber der Abends reichlich genossene Wein und Punsch legte sich auf die Augen der Engländer, und bald schliefen sie alle so fest wie die gefangenen Corsaren.

Ein französischer Matrose hatte ruhig zwischen dem Tauwerke gelegen und seine Wachstunde verträumt. Er kam erst zu sich, als das Schiff bereits von den Engländern besetzt war. Es war nun freilich zu spät, sich zu widersetzen, und er wußte und hatte vorerst nichts Besseres zu thun, als der kommenden Dinge in seinem Verstecke zu harren. Als aber die Engländer so fest schliefen, wie er selbst bei ihrer Ankunft, als ihr Schnarchen bekundete, daß er sie nicht mehr zu fürchten habe, kroch er beim Beginn der Fluth aus seinem Verstecke hervor und schnitt die Ankertaue durch. Er wußte, daß die steigende Fluth, die stets die Seine zwingt, stromaufwärts zu fließen, das Schiff in den Fluß hineintreiben, daß dann für die des Fahrwassers unkundigen Engländer ohne Piloten die Rettung schwer, wenn nicht unmöglich werden, und endlich, daß die Besatzung von Havre aus der unsichern Bewegung des Schiffes schließen würde, daß etwas Au-

ßerordentliches vorgefallen. Und wie er vorausgesehen, so geschah es. Die Fluth trieb den Corsaren in die Seine hinein und den Strom hinauf, und als es endlich Tag wurde, merkten die am Ufer wachhabenden Seeleute bald, was hier vorgehe. Im Augenblicke regten sich die französischen Kriegsschaluppen, und ehe noch die Engländer recht wach geworden, ehe sie wußten, was vorging, war der Corsar von denselben umgeben. Sidney Smith, bald genug einsehend, daß hier an keinen Widerstand zu denken, war gezwungen, seinen Degen dem Kapitän Leloup, dem Commandanten der französischen Schaluppen, zu übergeben. Wenn Kapitän Perthes seine Botschaft noch vor Anbruch des Tages erhalten hatte, so war die Rechnung diesmal ohne den Gast gemacht. Smith hatte die Wette verloren, und es ist die Frage, ob die beiden Seeleute sich je wieder gesehen, um den Wettpreis mit einander zu verzehren.

Das Leben und die Abenteuer des Admirals Sidney Smith sind hinlänglich bekannt. Jedermann weiß, wie er durch eine besser gelungene List, indem mehrere seiner Freunde sich in Offiziere des Pariser Generalstabs verkleideten und dem Gefangenwärter des Tempels in Paris die Ordre, ihnen Sidney Smith auszuliefern, überbrachten, aus der Gefangenschaft befreit wurde, und wie er dann durch seine Vertheidigung von St. Jean d'Acre auf das Geschick Bonapartes einwirkte.

Der folgende Umstand ist zwar auch bekannt, ich

rufe ihn aber hier in's Gedächtniß zurück, weil er sich an Smiths Gefangennehmung und Gefangenschaft knüpft. Der Lieutenant Bromley war mit unter den Gefangenen. In Havre aber erklärte Smith, er sei sein Kammerdiener. Er mochte Ursache dazu haben, ihn so an seine Person zu fesseln. Bromley selbst spielte seine Rolle sehr gut, und um so besser, da er kein Wort Französisch verstand. Beide wurden zusammen von Havre nach Rouen, von hier nach Paris, und in Paris aus einem Gefängniß in's andere gebracht, bis sie endlich zusammen auf die angegebene Weise aus dem Tempel entkamen. In Egypten sah ein in Havre wohnender alter Seeoffizier beide wieder. Wie wunderte er sich aber, als eines Tags Jemand ihn im besten Französisch ansprach und ihn fragte, ob er sich des Kammerdieners noch entsinne. Seine Verwunderung hatte eine zweifache Ursache, einmal war der ehemalige Kammerdiener Smiths jetzt Obrist, dann war die Aussprache des Stockengländers, der als Kammerdiener nicht eine Sylbe Französisch verstand, so rein französisch, als ob er in Paris geboren und erzogen wäre. Das Gefängniß hatte Wunder gethan, und das Wunder bestand darin, daß der Lieutenant Bromley, der Kammerdiener, der Stockengländer, ein junger französischer Emigrirter, de Tromelin, war, der durch die Verleugnung seiner Muttersprache sich seinen Kopf erkauft hatte.

II.

Das Federationsfest im Juli 1790.

Havre, — 1837.

Gestern besuchte ich Hrn. H. in seinem Garten vor der Stadt. H. ist ein ehemaliger Tourneur en chaïse, Stuhlfabrikant, der sich durch Sparsamkeit und Thätigkeit ein sehr schönes Vermögen erworben hat, und jetzt, wenn auch nicht auf seinen Lorbeern ausruht, doch sich unter seine Blumen, Bäume, Gemüse und Kräuter zurückgezogen hat, und ein fleißiger Gärtnerdiletant geworden ist. Sommer und Winter lebt er vom Morgen bis Abend unter seinen Blumen und Bäumen, und hegt und pflegt sie, wie selten ein Gärtner die seinigen. Er ist der liebende Vater unter seinen Kindern. Die rastlose Thätigkeit, die ihn zweimal zum reichen Manne gemacht hat, läßt ihn auch jetzt, wo er den Lohn seiner Arbeit genießt, noch nicht ruhen.

Ich half ihm, da die Nacht wieder kalt zu werden drohte, einige südländische Pflanzen mit Heu umwinden, um sie vor dem Froste zu schützen. Dann sah ich ihm zu, wie er den Stall reinigte, in dem ein kleines schwarzes afrikanisches Pferdchen stand, das einst der Herzogin von Berry gehörte, und sicher bei ihr nicht so liebevoll gepflegt wurde, als von seinem jetzigen Meister. Unter der Arbeit wurde der Alte gesprächig, und als ich ihn frug, ob er am vorigen Sonntage die Parade der Nationalgarde mit angesehen habe, antwortete er: „Das lohnte auch der Mühe. Ich habe des Spielens lange satt, und wenn ich nicht zur Zeit, wo Sie noch nicht Mama riefen, gesehen, oder besser ahnden gelernt hätte, was eine Nationalgarde sein kann, so würde ich hier in Havre seit 1830 wahrlich nicht begreifen, warum die guten Leute, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, doch noch so ziemlich an dieser Institution hängen.“

Ich hatte ihm oft mit Freuden zugehört, wenn er aus seiner bewegten Jugend erzählte, und hoffte irgend eine tapfere That der Havrer Nationalgarde, von der ich in keiner Geschichte der Stadt Etwas gelesen, zu vernehmen. Ich bat ihn daher, mir zu sagen, bei welcher Gelegenheit er sich von dem Nutzen dieser Institution überzeugt habe.

Und er fuhr fort:

„Ich bin alt genug, und habe Manches vergessen, aber so oft ich die Nationalgarde selbst nur auf die Wache ziehen sehe, muß ich des Tages denken, an dem sie zuerst einen lebendigen Eindruck in mir zurückließ. Es war das nur ein Fest und es ging Alles sehr friedfertig zu. Aber ich glaube kaum, daß, wenn wir Havrer Nationalgardisten alle Armeen aller Coalitionen an dem Tage geschlagen hätten, dieser Sieg in mir ein solches Andenken zurückgelassen haben würde, als das Fest der Federation, das wir am 14. Juli 1790 feierten. Und ich versichere Sie, daß ich alle Siege unsrer Armeen und noch viele, die die Zukunft und Ihre Kinder erleben werden, im Geiste gesehen, und im Geiste und in der Begeisterung mit erfochten habe.“

„Das Wetter war schön, ein Festtag der Natur. Die Julisonne schien. Morgens früh kündigten die Kanonen den Tag an, an dem in ganz Frankreich dreißig Millionen Menschen die Verbrüderung feiern sollten. In den Straßen regte sich eine zahllose Menge, und vom ärmsten Matrosen und Arbeiter bis zum reichsten Kaufmanne hatte Alles die Sonntagskleider angelegt. Die Häuser und die Schiffe waren mit tausend dreifarbigen Fahnen geschmückt, und alle befreundeten Nationen begrüßten unsere Flagge durch das Aufstecken der ihrigen neben der blau, roth, weißen. Schon dieser Feiertagsschmuck

der Leute, der Häuser und Schiffe, diese Sonntagsfreude auf den Gesichtern, war mir bei allen öffentlichen Gelegenheiten eine Herzenswohlthat. Ich trieb mich überhaupt immer gerne unter der Menge eines frohen Marktes, einer Kirchweih, eines Patronsfestes, mich meinen Empfindungen überlassend, die der Masse in mich aufnehmend, herum."

„Bald rief die Trommel die Nationalgarde zusammen, und ich ging und stellte mich in Reihe und Glied neben meinen Nachbarn. Wir zogen mit klingendem Spiele zum Thore hinaus, auf den place de Provence. Hier fanden wir bereits eine unzählige Volksmenge. In der Mitte des Platzes war eine Erhöhung angebracht, und auf dieser ein Altar, auf welchem ein flackerndes Feuer brannte, und freudig die luftige Flamme zum Himmel schickte. Das Regiment de Beurn war schon vor uns angekommen, und wir bildeten ihm gegenüber und zu beiden Seiten ein Viereck um den Altar. Wir waren damals noch sehr gut königlich gesinnt, und glaubten in Ludwig XVI. wirklich den Wiederhersteller der Freiheit zu sehen. Und so hatten wir ihm zu Ehren die Scharlachfarbe, die er bei seiner Anwesenheit in Havre im J. 1788 trug, gewählt, und zum Zeichen der Freundschaft trugen wir violette Aufschläge, die Farbe des hier liegenden Regiments, das sich freudig zum Lehramte verstanden und

uns einexerzirt hatte. Es sah das Alles schön genug aus, doch auch in der Matrosenjacke würden wir das Fest nicht schlechter gefeiert haben. Der Anblick aber war nur um so großartiger, denn neben den tausend und aber tausend Bauernröcken, Kitteln und Westen stachen unsere Uniformen um so schöner ab."

„Bald kamen die Obrigkeiten und die Geistlichen beider Confessionen in feierlichem Aufzuge an, und die Priester beider hielten den Gottesdienst nebeneinander, als ob sie sich ewige Freundschaft im Angesichte des Himmels schwören wollten. Und ich versichere Sie, man wird fromm, wenn man den Himmel als Chor über sich und die Berge als seine Säulenstützen um sich sieht, und wenn die Menschen in dieser Weltkirche ihre hausbackenen Eitelkeiten und Zänkereien vergessen und Liebe predigen. Ich wüßte nicht, daß ich oft in unsern gemauerten Kirchen an Gott gedacht, aber ich habe ihn hier gefühlt, und später nur noch ein paarmal in einer schönen Sommernacht, bei dem Tode meiner ersten Frau, und etwa in den Stürmen, die ich auf dem Meere und im Leben zu bestehen gehabt. Und die ganze Menge beugte sich, als die Priester gemeinschaftlich ihren Segen sprachen, und Alles jubelte, als sie der Nation und dem Könige ein Hoch brachten, denn damals glaubten wir noch, daß das Eines und dasselbe sein könne."

„Bibi!“ so hieß das kleine arabische Pferdchen, „was willst du denn, daß du nicht ruhig bist? Ich wette, du bist noch stolz, daß du einmal die Herzogin von Berry getragen hast. Ruhig mein Junge!“ sagte er, und fuhr, indem er sein Pferdchen, das er wie einen Freund hielt, traulich streichelte, fort:

„Und die ganze Masse rief wie aus einem Munde: Es lebe die Nation, es lebe der König! Und von den Bergen hallte es wieder, und über das Meer trug sich der Ruf fort, und die Fischer und die Matrosen kletterten in die Taue, und wurden unser lebendiges Echo. Vive la nation, vive le roi!“

„Ruhig Bibi! Ich glaube gar, du hast in den königlichen Ställen bei dem gesunden Hafer gegen dergleichen protestiren gelernt. Es ist ein gescheites, gutgezogenes Thierchen mein Bibi!“

„Dann gingen wir in die Stadt zurück, und hier lößten sich die Reihen der Soldaten und Bürgergarde auf, und jeder suchte seinen Freund, und Alles mischte sich bunt durcheinander. Hier wurde ein patriotisches Lied gesungen, und dort erzählte Einer von Paris und den Vorfällen der Zeit, und in freudiger Lust und Liebe und Ergebenheit wurde die Masse zum Chor der allgemeinen Stimmung. Endlich verkündeten Trompeten und Trommelschlag, daß es Zeit sei, sich zur Tafel zu setzen.

Die Straße St. Michel — ja! Sie wissen ja nicht, daß das jetzt die rue de Paris ist — war, vom bout rond bis zur Porte d'Japonville (jetzt Place Richelieu, ich hätte beinahe gesagt St. Richelieu) durch Segeltücher, von einem Hause zum andern gespannt, vor möglichem Regen oder vor den Sonnenstrahlen geschützt, und die ganze Straße entlang standen zwei Reihen Tische, an die sich Alles bunt durcheinander setzte. Hier der Graf Villeneuve, Lieutenant du gouvernement pour le roi, und ihm gegenüber ein schlichter Bürger, dort der Graf Boisgelin, Colonel des Regiments von Bearn, und an der andern Seite ein paar Matrosen, hier Hr. Deval, unser würdige Maire, und neben ihm ein Soldat, und neben diesem wieder Hr. Gregoir, der Chef unserer Bürgergardenlegion. In der Mitte zwischen den Tischen standen große Tonnen Wein, und jeder schöpfte aus denselben nach Lust und Belieben. Ob ich gegessen habe, weiß ich nicht mehr; aber das weiß ich, daß bei diesem Anblicke allein mir das Herz so groß wurde, daß es mir die Thränen in die Augen preßte. Und jetzt begann die Musik des Regiments und spielte ein Lied, und tausend und aber tausend Stimmen sangen, und öffneten Herz und Gemüth. Und mit jedem Liede, jedem Trinkspruche wurde die Lust größer, vergaß der Matrose noch mehr, daß er ein Matrose sei, und der Graf, daß er ein Graf. Und

der Gedanke, daß wir Ein Volk, daß wir ein Herz und eine Seele wurde immer lebendiger, immer wahrer, und sprach sich in jeder Bewegung, jedem Worte, jedem Liede aus. Der Wein ist des Unglückes Sorgenbrecher, warum sollte er nicht auch des Glückes, der Freude Begleiter sein? Er öffnete die Herzen und lößte die Zungen nur noch mehr, als es die allgemeine Begeisterung schon gethan hatte, und warf den armen Teufel hier an die Brust des Reichen, und schloß dort die Hand des Offiziers und die des gemeinen Soldaten in einander. Ja! Ja! da sah ich im Geiste alle die kommenden Siege, und nicht ein Gedanke ließ mich ahnen, daß auch die Zwietracht ihre Brandfackel in diese dichtgedrängte, Brust an Brust stehende Masse werfen könne. Das war ein Tag, wie ich nicht wieder einen erlebte, und ich hege seit der Zeit Hoffnungen, die, selbst hundertmal getäuscht, immer wieder neu sich in mir beleben."

„Bibi! du protestirst schon wieder! Aber du hast auch recht, ich habe über dem Plaudern vergessen, dir die Krippe zu füllen, und am Ende wirst du, wenn dir erst von dieser Seite dein Recht widerfahren ist, dich schon beruhigen."

„Ja! mein Freund! Wir — doch halt, erst dem Bibi sein Futter." Ueber diesem prosaischen Geschäfte kam mein alter Freund aus der Begeisterung heraus, und

es fiel ihm dabei ein, daß er länger geplaudert, als er gesollt, und daß seine gute Frau vielleicht eben so ungeduldig bei dem gedeckten Tische, als Bibi bei der leeren Krippe stehe.

Nachdem Bibi versorgt war, machten wir uns auf den Heimweg, und fanden in seinem Hause den Tisch gedeckt.

III.

Umgebung von Havre.

Le Perrey. St. Adresse. La Hève. Die Leuchtthürme.

Havre, — April 1837.

Endlich einmal ein schöner Morgen. Aber wie ein Gefangener, dem es nur erlaubt ist, sich dann und wann einmal ein paar Minuten im Freien zu ergehen, muß ich den Augenblick erhaschen, da eine Stunde später das schlechteste Wetter und der tollste Nordostwind mich wieder in den vier Mauern einsperren. Gestern Morgen eine schöne frische Frühlingssonne, die Luft erwärmend, die Menschen und die Natur mit Hoffnungen durchdringend; und Nachmittags wieder Wind und Sturm, und Regen, kalt wie Eis aus den grauen Wolken herabfallend! Ich kann mich zu den Glücklichern rechnen; denn ich habe die paar schönen Stunden benutzt. Ein Glück? ein Glücklicher? Ja, so sind wir Deutschen, und das ist ein deutsches Glück. Ein Tag, ein Leben voller Elen=

digkeit, voller Noth und Langeweile, und eine Minute, in der ein Stern lächelt, und einen Funken Freude ins Herz wirft. Was wollt Ihr mehr, Ihr Glücklichen?

Die helle Sonne, die in mein Schlafzimmer hineinschien, trieb mich am frühen Morgen hinaus. Ich hatte schon längst gewünscht, einmal wieder ein paar Orte zu besuchen, wohin ich früher mitunter pilgerte, und dem Gotte, der in der Natur lebt, und uns durch sie nahe tritt, ein Opfer brachte. Mein Weg führte mich zum Thore des Perrey hinaus nach dem Seeufer. Das Meer war stille und freute sich mit mir des lächelnden Blickes seiner am Himmel thronenden Geliebten, die so lange ihr Antlitz verschleiert hatte. Auf der Rhede lagen eine Menge Schiffe, und unter diesen fünf Wallfischfahrer, die vor 8, 10 und 12 Monaten ausgelaufen waren, und so lange auf ihrer Nußschale zwischen Himmel und Wasser gelebt hatten. Der zuletzt Angelangte feierte eben die glückliche Vollendung seiner Jagd, und kündigte seine Ankunft den in der Stadt wohnenden Freunden und Verwandten durch Kanonenschüsse an. Ich habe leider zu oft die brutale Freude dieser nach jahrelanger Abwesenheit zurückkehrenden Seeleute gesehen, um die poetischen Gefühle, die sonst diese Freudenschüsse in mir erregt haben würden, ohne einen herben Beigeschmack genießen zu können. Der Gedanke, daß in irgend einer

Hütte des Perrey das Herz einer liebenden Mutter bei diesen Freudenschüssen rascher schlagen könne, tröstete mich in meinen trüben Betrachtungen, und riß mich aus ihnen heraus. Sicher aber warteten mehr öffentliche Dirnen von Havre mit Ungeduld auf die Landung der Matrosen, als Mütter, Schwestern und Geliebte.

Mein Morgenausflug ging dem Meerufer entlang nach Norden zu, und führte mich zuerst an den Schiffsbauhöfen vorbei. Hier regten sich schon die rüstigen Zimmermeister, und arbeiteten, und kletterten in den Gerippen der zukünftigen Besieger des furchtbaren Elementes herum. Das rege Leben in diesen Chantiers ist immer ein angenehmes Schauspiel. Die halbfertigen Schiffe, — die Zukunft, die ihnen bevorsteht, und die Glück oder Unglück über so viele Familien bringt, die sie unter Gefahren und Stürmen das Meer durchfurchen heißt — geben der Phantasie freien Spielraum. Ganz nahe vor den Chantiers auf dem Strande lag das Wrack eines alten Schiffes, das vom letzten Sturme zerschlagen worden war, und von dem man die zersplitterten Planken abriß, um sie dem Feuer zu übergeben. So stehen überall im Leben Wiege und Sarg nebeneinander.

Hier auf den Chantiers werden die Riesen des Meeres geboren. Dann werden sie getauft, und es geht recht lustig bei diesen Taufen zu. Pathe und Pathin,

und alle Freunde des schaffenden Vaters feiern den hohen Tag, und ich zweifle sehr, ob die meisten Schiffbauer und Schiffbesitzer bei der Geburt und Taufe eines Sohnes so heiter und hoffnungsreich in die Zukunft sehen, als bei der Geburt und Taufe des Sohnes oder des Töchterleins, die sie zwar nicht mit dem Marke ihrer Lenden gezeugt, aber mit dem Athem ihrer Seele, dem Gelde, geschaffen, durchhaucht und belebt haben. Und ich wollte drauf wetten, daß ein Schiffbesitzer ganz anders zusammenfahren würde, wenn ihm der Tod seines — versteht sich unversicherten — Schiffes angekündigt würde, als wenn er vor das zersplitterte Wrack, das einst sein Sohn war, träte. Die größern Schiffbesitzer, die deren mehrere haben, sind weniger gefühlvoll für die Ihrigen, als die, die nur ein Kind haben, als die Fischer z. B., die Jahr aus Jahr ein auf demselben leben, und nur von Zeit zu Zeit an's Land steigen. Diese hängen an ihren Schiffen mit einer wahren Pietät, jede Planke ist ihnen an's Herz gewachsen, sie werden Eins mit dem Schiffe, und wie furchtbar auch der Sturm wüthet, sie reißen sich von demselben nicht eher los, als bis das unerbittliche Element sie mit einer Macht ergreift, die keinen Widerspruch mehr zuläßt. Ich habe ein paar solcher Fischer gekannt, die ihr Schifflein verloren hatten, und die wie trübsinnig den Rest ihres Lebens verdämmerten, oder den Schmerz

über Trennung, sich dem Trunke ergebend, zu tödten suchten. Einen aber sah ich, der förmlich den Verstand verloren hatte, der seinem Schiffe in seiner Geistesverwirrtheit nachtrauerte, wie ein getäuschtes Weib dem ungetreuen Geliebten, dessen Abschied ihr Herz nicht gebrochen, aber ihr Gehirn ausgedörrt hatte. — Ich weiß nicht, ob ich dies die Macht der Gewohnheit nennen soll? Aber es durchfuhr mich oft ein furchtbarer Gedanke, wenn ich sah, wie die Menschen, diese eingebildeten Götter der Erde, an eine Planke gekettet sind, und wie der hohe Geist, der sich anmaßt, dem furchtbaren Elemente gebieten zu wollen, Schiffbruch leidet, wenn diese Planke an einem Felsenriffe zersplittert.

Auf diesen Chantiers ließ vor Zeiten Franz I., der galante König, ein kolossales Kriegsschiff bauen, das seinen Namen auf dem Meere, wie Havre auf dem Lande, verewigen sollte. Aber das Meer wollte von dieser königlichen Ewigkeit so wenig als das feste Land wissen. Franz I., das Riesenschiff, auf dem eine Capelle, eine Gießerei, Keller und Küchen, und selbst eine Windmühle angebracht waren, machte die große Reise vom Bauplatze bis zur Einfahrt des Hafens, etwa 1000 Schritte, gerieth hier auf den Sand, wo dann die höhnenden Wellen an der Windmühle der königlichen Ewigkeit spielten, bis sie eines Tages wild wurden, und das Schiff im

Toben zerrissen, und die Splitter auf's Ufer warfen. Der Sand am Meere, wie ihn auch die Flut bald hier bald dorthin treibt, ist dauernd, aber die Namen, die ihr großmächtigen Menschlein hineinschreibt, verspühlt die nächste Welle. Nur die Menschheit hat eine Zukunft und eine Vergangenheit, eine Philosophie und eine Geschichte, und was wir von den Menschen wissen, ist eben nur, daß einmal hier und dort Einer, wenn eben das Meer tief stand, seinen Namen in den Sand eingeschrieben hat, glaubend, sich ein ewiges Riesenmonument gegründet zu haben. Wie hießen doch die Erbauer der Pyramiden, jener steinernen Hügel, die da verkünden, daß hier einmal das Geschlecht der Maulwürfe die Oberfläche der Erde durchwühlt hat?

Der Gedanke, der für jenes Meer zum Gesetze wurde, der ihm gebot zu steigen und zu fallen, ist allein lebendig. . . . .

— Zwischen den Chantiers und der Stadt sind eine Menge aus Holz gebauter Häuschen, eine Art von Dorf, das der Perrey heißt. Die kleinen gebrechlichen Hütten, in denen meist Fischer, Schiffszimmerleute und Ziegelbäcker wohnen, so wie sehr viele Branntwein- und Ciderkneipen lassen darauf schließen, daß ihre Bewohner nicht gerade zu den Auserwählten des Menschengeschlechts gehören; aber auch darauf, daß sie in den Stunden, die

ihnen die Arbeit zum Ausruhen gönnt, dem Geschicke zum Trotze sich dem Vergessen ihrer trostlosen Lage überlassen. Die Immoralität der niedern Volksklassen ist meist mehr die Folge ihres Unglücks, ihrer Hülfslosigkeit, als die ihrer Roheit, des Mangels an Erziehung und Bildung. Nur der spart, nur der lebt ordentlich, der am Ende der Woche, des Monats, des Jahres wenigstens hofft sehen zu können, wofür er gespart hat. Das Unglück und die Noth halten jeden Abend eine Art von Galgenmahlzeit; der morgige Tag hat keine Hoffnung für sie, als die, am Abende sich wieder satt zu essen, wenn noch diese. Deßwegen stürzt sich der Unglückliche in einem Augenblicke, wo ihm das Geschick mitleidiger als gestern zugelächelt hat, in die Arme der vergessenden Lust, und lebt eine Stunde, in der er nicht an die Noth von Morgen zu denken braucht. Wer hat nicht den Tag erlebt, wo es ihm eine furchtbare Wohlthat war, seinen Kummer, seine Trostlosigkeit im Weinrausche zu tödten? Und woher kommt es, daß nur die allerunglücklichste Classe der Arbeiter in Paris auf den Barrieren jeden Sonntag sich dem Thiere gleich der thierischen Genußsucht überläßt, während man nur selten Arbeiter solcher Handwerke, die etwas mehr als das tägliche Brod verdienen, dort sieht? Jene halten eben ihre sonntägliche Galgenmahlzeit, um sich auf die jede Woche sich wiederholende

Hinrichtung vorzubereiten. Ich glaube nicht, daß sie so denken, weil sie eben nie denken, aber ich glaube, daß sie so fühlen, und wenn sie einst sprechen lernen, so werden sie so raisonniren, wie bereits mancher Philosoph-Chiffonnier in Paris, dem das, was um ihn vorging, die Zunge gelößt hat. Wer die Armuth zerstören könnte, würde dem Laster, wer die Noth, dem Verbrechen steuern, ihnen den Gnadenstoß geben. Wenn überhaupt die Menschen sähen, um zu sehen, so würde schon der einfache Umstand, daß unter 100 Verbrechern zwei Dritttheile stets durch Noth dazu getrieben werden, solche zu begehen, hinreichen, anstatt zu versuchen, das Uebel selbst zu zerstören, seine Ursache, die Wurzel desselben auszurotten. Aber da glaubt man, die Nesseln vertilgen zu können, indem man sie abschlage, und unterdeß die Wurzeln ruhig in der Erde wuchern lasse. Es giebt nur eine gesunde Strafrechtstheorie, und zwar die, welche die Ursachen der Verbrechen, das Motiv, um von den gelehrten Herrn verstanden zu werden, aufsucht, und dasselbe zerstört. Das kann aber weder Abschreckung, öffentlicher Nutzen, Vergeltung und Gutmachung des Unrechts, Aussöhnung, Besserung u. s. w. noch auch das, was man auf der Schule Gerechtigkeit — das mit dem blutigen Schwerdte bewaffnete Weib eines Nachrichters — zu nennen beliebt; sondern nur die Menschlichkeit, die Liebe und

vor Allem ein wenig Menschenverstand, lauter verbotene Schmuggelwaaren unsers Jahrhunderts.

Die Armuth ist ein gräßliches Unglück. Die Luft selbst, die doch der Vogel rein einathmet, wird dem Armen zum Pesthauche. In den größern Städten ist dies an der Tagesordnung. Hier in einem Dorfe fiel mir derselbe Umstand mehr als in den Städten auf, denn da sind wir daran gewöhnt. Die im Perrey angebrachten Ziegelbäckereien schwängern die Luft beständig mit einem Schwefelgeruche, der die Lunge angreift, und zum Husten reizt, und wer daher hier nicht wohnen oder sich aufhalten muß, macht, daß er so bald als möglich aus dem Bereiche derselben kommt.

Am Ende der Ziegelbäckereien ist das Quartier der Gobelins. Vielleicht stand hier einmal eine Fabrik in der Art der von dem bekannten Gobelin erfundenen. Doch mag ich nicht in Opposition gegen eine sehr gewaltige Autorität, den Volksglauben, treten. Dieser sagt, daß die Gobelins böse Geister, heidnische Götter oder christliche Teufel seien, die vor Jahrhunderten hier ihr Wesen getrieben, und denen ihre Anhänger auf dem nahen Kreuzwege von Zeit zu Zeit um Mitternacht ein schwarzes Huhn geopfert und mit ihnen hier ein gar tolles Leben und Treiben geführt hätten. Ich habe nichts gegen die schwarzen Hühner, aber sie scheinen mit den bösen Geistern sehr selten ge-

worden zu sein. Wozu wären sie auch noch nützlich, wenn man sie ihnen nicht mehr opfern könnte? So viel ist ganz sicher, daß hier vor Zeiten der Teufel bei seinen Rundreisen um Mitternacht anklopfte, und ein Huhn verzehrte, das man ihm als Besthaupt oder sonst als irgend ein Zeichen seiner Oberherrlichkeit, und des Vasallenthums seiner Anhänger darbrachte. Die Teufel sind abgesetzt, ich hätte beinahe gesagt: der Teufel hat die Teufel geholt; und wenn nicht mitunter die Herren Protestanten, die sich ganz nahe an diesem verrufenen Kreuzwege ein Ruheplätzchen ausgesucht, und dort einen Kirchhof gebaut haben, im Tode und in dem engen Kämmerlein von ihrer prosaischen Art zu denken und zu sein Etwas verlieren, und wie ehrliche römisch-christ-katholische Seelen um Mitternacht ein Tänzchen machen, so wird es schlimm um die Poesie des sonst so lustigen Kreuzwegsballes stehen.

Jenseits des Kreuzweges und des Kirchhofes gewinnt man einen Standpunkt, auf dem man in schöner Jahreszeit eine Aussicht hat, wie ich wenige kenne. Vor uns das Meer, durch den blauen Horizont begränzt und die Rhede von Havre oft von hundert großen und kleinen Schiffen besetzt. Links Havre, die Jetée und der Schiffszimmerhof, und weiter im Hintergrunde die Berge von Calvados, die sich wie eine dunkelblaue Insel in's Meer

hineinerstrecken. Rechts die Felsen der Heve und vor diesen Felsen das freundliche Dörfchen St. Adresse.

So oft ich eine Gegend beschreiben will, fühle ich die Wahrheit der alten Regel, die da verbietet, aus einer Kunst in die andere hineinzupfuschen. Und doch möchte ich gerne die Gefühle erregen, die mich hier an dieser Stelle so oft belebt haben. St. Adresse liegt in einem kleinen, friedlichen Thale, an dessen Ausgang sich das unendliche Meer vor uns enthüllt. Die kleinen Bauernhäuser sind halb von Fruchtbäumen bedeckt, und die Kirche oder Kapelle verbirgt sich zum Theile in dem Thale, und verkündet nur durch die Thurmspitze, daß hier abermals ein Fleck ist, auf dem die Menschen sich gezwungen fühlten, mitunter ihre eigene Nichtigkeit anzuerkennen. Die tiefste Ruhe scheint über dem Dorfe und dem Thale zu schweben, und nebendran dann jene dasselbe vor Nord- und Ostwind schützenden Felsen der Heve, an denen das Meer seit Jahrtausenden nagt, und von Jahr zu Jahr ein paar Fuß abreißt; und endlich vor dieser Ruhe des kleinen Thales und Dörfchens das immer neue Leben des oft in Stürmen sich empörenden Meeres. Ich habe mitunter auf das Geheimniß des Schönen zu kommen gesucht, und habe gelächelt über die Auflösung des Räthsels in den Wellenlinien, aber ich habe eben so oft den Faden wieder verloren, wenn ich glaubte, daß er mich zum Ziele führen

müßte. Nur das habe ich oft gefühlt, daß der Gegensatz wenigstens Eines der Gesetze des Schönen ist. Der Knabe neben dem Greis, das Weib an der Hand des Mannes, der Sturm und der Kampf gegen denselben, die Empörung und der Muth, ihr die Stirne zu bieten, die Ruhe, die Kraft und das bewegte Leben nebeneinander, regen uns an, schaffen Gefühle in uns, Gedanken, erheben uns; und dann staunen wir, und bewundern die Schönheit, die in diesem Wechsel liegt. Und selbst in der Einheit kann dieser Wechsel, können diese Gegensätze verborgen sein; die Ruhe selbst kann das Andenken an die Bewegung, der Friede das an den Kampf hervorrufen, wie wir dies in der Beschauung des stillen Meeres sehen. Ein Greis, in dessen Zügen das Alter vorherrschend ist, kann in uns das Andenken an seine vorzeitige Kraft, an seinen Muth, an seinen Edelsinn hervorrufen. Warum staunen wir, und bewundern als schön die Ruine, aus deren Mauerrissen ein junger Baum hervorsproßt, an dem sich das frische Epheu hinaufschlingt? Das Bild eines einzelnen Weibes kann diese Gegensätze aussprechen, wenn wir in seinen Zügen den Stempel des Weibes, die Schwäche, die Engelreinheit; in dessen Blicken die Gluth der ersten Liebe, wenn jener Mund den ersten Kuß der Jungfrau oder das reine Andenken desselben bewahrt hat. — Ich sage nicht, daß der Gegen-

satz, der Wechsel, der Schlüssel des Geheimnisses der Schönheit sei, aber sie sind sicher eines seiner Gesetze.

Den schroffsten Gegensätzen begegnen wir in Berggegenden, noch mehr an bergigen Meeresufern. Deswegen nennen wir so viele Aussichten hier schön. Selten aber treten sie schroffer hervor, als bei St. Adresse, wo das Dorf ein Bild der besänftigenden Feuertagsruhe, das Meer das Bild des ewig bewegten Lebens, und jener Fels, la Hève, das des Kampfes zweier Elemente sind. Idylle, Epos und Drama ineinander gewebt. Ich habe Stundenlang hier gestanden, oder im Grase gelegen, und gar schöne Träume gedacht und geahndet.

Auch an dem Dorfe nagt das Meer, und ich sah, wie es in Jahresfrist, seit ich zum letztenmale hier war, den engen Pfad, der am Rande des Meeres vorbeigeht, den Häusern viel näher gedrängt hatte; da an mehreren Stellen der frühere Fußweg bereits eingesunken und weggeschwemmt war. Die Geschichte erzählt von einem Dorfe, das vor mehrern hundert Jahren eine Stunde weit von hier gestanden und das das Meer zur Wohnung der Fische und Muschelthiere gemacht hat. Dies Dorf, aus dem St. Adresse hervorgegangen ist, hieß zu seiner Zeit St. Denis Chef des Caux. Das Meer hat das Dorf verschlungen, und die Zeit und die Aufklärung haben selbst den St. Denis abgesetzt. Konnte er doch seine

eigne Kirche nicht schützen. Wie aber an seine Stelle ein heiliger oder eine heilige Adresse, von denen der römisch-katholische Calender nichts weiß, gekommen sind, ist eine ganz artige Geschichte. — Das Meer stürmte eines Tages, und trieb ein Schiff mit einer Gewalt, der nur kecker Muth und Geschicklichkeit widerstehen können, gegen die Ufer von St. Denis, wie damals das Dorf noch hieß, an. Je größer die Gefahr wurde, desto mehr schwankte allmählig der Muth der Schiffsmannschaft, und nur der Capitain blieb Herr seiner selbst, die Matrosen und der Pilote sahen nur eine mögliche Rettung, ließen ab von ihrer Arbeit und warfen sich auf's Knie, um den Schutz des St. Denis anzuflehen. Das verlassene Schiff aber trieb nur um so schneller dem Felsenufer zu. Da wurde der Capitain wild, und tobte noch toller als das Meer, und rief: „Seht Ihr denn nicht, Ihr Esel! daß, während Ihr auf den Knien liegt, das Schiff nur noch rascher seinem Untergange entgegeneilt!" — Diesem drohte er, jenen bat er; einen dritten riß er von den Knien auf, und warf ihn an's Steuer hin. „Wenn hier eine Rettung möglich ist, so hilft uns nur die heilige Geschicklichkeit, la sainte Adresse, und ohne sie sind wir rettungslos verloren." Und von neuem begannen die Matrosen zu arbeiten, und lenkten das Schiff an den gefährlichsten Stellen vorbei, und

überstanden endlich den Sturm. Seit der Zeit wurde der hl. Dionysius ab-, und an seine Stelle sainte Adresse, die heilige, oder besser, die gesund-kräftige Geschicklichkeit eingesetzt, und sie soll dann noch oft ein augenscheinliches Mirakel gethan haben.

Nur hat auch sie bis jetzt noch Nichts gegen die Eingriffe des Meeres gekonnt, das von Jahr zu Jahr den Raum verkümmert, auf dem das Dorf steht, und wer weiß, ob es nicht dereinst die Kirche der neuen Heiligen so gut unter ihre Wellen begräbt, wie weiland die des heiligen Dionys. Bis dahin wird aber das stille ruhige Dorf noch manchen Lebensmüden auf ein paar Stunden durch seine Feiertagsruhe trösten.

Bernardin de St. Pierre, der Verfasser des Paul und Virginie, wollte gar eines Tages hier zum Einsiedler werden. Er gehörte damals zwar noch nicht zu den Lebensmüden; denn er zählte erst neun Jahre, und die Knabenselbstmorde wurden erst in der überreifen Jugend unseres Jahrhunderts, in welchem die Kinder Männer und die Männer Kinder werden zu wollen scheinen, Mode. Er hatte noch keinen andern Kummer, als den, von seinem Lehrer eine etwas strenge Bußpredigt erhalten zu haben. Eine angedrohte Strafe that eines Tages ihre Wirkung, und der kleine Sünder beschloß Buße zu thun, ein Einsiedler zu werden, um sich vorerst der Schule und dann

allen Verfolgungen und Verführungen der Welt zu entziehen. So trat er seine Wanderschaft an, und ging, die Schule fliehend, auf Entdeckungsreisen nach einer Einöde aus. Die Wallfahrt mochte eine Stunde gedauert haben, als sich der kleine Einsiedler in dem Gebüsche hinter St. Adresse in eine wahre Einöde versetzt glaubte, und beschloß, hier sein von aller Welt fernes Leben zu beginnen. Der Tag war schön, die Vögel sangen ihre herrlichsten Lieder, und das große Herz des kleinen Mannes verstand ihre Sprache, wurde immer größer vor Lust und Sehnsucht, und freute sich der gesprengten Welt- und Schulfesseln, der erlangten Freiheit. Stachelbeeren wurden von Rechtswegen die erste Mahlzeit des Einsiedlers, und nachdem er später auf dieselbe Weise zu Abend gespeist hatte, bereitete er sich eine kleine Hütte von Reißig und Laubwerk. Noch war aber seine Einsiedelei nicht ganz ausgebaut, als er in der Ferne die Stimme seiner guten treuen Wärterin, Marie Palbot, seinen Namen rufend, hörte. Wie sie in diese ferne Einsiedelei gekommen, war ihm ein Räthsel, und der erste Eindruck, den die Stimme seiner guten Marie, die ihn so oft gehegt und gepflegt, auf ihn machte, war, dieselbe zu fliehen, und tiefer in das Gebüsche hineinzudringen. Aber die Stimme kam immer näher, und bald hörte Bernardin, daß das Rufen von Weinen und Schluchzen unterbrochen

wurde. Da regte es sich in seinem Herzen, es wurde zu voll, und die Thränen liefen über, und er eilte der Rufenden entgegen, stürzte sich in ihre Arme, und tröstete sie, und wusch ihr und sie ihm die schweren, die Wangen herabrollenden Thränen ab. Wie hätte er die Welt verlassen können, wenn er auch nur seine gute Marie Palbot und sonst keinen Menschen geliebt hätte, und nur von ihr geliebt worden wäre. Und er, der liebevolle Verfasser des Paul und Virginie liebte die ganze Welt, alle Menschen, jeden Vogel, jeden Baum und jede Blume.

Aber diese Anekdote wäre allein hinreichend, seinen Beruf zu bekunden. Er wurde — sein Herz und seine Phantasie zeichneten ihm den Weg — der seelenvollste Schriftsteller von ganz Frankreich; vielleicht wird man mich der nationalen Eitelkeit anklagen, wenn ich sage: er wurde der deutsch-gemüthlichste aller Franzosen. Ja! ich glaubte oft in den Werken von Bernardin de St. Pierre eine Bestätigung meiner Ansicht zu finden, daß Jahrhunderte in den französischen Normannen ihre germanische Herkunft nicht ganz verwischen konnten. Nicht ein Einziger anderer französischer Schriftsteller hat die Natur so innig, so tief gemüthvoll in sich aufgefaßt, wie er, und — wie hundert deutsche Schriftsteller. — Jeder Baum, jede Pflanze sind für ihn um ihn stehende Freunde, die er hegt und pflegt, und mit denen er ein Bündniß

geschlossen hat. Und jene Anekdote selbst ist ganz deutsch, und verräth die deutsche Sehnsucht, die uns in die Ferne treibt, und uns durchzittert, wenn wir das Laub über uns die geheimen Geschichten von der Liebe der Fee'n, von den Schrecken des Erlenkönigs und seinen Töchtern erzählen hören. Paul et Virgine sind eine lange vergessene altnormannische Geschichte in's Französische übersetzt.

Ein kleines Gehölze, durch das ich mußte, um aus dem Dorfe hinauf zu den Leuchtthürmen zu gelangen, war so stille, so ruhig, daß ich mir leicht erklären konnte, wie die reiche Phantasie des jungen Bernardin de St. Pierre dasselbe oder ein ähnliches für eine Einöde ansehen konnte, und ich ruhte eine Weile in demselben aus, um den Gefühlen, die diese Anekdote in mir erregt hatte, freien Spielraum zu geben, um mich zurückzudenken in die friedreichen Tage, wo auch ich der Schule auf ein paar Stunden entlaufen und mich in einem Garten oder einem Gebüsche weit, weit von Hause eine Art von Robinson auf einer einsamen Insel träumen konnte.

Der Weg von diesem Gebüsche bis zu den Leuchtthürmen auf der Heve ist eintönig genug. Aber angekommen, öffnet sich eine unendliche Aussicht; viele Meilen weit liegt das Meer vor uns. Es giebt wenig Punkte, auf welchen ein Sonnenuntergang ein schöneres

Schauspiel darbietet, und ich möchte gar zu gern beschreiben, wie schön ich es hier oft gesehen habe.

Die Leuchtthürme sind festgebaute, viereckige, prosaische Pavillons im Style des vorigen Jahrhunderts. Ich habe so oft von Leuchtthürmen gelesen, die am Fuße des Meeres stehen, und die der Sturm mit seinen Wellen übergießt, daß ich mich freute, als ich zum erstenmale einen solchen sehen sollte. Ich erzählte mir zum Voraus die hundert grausigen Geschichten, deren Echo diese Mauern gewesen sein mußten. — Hier oben aber herrschte nur ein bösartiger, schneidender Wind, und das ist mit Ausnahme der Aussicht, mit welcher die Thürme nichts zu schaffen haben, Alles, was ich von ihnen nachzusagen weiß, wenn nicht noch, daß in einem derselben ein Muschelkram aufgestellt ist, in dem man für viel Geld eine Muschel kauft, da man nicht umsonst dem Sohne des Hauses die Mühe gemacht haben will, uns auf den Thurm hinauf begleitet zu haben. —

Auch hier versuchte es Franz I. seine Glorie geltend zu machen. Von hier aus wollte er seine Flotte, die bestimmt war, la grande armée du grand roi nach England zu bringen, übersehen. Man hatte ihm zu dem Ende hier einen Triumphbogen aus Blumen und Laubwerk gebaut. Aber er war nicht glücklicher hier als sonst, und die Kugeln der feindlichen Flotte zwangen ihn, gnä-

sehen sind. Die Geschichte ist die bekannte Cölner Historia, wo der Küster einer todten und begrabenen Frau den Finger abschneidet, des goldenen Ringes wegen, der an demselben steckte, und so dieselbe in ihrem Todesschlafe störte. Damals müßte denn wohl das Grundwasser noch nicht vorhanden gewesen sein. Doch ein Wunder; stößt sich das an solche Kleinigkeiten? — In Cöln hat sie noch einige Zusätze. Der Herr Ehegemahl, ungläubig, daß seine Frau wieder da sei, antwortet, als diese an die Hausthüre klopfte: „das ist so wenig möglich, als daß meine Pferde auf den Speicher gehen und zum Fenster hinausschauen." Und da denn doch das Unmögliche möglich wurde, ließ er seine Pferde aus Holz aushauen, und stellte sie an's Fenster, um das Wunder vollständig zu machen. Hier in Havre ist die Sache etwas prosaischer, und nicht halb so schrecklich, denn die hölzernen Pferde, die zum Wahrzeichen viele hundert Jahre am Fenster standen, fehlen gänzlich.

Mit dieser Geschichte und dem beginnenden Regen langte ich von meinem Ausfluge wieder in Havre an. —

Graville. Ingouville.

Havre, — April 1837.

Einer der interessantesten Ausflüge von Havre ist der nach Graville. Es führen mehrere Wege hin; der Eine geht den Canal von Havre nach Harfleur entlang, der Andere führt durch die route neuve, eine neue, erst vor ein paar Jahren entstandene Straße, die Havre mit den letzten Häusern von Ingouville verbindet.

Wie sehr Havre von Tag zu Tag zunimmt, wird schon dadurch klar, daß das Terrain links und rechts an dieser neuen Straße in Zeit von 10 Jahren um 300 % gestiegen ist, und den Ankäufer desselben aus einem bemittelten Manne zu einem sehr reichen gemacht hat. Eine Menge neuer Gebäude, die in der letzten Zeit hier entstanden sind, beweisen, daß die Festungswerke nicht Allen, die in der Stadt zu thun haben, in derselben zu wohnen erlauben.

Von diesem Wege aus führt die Pariser Landstraße nach Graville. Das Dorf, von dem ein Theil der Gelehrten behauptet, daß es die berühmte, verloren gegangene Stadt Catoeorium, das in dem Wegweiser der Antonie vorkommt, sei, wird von Andern für eine alte Geraldi Villa gehalten. Sie mögen darüber streiten. Die Sache ist von höchster Wichtigkeit.

Die ersten Normannen, die in Frankreich landeten, zerstörten das Dorf. Da aber seine Lage am Ausflusse der Seine für Seeräuber vortheilhaft war, so entstand bald an der Stelle des Dorfes eine befestigte Burg, die von da an den Rückzug der tiefer in's Land eindringenden Normannen deckte. Später gehörte diese Burg eignen Grafen von Graville, die die ganze Umgegend als Feudalherren besaßen, und die als solche eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte der Normandie spielen. Dann ging die Burg an die Geistlichkeit über, die aus derselben eine Abtei machte, bis endlich die Revolution kam, und Burg und Kloster zerstörte, und den Boden den Bauern zur Befruchtung, den Rest der Klostergebäude dem Maire zur Verwaltung der Gemeinde gab.

Das ist beiläufig die Geschichte des Ortes; sie ist ungefähr die Frankreichs und Europa's; denn man kann eben wie an dem Insekte die Lebensthätigkeit des Thieres überhaupt, an jedem Steine, dessen Geschichte aufbewahrt

worden, die der ganzen Welt verfolgen. Doch wollte ich nicht gerade diese natur- und geschichtsphilosophische Lehren hier vortragen. Ich habe ganz anderes zu thun und mich einer reizenden Aussicht, einer schönen Natur zu freuen, gegen die alle Philosophie kalt, kahl und nackt ist.

Vor uns öffnet sich das Bett der Seine mehrere Meilen groß. Harfleur und die Berge hinter demselben bis gegen Guillebeuf zu, begränzen die Aussicht. Zu unsern Füßen liegt die üppigste Vegetation in dem schönen Thale, das die Erde der Seine und dem Meere abgerungen hat; links Havre in der Ecke dieses Thales auf einer Landzunge, und endlich hinter Havre das Meer. Der Stadt eilen die aus allen Weltgegenden kommenden Schiffe zu, und in den Bassins überragen die Masten die paar Kirchen, die sich in Demuth, der Oberherrschaft des Handels hier huldigend, vor ihnen beugen. In dem Thale selbst regt sich der wackere Ackersmann, und pflügt sein Feld; hinter uns im Berge hallt die Axt des Holzhauers wieder; und von der Seine und dem Meere her winken uns die dunkelgrauen Segel der Fischer entgegen. Alles Erregende, alles Belebende der menschlichen Gesellschaft ist auf diesem kleinen Raume von ein paar Meilen vertreten, und die Phantasie hat Spielraum genug, hier das Leben von allen Seiten zu betrachten.

Die Geschichte hat ein paar Ereignisse aufbewahrt, die — wenn nicht schon ein einziger Blick in diese Gegend hinein es ahnen, eine Untersuchung des Bodens nicht mehr bezweifeln ließen — beweisen, daß die Mauern des Schlosses von Graville, das jetzt in der Mitte des Berges liegen würde, wenn es nicht durch die eine so schöne Aussicht gewährende Terrasse ersetzt worden wäre, vor etwa einem Jahrtausend noch von den Fluthen des Meeres und der Seine bespühlt wurden. In den Mauern des alten Schlosses sah man noch vor kaum hundert Jahren die großen eisernen Ringe, an welchen die Schiffe befestigt wurden. Dann aber sagt die Geschichte ebenfalls, daß die Normannen ihre Schiffe in den Gräben oder dem Hafen von Graville überwintern ließen, und daß zur Zeit Lothars, des Sohnes Ludwig des Gutmüthigen, die Schiffe der Normannen sich in denselben sammelten, als er diese gegen Ludwig von Baiern und Carl den Kahlen zu Hülfe rief. Im Jahre 1525 versuchte es das Meer noch einmal, der Erde wieder zu entreißen, was sie nach und nach errungen hatte, drang im Sturme bis zu den Mauern des Schlosses vor, und schleuderte acht und zwanzig Fischerschiffe in diese Graben, um so gegen den neuen Besitzergreifer zu protestiren. Aber es ging dieser Protestation wie der der deutschen Deputirten. Als der Sturm vorbei war, behielt die Erde ihr usurpirtes Recht, und zwi-

schen Graville und der Seine liegt jetzt eine ein paar Stunden breite üppige Ebene, und zwischen Graville und dem Meere die Stadt Havre und der Flecken Ingouville. Was das Meer daher an dem Felsen der Heve abreißt, weiß die Erde hier wieder doppelt und dreifach zu gewinnen. Ich überlasse es abermals den Gelehrten, über die Ursache dieser Erscheinung zu streiten, und begnüge mich mit dem Gedanken, daß zu meinen Füßen, wo vor Zeiten der Fischer sein Netz auswarf, jetzt der Ackerer den Samen in die Erde legt.

Die Kirche von Graville ist sehr alt und mag für Baukünstler von Interesse sein. Sie ist eben hundert andern, die ich hier oder dort gesehen habe, wenn auch nicht wie ein Ei dem andern, doch wie ein Huhn dem andern ähnlich. Ich entsinne mich in derselben nur Eines gesehen und gehört zu haben, das mir des Redens werth scheint, und vor dem der Himmel jedes musikalische Ohr bewahren möge. Eines Sonntags hatte mich das schöne Wetter hinausgetrieben, und ich pilgerte zur Terrasse von Graville hin, um mich der Aussicht zu freuen. Ziemlich ermattet von meiner kleinen Reise kam ich hier an, und nachdem ich auf der Terrasse mein Sonntagsgebet zu Ehren des Gottes, der so schön in Blumen, Bäumen, Bergen, Flüssen und Meeren predigt, verrichtet hatte, ließ ich mich verleiten, in die Kirche zu gehen, um hier auf einem der zu mie-

thenden Stühle auszuruhen. Es war irgend ein Fest-
tag. Die Kirche war gedrängt voll. Bald begann der
Abendgottesdienst, und mit ihm eine wahre Höllenqual
der Ohren, die mich bald meine Müdigkeit vergessen
machte, und wieder in's Freie hinaustrieb. Die wenig-
sten Kirchen haben in Frankreich eine Orgel, und diese
ist dann meist durch sogenannte Serpents, Schlangen,
einer Art von brüllender Löwen, die nach einer armen
Seele schnappen, ersetzt. Des Festes wegen hatte man
eine zweite benachbarte Schlange zu Hülfe gerufen.
Beide begannen, nachdem der Priester an den Altar ge-
treten war, sogleich mit leidslos ihr Unwesen. Und nicht
genug an dem natürlichen Hundegeheul und Löwenge-
brülle dieser Hölleninstrumente, war die eine stets um ei-
nen halben Ton tiefer oder höher als die Andere. Und
in dieses Gegrehle hinein kreischten und ächzten die Stim-
men von ein paar hundert Weibern und einem halben
Dutzend gewaltiger Bierbasse. Ich habe den Wind in
den Schiffstauen heulen gehört, ich hörte einst in Paris
die empörte Volksmasse ihrer Wuth durch Rufen und
Pfeifen Luft machen; aber hier betete man zum Him-
mel, hier sang man dem lieben Herrgotte ein Loblied-
chen, daß ich, was ich früher Schauerliches und Schreck-
liches gehört hatte, für einen wahren Ohrenschmaus hal-
ten mußte. Mir wurde angst und bange, und ich eilte

nach den ersten Minuten aus der Kirche hinaus, um diesem Jammer zu entgehen. — Und das muß der liebe Herrgott im Himmel nolens volens mit anhören! —

Man erklärt sich den volksthümlichen Kunstsinn der Griechen durch die Menge der Kunstwerke, die sie auf Schritt und Tritt zu betrachten Gelegenheit hatten. Wenn man nur einmal in einer französischen Dorfkirche gewesen ist, so braucht man wahrlich nicht mehr nach der Ursache zu fragen, warum die Franzosen das gesangloseste oder musikalisch-geschmackloseste Volk sind. Wenn sie bei solcher Musik ein musikalisches Ohr bekämen, so verzweifelte ich an der Moralität nicht, wenn selbst der Teufel den Kindern Sittenlehren gäbe.

Aber Eines wurde mir klar. Das Volk glaubt, daß vor Zeiten ein wunderthuendes Heiligenbild in dieser Kirche die Macht gehabt habe, die tauben Seeleute, deren Gehör in den Stürmen auf dem Meere oder beim Donner der Kanonen gelitten hatte, wieder hörend zu machen; und ich zweifle nicht einen Augenblick an dem Wunder, wenn in der Hahnemannischen Theorie auch nur ein Wort wahr ist. Aber die Hörenden möge der Himmel vor diesem Gegengifte gegen die Taubheit bewahren.

Hinter der Kirche, in dem Hofe der Mairie, sieht man die in den Fels gehauenen Keller der Mönche, die frü-

her unter den Rittern von Graville Gefängnisse gewesen sein sollen. Auch mit dieser geistigen und geistlichen Reform bin ich einverstanden, und ich lobe mir die braven Mönche, ihre Keller und ihren Wein. Sie führten ein lustiges Leben, die guten Herrn Brüder. Es waren ihrer im vorigen Jahrhundert nur fünf bis sechs im Kloster, das eine reine Revenüe von 40,000 Fr. hatte. Der Bruder Peter Legardin war einer der ältesten, und doch einer der lustigsten und rüstigsten. Ein Priester aus der Nachbarschaft schrieb ihm und frug ihn, durch welches Wunder er sich in seinem hohen Alter so frisch erhalte? Das folgende Brieflein war die Antwort: „Mein theurer Bruder! Ich bin heute 104 Jahre alt, und schreibe Ihnen beim Scheine meiner Lampe. Ich habe ehrlich gelebt, und empfehle Ihnen, die Diät zu befolgen, die ich in Ihrem Alter — (der Fragesteller war 80 Jahre alt) — angenommen habe. Fügen Sie jeden Tag zu Ihrem Gewöhnlichen eine Flasche guten Weines, und Gott wird Sie, der Sie Ihrer Heerde so nützlich sind, erhalten. Das ist, mein theurer Julis, der innige Wunsch Ihres Bruders Pierre Legardin.“ Probatum est. —

Durch den Kirchhof führt ein enger, steiler Weg zwischen grünen Hecken höher in den Berg hinauf, bis man zu einem zweiten Wege gelangt, der auf einer Art Hochebene bis zur Côte von Ingouville geht. Dieser Weg ist

eine Zeitlang so schön als möglich. An beiden Seiten grüne Hecken und Obstbäume, die sich über uns zu Laubgängen wölben. Von Zeit zu Zeit öffnen sich diese Hecken und erlauben dann eine Aussicht in das schöne Thal der Seine oder auf's Meer. Hier sieht man die byzantinisch-gothische Kirche von Graville, ein gothisches Kreuz vor derselben, den Friedhof ringsum im Vordergrunde und hinter ihr das Thal, die Seine und die Berge; dort eine kleine mit Stroh gedeckte Bauernhütte, und wieder im Hintergrunde das Thal, die Seine, die Berge, Havre und das Meer. Und so auf Schritt und Tritt eine andere Aussicht, immer schön und immer neu, und stets abwechselnd mit der Ruhe des Halbdunkels, in das uns der schattige Weg versteckt. Endlich öffnet sich dieser Baumgang, und wir sehen dann bald rechts die etwas eintönige Hochebene vor uns, und links eine lange Mauer, die die Gärten und Sommerhäuser schützt, und jede Aussicht in das Thal versperrt, bis wir an eine Stelle kommen, wo ein Gitter den Blick in eine den Berg hinabziehende Allee öffnet, und wir am Ende dieser Allee das enge eingerammte Bild der Seine und des Thales sehen.

Endlich gelangt man an die höchstgelegenen Häuser von Ingouville. Die reichern Kaufleute der reichen Handelsstadt haben hier eine Menge Palläste hingebaut, in denen sie im Sommer nach des Tages Mühen ausruhen.

Viele Engländer bewohnen diejenigen, welche ihre Eigenthümer vermiethen wollen, um so selbst aus ihren Lustsitzen Geld zu ziehen. Beinahe der ganze obere Theil von Ingouville besteht aus solchen Sommerwohnungen, und es würde schwer sein, schönere und schöner gelegene zu finden. Aus jedem Fenster bieten sie, da der Berg ziemlich steil ist, Aussichten auf Thal und Berg, Fluß und Meer, Stadt und Dorf dar. Am Ende der Straße aber, die an diesen Sommersitzen auf der Kuppe des Berges vorbeiläuft, öffnet sich noch einmal ein ganz freier Blick auf's Meer, die Stadt, die Seine und die jenseitigen gebirgigen Ufer derselben, was dann, wie schön Alles vorhergesehen auch war, wieder neu, wieder erhebend vor uns tritt. Unter dichtbelaubten, bis zu unserm Haupte sich niedersenkenden Bäumen stehen hier Bänke zum Ausruhen; und ich habe manchen Abend ihrer Einladung Folge geleistet, und den ungestörten Blick hinaus in die Weite, und die Phantasie mit den auslaufenden Schiffen auf Reisen in die Meere, in andere Weltgegenden geschickt. Ein Frühlingsmorgen, ein Sommerabend hier ist ein Genuß, an dem man ein Lebenlang zehren kann, wenn man Phantasie genug hat, das schöne Bild wieder zu schaffen.

Es ist Gebrauch in Havre, daß man, wenn man nur etwa kann, vom ersten bis zum letzten Mai jeden

Morgen früh um 5 Uhr auf die Côte d'Ingouville geht, um ein Milchfrühstück einzunehmen. Es soll die Maimilch sehr gesund sein. Und ich lobe mir den geschickten Doctor, der sie zuerst vorgeschrieben hat. Er hat seinen Havrer Herrn Collegen einen furchtbaren Strich durch die Rechnung gemacht, und eine ganze Apotheke ist nicht im Stande wieder zu verderben, was eine solche Morgenpromenade und die schöne Aussicht, und die frische Milch gut gemacht haben. Und während ich diese Kur mit der größten Genauigkeit brauchte, that mir im Herzen nichts so leid, als daß nicht alle Tage ein Sonntag war; denn an diesem war hier ein Leben, eine Lust, ein Durcheinanderlaufen, Hüpfen und Springen des Volkes, daß die ganze medicinische Facultät von Heidelberg, Göttingen, Paris und Montpellier darob vor Freude hätte verzweifeln können, wenn sie unter diese Kurgäste gerathen wäre. An Werktagen ging's Etwas kurartiger zu, doch auch dann sah ich mitunter, daß die Krankheit nur im Herzen saß, und daß die weiblichen Gäste in den Andern oft einen Doctor fanden, der durch ein Recept, das sich auf den Flügeln des Augenblinzelns weiter trug, ein Mittelchen, radical gegen dergleichen, verschrieb, und Balsam in die Wunde goß. Es ist eine Lust, solche Kranken und solche Kuren!

Auf dem Heimwege kam ich durch Ingouville, das

eine Art Vorstadt von Havre, von diesem nur durch die Festungswerke getrennt, ist, und sicher über kurz oder lang mit der Stadt selbst vereinigt werden wird. Ingouville soll ebenfalls früher ein Fischerdorf gewesen seyn, und jetzt liegt auch zwischen ihm und dem Meere Havre und seine nächste Umgebung. Der Flecken besteht gegenwärtig meist aus neuen Häusern, und keines verräth, daß einst an dieser Stelle die ärmlichen Hütten von Fischern standen. Die Geschichte von Ingouville ist ohne Bedeutung, und nur von dem Hospital läßt sich Einiges erzählen. Dasselbe stand früher unter der Botmäßigkeit des Erzbischofes von Rouen, und derselbe machte Opposition gegen die Militairgewalt in Havre. Das christliche Mitleiden des Prälaten hatte nichts dagegen, wenn die kranken Soldaten ohne Pflege starben, und verbot, dieselben in das Hospital aufzunehmen. Der Militaircommandant aber verstand die Sache schlimm, und befahl eines frühen Morgens seinen Grenadieren, das Hospital zu belagern. Es wurde durch Capitulation eingenommen, und die Grenadiere besetzten die Säle, in die sie ihre leidenden Kameraden brachten, und mit dem Bajonette, wenn diese damals schon Mode waren, die Herrn mitleidigen Brüder zum Dienste der Kranken antrieben. Die Geschichte ist ein immerwährender Widerspruch, ein Mißton, dessen Auflösung nur der findet, der diese Miß-

töne in ein Ganzes zu sammeln weiß. Dieser aber sieht, wie die Flinte und das Bajonnet selbst der Menschheit dienen müssen, wenn die, die zu ihrem Dienste berufen, ihre Pflicht vergessen. Der Unsinn ist die beste Propaganda der Wahrheit.

„Der Herr vergebe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun, sie wissen nicht, daß sie — Alle, die dem Unsinne huldigen — die Prediger des Rechts und der Wahrheit sind;“ wurde heute mein Abendgebet, und der Herr wird's erhören!

Harfleur. Orcher.

Havre, — 1837.

Ich hatte versprochen nach Orcher zu kommen, wo heute (St. Anna-Tag) Antoin mit seinen Freunden und Verwandten das Tischlerfest feierte. Da ich Morgens in der Stadt zu thun hatte, so konnte ich erst Nachmittags nachkommen. Eine Art Omnibus brachte mich bis Harfleur, wo ich im Vorbeigehen die in früherer Zeit berühmte und bedeutende Handelsstadt besehen konnte. Eigentlich giebt es dort kaum Etwas zu sehen, außer der Kirche und einer Zuckerfabrik, und da die erste, obgleich sehr schön und keck, sehr vielen Kirchen in der Normandie und in Deutschland ähnlich sieht, die letzte allen Zuckerfabriken, wie ein Ei dem andern gleicht; so konnte ich, ohne zu befürchten, unser Fest zu versäumen, meinen Vorsatz ausführen. Ein Vers Casimir Delavigny's ist alles Merkwürdige, was ich von der Kirche weiß:

Le clocher de Harfleur debout pour vous apprendre,
Que l'Anglais l' a bati mais n' a pu le defendre.

Warum er, der Engländer, ihn nicht vertheidigen konnte, lehrt uns die Geschichte von Harfleur. Die Normannen, die einst die Engländer besiegt hatten, wollten nicht von diesen, selbst nachdem sie halbwegs Normannen geworden waren, besiegt und noch weniger beherrscht sein. Und ein Volk braucht eben nur zu wollen, und es geschieht. Heinrich V. von England hatte Harfleur und einen großen Theil der Normandie erobert, und auf eine Zeitlang unterjocht. Der Widerstand, den sein überlegenes Heer vor Harfleur, das sich erst ergab, nachdem es bis auf den letzten Mundbissen herabgekommen war, fand, hatte den Zorn des Königs erregt, und so nahm dieser 1600 Familien, und führte sie nach Calais ab, wo sie eingeschifft worden sein sollen, nachdem sie vorher ihr Vermögen in die Hand des Siegers geliefert hatten, um dadurch ihre Freiheit zu erkaufen. Dann ließ Heinrich V. die Privilegien der Stadt auf offenem Markte verbrennen, und erließ ein Gesetz, wonach kein Bewohner von Harfleur ein Haus in der Stadt eigenthümlich besitzen oder erben könne, und nur in England Gebornen dies Recht zustand. Das waren

freilich ganz vortreffliche Mittel, den Haß gegen England in Harfleur und in der Normandie zu verewigen. Zwanzig Jahre lang mußten die Harfleurer diese Tyrannei ertragen. Sie hofften auf Frankreichs König und hofften vergebens, bis sie endlich zu dem Entschlusse kamen, sich selbst Recht zu verschaffen. Hundert und vier Bürger von Harfleur verschworen sich mit den Bewohnern der Umgegend, den Bauern des pays de Caux, wie früher ein Theil des Departements der untern Seine hieß. Diese 104 Männer fielen eines Morgens über die Wächter an den Thoren her, öffneten diese, und vertrieben diejenigen der Besatzung, die das Glück hatten, ihrem ersten Zorne nicht anheimzufallen. Fünf Jahre später, 1436, nahmen zwar die Engländer noch einmal durch ein überlegenes Heer die Stadt ein, konnten sich aber nur kurze Zeit halten, und mußten dann für immer das Land verlassen.

Zu Ehren jener 104 Tapfern wurden bis zur Zeit der Revolution jeden Morgen bei Sonnenaufgang 104 Glockenschläge in Harfleur geläutet, und es ist mir nicht recht klar geworden, was die Revolution dagegen haben konnte, um diesen ehrwürdigen Gebrauch abzuschaffen. —

Harfleur war schon früher, 1346, einmal vorübergehend von den Engländern erobert worden, und zwar gerade als die Harfleurer eine neue Flotte ausrüsteten, um

sie gegen die Engländer zu führen. Die Harfleurer Seeleute nahmen bald eine ernste Rache, und zerstörten 1382 und später 1410 zum zweitenmale die englische Flotte. Endlich liehen sie ihre Schiffe an Richemont, später Heinrich VII., als dieser von hier aus mit 2000 Soldaten nach England segelte, um sich eine Krone zu erobern. Ueberhaupt waren die Harfleurer sehr gute Seeleute, und außer ihren Siegen bewiesen sie dies ebenfalls durch ihre großen Reisen und Entdeckungen. Ein Harfleurer, Gonneville, entdeckte 1503 einen Theil der australischen Inseln.

Schon aus alle dem geht hervor, wie bedeutend einst die Stadt war. Sie war das frühere Havre von Frankreich, und Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer kamen hieher, um ihre Waaren in Frankreich einzuführen. Die vielen Kriege selbst konnten den blühenden Zustand der Stadt nicht zerstören. Ein gewaltigerer Feind aber stellte sich ihr gegenüber, und hieß das Meer zurücktreten, so daß ihre Häfen nicht mehr zugänglich waren. Eine Zeitlang landeten die Schiffe für Harfleur im Hafen von Heure, zwischen hier und Havre. Aber als die letztere Stadt gebaut war, mußte Harfleur nach und nach zu dem Zustande herabsinken, in dem es jetzt fort vegetirt. Die lebendige Stadt wurde öde, die Magazine verschwanden, und die Bewohner wanderten aus. Dieselbe

Stadt, von der einst die Engländer 1600 Familien wegführen konnten, deren Hafen einst le souverain porte de Normandie hieß, hat jetzt kaum 1600 Einwohner, und an die Stelle des reichen Kaufmannsstandes ist zwar nicht gerade Armuth, denn diese ist in der ganzen Normandie, mit Ausnahme in den ehemaligen geistlichen Besitzungen, selten, sondern nur bescheidener, arbeitrüstiger Mittelstand getreten, der noch jetzt im Stande wäre, seinem Könige oder sonst Jemandem, den er feiern wollte, ein eben so splendides Fest zu geben, als vor Zeiten die reichen Harfleurer Kaufleute dem Könige Franz I. *)

*) Ich habe den Küchenzettel in einem kleinen Werkchen: Antiquités de la ville de Harfleur. Havre 1799. S. 78 gefunden, und glaube, daß er in mehr als einer Beziehung nicht ohne Interesse ist. Hier die Rechnung:

Grand repas à l'hotel de ville à l'arrivée de Francois I.

Pour 16 douzaines de pain à 2 sous le douz.	1 Fr.	12 S.
Pour perdrix, Conmards, Videcoqs Plouviers, Lapins, Chapons et d'autres sauvagins	7 —	14 —
Deux moutons à 16 sous piéce . .	1 —	12 —
4 gigots de Mouton a 2 Sous 6 den. piéce	— —	10 —
6 tartes a 3 Sous	— —	18 —
8 livres de lard à larder a 2 Sous	— —	16 —
1 douzain de verres à pied . .	— —	9 —
Latus	13 Fr.	11 S.

Der Weg von Harfleur nach Orcher führt allmählig den Berg hinauf, und bietet stets eine schöne Aussicht in das Seine-Thal und nach Harfleur dar. Endlich kommt man auf der Spitze des Berges an, und befindet sich dann in einem Dorfe von Wirthshäusern am Anfange des Parkes, der zum Schlosse führt.

Das Schloß selbst ist neu, wenn auch von alterthümlichem, grauem Ansehen. Das frühere Schloß gehörte der Familie d'Anqueville, dann den Grafen von Graville. Das jetzige gehört der Tochter des Marquis de Nagu, Madame de Mortemart. Es ist das Schloß weder durch seine Bauart, noch durch seine Geschichte merkwürdig. Aber wenn der Geschichtsforscher und der Antiquar an demselben kalt vorübergehen, so rathe ich dagegen jedem Freunde der Natur, jedem lebensfrohen Menschenkinde, das in die Gegend von Havre kommt, nicht zu versäumen, am nächsten schönen Sonntage hieher zu pilgern. Rechts vom Schlosse ist eine mehrere

---

Transport	13 Fr.	11 S.	
47 Gallons de vin a 2 Sous 6 deniers le pôt	14 —	5 —	
1 Ponchon de vin claret d'orleans	8 —	— —	
Depens au Fourrier	8 —	— —	
Aux laquais du Seigneur Roi . .	6 —	— —	
Total.	49 Fr.	16 S.	

spät gekommen, das Eisenmännchen zu machen. Wir waren für Heute die Herrn und Meister des Schlosses und des Parkes, und erlaubten den Uebrigen, ungestört uns zuzusehen oder ihre eignen Spiele zu spielen. — Jetzt jubelte eine Schaar junger Leute im Tanze vorbei. Dann hallte ein Freudenruf aus den Gebüschen des Parkes zu uns herüber, dem das frohe Lachen und Kichern der Kinder, die dort eine stattliche Krämerfamilie mit aller nöthigen Gravität spazieren führte, antwortete. Und wir selbst, wir wurden wieder Kinder, und ich glaubte ein paar Mal gar die Stimme des braven Lehrers zu hören, der uns so oft bei diesem Spiele überraschte, und uns mit seinem Knotenstrick aus dem Kirchhofe des h. Andreas zu Cöln, unserm Paradiese, wie vor Zeiten der Engel mit dem Flammenschwerdte den alten Adam aus dem seinigen, heraustrieb, obgleich wir noch nicht in den Apfel gebissen hatten, und nur der Erbsünde wegen die Ruthe küssen mußten.

Aber ich fühlte bald, daß ich das Spiel verlernt hatte. Sonst wäre mir ein Tag nicht zu lang gewesen, um dasselbe vom Morgen bis zum Abende fortzutreiben; heute hatte mir eine halbe Stunde die Lunge gar erbärmlich zugerichtet, und ich war froh, daß endlich die Alten — denn auch diese, ein Großpapa von 71 Jahren und seine theure Hälfte, die seit 40 Jahren Hand

in Hand mit ihm die Welt durchzog, hatten ihre grauen Haare und ihre Enkel vergessen, und spielten mit als ob sie nicht eine Stunde älter seien als diese — eine Pause verlangten.

Wir lägerten uns im Kreise und in bunter Reihe in's Gras, und verplauderten und verlachten die nächste Stunde, bis es Zeit zum Essen war. In dem Wirthshause, wo wir speisten, herrschte das bunteste Leben. Aus den Fenstern des Zimmers, das unsere Freunde in Beschlag genommen hatten, konnten wir den ganzen Hof, auf dem die frohen Gäste durcheinander wimmelten, übersehen. An der einen Seite desselben war eine Art Remise angebracht, wo Tisch an Tisch stand, und um jeden derselben eine frohe Gesellschaft; hier eine Familie, Vater, Großvater, Mutter, Kinder und Enkeln; dort ein paar Matrosen mit ihren Weibern und Maitressen; dann wieder eine Tafel, an der Soldaten, und hier wieder eine, an der Arbeiter saßen. Der ganze große Hofraum hatte kaum ein Fleckchen, auf dem nicht ein Tisch, ein Stuhl oder eine Bank standen, und doch schien nicht Platz genug für Alle, die zuströmten, zu sein. Ganz nahe an unserm Fenster war eine Gesellschaft, von der heimathliche Töne zu mir herüberdrangen. Es waren deutsche Commis, die den Handel vergaßen, um Commerslieder zu singen. Ich hatte schon anderswo be-

merkt, daß, seit die Studenten keine Studenten mehr sind, sondern Studirende, das tolle Blut, das sich sonst bei ihnen austobte, sich sonst wo einen Ausbruch sucht, und in die jungen Leute aller Klassen gefahren ist. Die Studentenfreude und Freiheit war früher ein Privilegium; sie scheint, nachdem das Privilegium aufgehoben, Gemeingut werden zu wollen. Der Himmel segne ihre Studien! So könnte mit der Zeit das deutsche Philisterthum noch burschikos werden, und das wäre am Ende eine gar nicht zu verachtende Sache. Es ist allbekannt, daß oft, wenn man eine Wunde zuheilt, und stets wenn man eine Quelle verstopft, sich der Krankheitsstoff und das Wasser nach allen Seiten hin einen Ausgang zu verschaffen suchen. Stopft nur zu, ihr lieben Leutchen!

Bei Tische ging es zu, wie's eben bei Tische zugeht. Es wurde gegessen, getrunken, erst wenig gesprochen, dann mehr; hier und dort ein guter Witz und herzliches Lachen, endlich beim Dessert ein paar frohe Lieder, und zwar welche von Berenger, der in der Normandie vielleicht populärer ist, als sonst wo in Frankreich. Nach Tische gingen wir wieder in den Park, wo, nach einem kleinen Spaziergange, abermals ein Spiel eingerichtet wurde. Als ich den Namen hörte Courir à la barre, wunderte ich mich schon über diesen, und sah bald, daß es nichts anders war, als unser Barrlaufen zur Zeit der Turnerei.

Ich will mich anheischig machen, mit dem Namen dieses Spieles den Franzosen selbst ihre Barrièren in Paris streitig zu machen. Barre, Barree ist wohl ziemlich sicher ein ächtdeutsches Wort, und la barre ist eben nichts anders als ein Barren, Balken zur Bezeichnung der Gränze. Das Barrlaufen ist in die Normandie wohl mit den nordischen Einwanderern gekommen; daß Jahn es nicht aus Frankreich geholt und in Deutschland eingeführt, wird man mir auf's Wort glauben. Die Erinnerungen aus der Turnerzeit, die das Spiel in mir erregte, stimmten mich noch froher als das Eisenmännchen, denn sie riefen mir meine ersten Heldenthaten in's Gedächtniß zurück, bei denen ich diesen oder jenen Feind, — der aus der jenseitigen Barriere herausgetreten war, und ihn einholte, ehe er dieselbe wieder erreicht, oder ein anderer nach mir Ausgelaufener mich aufgehalten hatte, — besiegte, und als Gefangenen im Triumphe in unser Lager führte; und wer liebt nicht, an seine ersten Heldenthaten zu denken. Nur hatte die Sache auch wieder eine wehmüthige Seite, denn ich lernte auch hierbei wieder bald einsehen, daß ich seit der Zeit nicht gerade Fortschritte in der Gelenkigkeit gemacht hatte. Der Abend fand uns bei diesem Spiele und erst die untergehende Sonne rief uns auf die Terrasse, um von hier aus die Schlaglichter, die sie auf die Seine warf, zu bewundern. Ein feiner Nebel lag auf

dem Flusse und dem jenseitigen Ufer, und wurde für sie zu einem luftigen Goldschleier, der die Schönheit nicht deckte oder verbarg, sondern, wie beim Weibe, die Reize nur hob. Aber wozu es beschreiben, wenn ich auch könnte?

Paarweise, denn die Spiele hatten die Einzelnen sich näher geführt, zogen wir endlich wieder dem Wirthshause zu. Im Parke regte sich noch hier und dort die frühere Lust; doch wurde er, als der Mond ihn endlich beleuchtete, immer stiller und feierlicher. In dem Hofe des Wirthshauses hatte auch bereits die Menge sich vermindert, und nur die Nachzügler des Festes waren noch da. Das sind aber gewöhnlich die lustigsten Gäste, die keine Disciplin und keinen Befehl kennen. Ein alter, lahmer Spielmann, mit einer kreischenden Fiedel, der er nur gräßlich falsche Töne abzunöthigen wußte, stand in der Ecke des Hofes auf einer Tonne, und spielte seine Quadrillen und mitunter einen Walzer auf. Die Matrosen und die Bauernbursche aus der Umgegend tanzten mit ihren Mädchen; aber die Tänzer waren nicht gerade die tollsten Marodeurs des Festtagheeres. Der französische Tanz ist zwar graziöser, aber auch kälter als der deutsche Walzer, und nur in Paris sieht man denselben mitunter durch einen unnatürlichen Zusatz mehr Feuer gewinnen. Ein Theil unserer Gesellschaft bildete in einer andern Ecke des Hofes eine Quadrille und tanzte mit nach der Fiedel des tapfern

Spielmannes, bis endlich wieder die Alten zum Aufbruche bliesen, und wir in einem Omnibus unter Scherz und Jubel und Neckereien nach Havre zurückfuhren, wo wir endlich gegen Mitternacht ankamen. —

Montivilliers.

Havre, — 1837.

Monasterium villare ist der lateinische Name dieses zwei Stunden von Havre an der Lezarde liegenden Städtchens. Es war da bis zur Revolution ein Kloster, ein Frauenkloster und zwar eine königliche Abtei. Ich brauche darnach nicht mehr zu sagen, daß die Umgegend reizend schön ist. Die Lezarde windet sich in einem üppigen Thale zwischen sanftaufsteigenden Hügeln hin, in denen Sommerhäuser und reiche Pachthöfe zerstreut liegen und aus den sie stets umgebenden Buschwerken und Alleen in das Thal hinabschauen. Nach welcher Seite von Montivilliers aus man in diese Berge hineinsteigt, überall bietet sich die schönste Aussicht dar. Die Stadt selbst mit ihrer gothisch-byzantinischen Kirche, mit ihren in Ruinen zerfallenen Stadtmauern und Thürmen ist meist der Mit-

telpunkt der stets malerischen Aussicht, wo sich dann das Thälchen, die Lezarde, die Wiesen und Mühlen und endlich die Berge mit ihren Lusthäusern und Pachthöfen zum belebtesten Hintergrunde bilden. An einzelnen Stellen wird die Aussicht großartiger, wenn sie dem Blicke erlaubt, in die Weite zu schweifen und die Seine und die jenseitigen Ufer derselben sich vor uns enthüllen. An der ferme aux mures, eine Viertelstunde von Montivilliers aber ist eine Stelle, wo man hinter einer hohen Buchenallee eine doppelte Aussicht genießt. Rechts neben dieser Allee sieht man ein weit geöffnetes Thal, terrassenartig zu beiden Seiten aufsteigend, von dem kleinen Flusse belebt, von Baumgängen aller Art in jeder Richtung durchschnitten, mit üppigen Wiesen und Fruchtfeldern besäet und von Harfleur und dem schlanken strebenden Thurme seiner Kirche im ersten Plane begränzt. Hinter diesem großen Vordergrunde aber bildet die Seine einen Gold- oder Silbersaum, je nachdem sie von der Sonne beleuchtet ist, und jenseits dieses durch die auf- und absegelnden und durch die Dampfschiffe belebten zweiten Planes sieht man die Schieferdächer von Honfleur in der Sonne schillern, hinter denen dann die Berge des Seineufers die Aussicht schließen. Der unendlichste Wechsel, Berge, Thal, der Fluß, die gothische Kirche, die beiden Städtchen, Wiesen, Baumgänge, Mühlen, Dörfer und Höfe

zeigen sich dem erstaunten Auge; aber All' das ist nur die eine Hälfte des Bildes. Nur zwei Schritte und an der andern Seite links neben der Buchenallee, unter der wir stehen, tritt ein neues, ein ganz anderes Schauspiel vor uns. Hier ist es nicht mehr die großartige Weiteaussicht, die uns in Erstaunen setzt, sondern das gemüthlichste Bildchen des Stilllebens, das uns in ganz andrer Art anlächelt. Montivilliers, rings von Bergen umgeben, ein Theil des reizenden Thales der Lezarde, die in den Wiesen spielend sich hin- und herschlängelt, rufen nur Gedanken des Ausruhens, des Friedens in uns auf, während an der andern Seite des Baumganges uns die Sehnsucht anregte, und uns in die Weite, in den Strudel des Lebens hinauszuziehen suchte. — Und über uns wölben sich die stolzen Buchen, und werden zum Rahmen der beiden Bilder, zum Tempel, aus dem wir zwischen den Stämmen wie aus seinen Fenstern hinaussehen, und uns des Festes freuen, das hier die Natur alle Tage feiert. Und in den Buchen sind die Chorsänger, die frohe Hymnen zu den Wolken schicken, als ob sie berufen, den Gott in ihrer Einfalt zu loben, während unser Wissen in Staunen vor der Schönheit der Natur verstummt. Mein Herz jubelte mit ihnen, aber ich könnte so wenig seine Sprache, als die der Vögel übersetzen, denn sie gehörte so wenig wie diese dem Leben des Bedürfnisses

an, und nur das Bedürfniß war unsere Lehrerin, als wir Menschlein die Sprache schufen.

Montivilliers ist der angenehmste Sommeraufenthalt, den man sich nur wünschen kann. Die Stadt selbst ist ganz ländlich, in der Hauptstraße fließt ein Bach des klarsten Brunnenwassers. Die Umgegend aber bietet alle Tage neue, schöne Ausflüge dar. Die Damen meines Freundes W. wohnten den Sommer über hier, und beinahe jeden Samstag gingen wir zusammen hinaus, und blieben bis zum Montag Morgen in Montivilliers. Sollte ich die schönen Stunden zählen und erzählen, die ich hier genossen, in dem Kreise einer lieben Familie, unter Freunden der schönen Natur und der Kunst, so müßte ich ein Buch darüber schreiben, und der Himmel soll mich davor bewahren. Nur am Kamine in langen Winterabenden, wenn ich dereinst wieder im Vaterlande bin, und die Meinigen um mich versammelt sind, will ich ihnen davon erzählen, wie in der Fremde ihr Bruder und Sohn, als er allein und verlassen stand, von diesen Edeln aufgenommen wurde, als ob er der Ihrige sei. —

Unser Weg nach Montivilliers führte uns oft über Rouèlles, ein kleines friedliches Dörfchen, in einem engen Thale. Ein Haupterwerbzweig dieses Dörfchens besteht darin, daß die Frauen die neugebornen Kinder der Stadt

zu sich nehmen, um sie zu nähren, und es ist nicht selten, daß eine Frau, außer ihrem eignen Kinde, noch zwei, selbst drei andere Kinder in Pflege nimmt. Der Zufall führte mich einst hieher in ein Bauernhaus, wo drei solcher Ammen zusammen waren, die nicht weniger als sieben Kinder säugten. Es ist sonst immer ein rührender Anblick, wenn man eine Mutter sieht, die ihr Kind mit ihrem eignen Blute nährt; aber hier zu sehen, daß dies Blut selbst feil sei, daß es Menschen giebt, die es verkaufen, und Andere, die es kaufen, flößte mir einen solchen Ekel ein, daß ich kaum abwarten konnte, bis derjenige, mit dem ich hieher gekommen war, sein Geschäft abgemacht hatte. Man nennt auch diesen Blutwucher einen Fortschritt der Civilisation; er ist ihr Krebsschaden.

Von Montivilliers aus machten wir mitunter Ausflüge nach Gournay, dem friedlichsten, stillsten Thale, das ich je gesehen. Hinter Gournay im Berge liegt eine Art Schloß le manoir St. Martin, von dem herab man eine Aussicht in ein enges, rings geschlossenes Thal hat, das wie von aller Welt abgeschnitten, gleich einer Zauberinsel mit seinem Flüßchen, seinen Bauernhöfen, seiner Mühle, den Wiesen, Fruchtfeldern und Gebüschen vor uns liegt. Und nur zwei Stunden von dieser Ruhe, von diesem nie gestörten Feiertage der Natur, das Meer mit seinen ent-

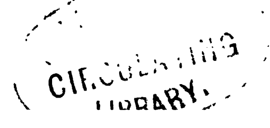
fesselten Stürmen, und die große Handelsstadt mit ihren gierigen Leidenschaften! Es ist als ob die Natur vorausgesehen, daß die Menschen sich hier in jener Stadt ein ganzes Leben durch abmühen würden, um ihrer Selbstsucht zu huldigen, und dann aus Mitleiden diese beruhigenden Thäler an ihren Weg gelegt, um sie am Abende des Lebens aufzunehmen und sie auf den Tod des Egoismus, der Ichsucht vorzubereiten.

Ein anderer greller Gegensatz zwischen Havre und Montivilliers und den umliegenden Dörfern zeigt sich noch darin, daß trotz der vielen Bäche hier kaum ein einziger Industriezweig ernstlich betrieben wird. Der Ackerbau ist in einem blühenden Zustande, und die Pächter sind meist sehr wohlhabend. Der Rest der Bevölkerung ist aber arm, oft bettelarm. In Montivilliers leben ganze Familien vom Betteln, und sie gehen Jahr aus Jahr ein aus einem Dorfe in's andere, um sich ihr tägliches Brot zu fordern. Ich habe es oft gefunden, daß wie man aus der Nähe eines Klosters auf eine schöne Gegend schließen kann, man ebenso dort meist eine größere Menge Bettler als anderswo findet. Montivilliers war einst ein so blühender Fabrikort, wie jetzt Bolbec, Elbeuf und Louviers. Je mehr aber das Ansehen der Abtei stieg, je reicher sie wurde, desto geringer wurde die Betriebsamkeit des Volkes, und lange vor der Revolution

war keine Spur mehr von dem ehemaligen Gewerbfleiße der Bewohner von Montivilliers zu finden. Die Masse lebte von dem Kloster, ein großer Theil seiner Bewohner von dessen Almosen. Nach der Revolution wurden mehrere Versuche gemacht, diesem Zustande der Dinge abzuhelfen, aber stets vergebens. Es dauert lange, ehe sich die Gewohnheiten und Gebräuche des Volkes ändern. Und es giebt nur ein Mittel, dem Erbmüssiggange der Länder, die einst der Krummstab regierte, abzuhelfen. Dies Mittel ist Aufklärung. Und gerade an dies einzige Mittel hat man bis jetzt — wenn auch viel davon zur Parade gesprochen wird — kaum irgendwo ernstlich gedacht. Ich bin keiner von denen, die da glauben, daß Aufklärung und Buchstabiren dasselbe sei, denn es kann Völker geben, bei denen jedes Kind lesen kann, und weil es eben Nichts als Unsinn liest, so stockdumm in Allem, was über den Kreis des täglichen Bedürfnisses hinausliegt, ist, als ob es eines Knechtes Sohn aus der Zeit sei, wo Knecht und Sklave noch wenig unterschieden waren. Aber Lesen und Schreiben ist wenigstens ein Anfang zum Fortschritte, zur Aufklärung, es ist das Thor, das man ihnen öffnet, und durch das sie eingehen werden, wenn man nicht vor das geöffnete Thor einen Graben gräbt, der am Ende noch beschwerlicher zu überschreiten ist, als früher das Thor zu sprengen war.

In Montivilliers aber hat man dem Volke nicht einmal dies Thor zu öffnen gesucht. Montivilliers ist Chèf-lieu du canton, und hatte bis vor ein paar Wochen nicht eine einzige öffentliche Schule, und hat erst jetzt eine, von den frères ignorantins eröffnete, die dann sicher nicht unterlassen werden, zugleich den Graben vor derselben recht tief und jäh auszugraben. Ueberhaupt ist es mit dem öffentlichen Unterrichte in Frankreich schlecht genug bestellt, und wenn man sich die Mühe giebt, der Sache auf den Grund zu gehen, so sieht man meist, daß Hr. Guizot die Lehren des Absolutismus sehr gut verstanden hat. Der Privatunterricht aber ist in Frankreich frei, und diesem dankt das Land, wenn auch nicht in die Breite, doch in die Höhe hin seine Fortschritte, und nur die Fortschritte in die Breite hin sind am Ende von größerer Bedeutung und bleibender Wirkung.

In Montivilliers ist jede Mittwoch ein großer Kornmarkt, von dem aus Havre und ein Theil der Umgegend versehen, und wo oft selbst Ankäufe zur Ausfuhr gemacht werden. An einem solchen Markttage kann man den normännischen Bauer in seinem Wesen beobachten. Der Juden sind verhältnißmäßig meist nur wenige auf dem Markte, denn sie mögen einsehen gelernt haben, daß sie nicht immer den besten Theil zogen. Es ist unendlich schwer, einen normännischen Bauern zu betrügen, denn er ist beständig auf sei-



ner Huth, und List gegen List ist sein Wahlspruch. Ich entsinne mich, daß wir eines Tages bei einem Bauern in der Umgegend von Montivilliers einen Bienenkorb mit dem darin enthaltenen Honig und Wachse kauften. Da wir den Preis des Wachses nicht kannten, so wünschten unsere Damen so wenig als möglich Wachs zu erhalten, und der Bauer versicherte uns, daß der ganze Korb höchstens auf etwa 50 Pfund Honig 1 Pf. Wachs enthalte. Das schien uns damals nicht wahrscheinlich, und um die Wahrheit zu erfahren, sagte eine der hinzutretenden Frauen, die abstehend unser Gespräch mit angehört hatte, daß sie etwa fünf Pfund Wachs brauche, und es ihr lieb sein würde, wenn der Bienenkorb so viel enthalte. Nun fing der Bauer an, und sagte mit dem pfiffigsten Gesichte von der Welt, man wisse nicht immer genau, wie viel Wachs ein Korb enthalte; es sei manchmal auch mehr darin, als 1 Pf., oft 2, 3, 4, er könne es nicht sagen. Das Wachs sei jetzt sehr theuer, und mehr werth als der Honig, und er glaube, daß der Korb am Ende wohl ein paar Pfund Wachs enthalten könne; doch wisse er es nicht. So schwankte er hin und her in der peinlichsten Lage, da er irre geworden war, und nicht mehr wußte, was wir wollten. Mehr Wachs, so war die Dame rechts nicht zufrieden, mehr Honig, mißfiel der Dame links. Er schwitzte Angst und Noth, bis wir endlich den Korb, wie er war, nahmen, und er sich den

Schweiß von der Stirne abtrocknete. Auf dem Markte in Montivilliers sieht man oft ähnliche Scenen. So lange bis der Bauer weiß, mit wem er zu thun hat, was der Käufer sucht, ist er lauschend und verschlossen, und läßt seinen Witz spielen, ohne in demselben seine Waare zu berühren. So wie er aber erst dem Käufer in die Karten gesehen hat, oder gesehen zu haben glaubt, ist er sein Mann, und hat sicher, was dieser sucht. Der Käufer aber kennt ebenfalls meist seine Leute, und dann gilt es, wer den Andern zuerst zum Sprechen bringt und durchsieht. Oui und non sind aber hier fast unbekannte Worte, wie es schon das Sprichwort sagt.

Wer die normännischen Bauern kennen lernen will, und nicht Zeit hat, länger in der Normandie zu bleiben, gehe wenigstens an einem Mittwoch nach Montivilliers. Wer aber die schöne Natur liebt, wer sich an der Freude der Lastthiere der Welt, wenn ein Sonntag sie ausspannt, erquicken will, der gehe eben an einem Sonntage hieher. Es lohnt der Mühe!

H o n f l e u r.

(Aus dem Tagebuche eines Müßigen.)

I.

U e b e r f a h r t.

Ich hatte bei meiner ersten Anwesenheit in Havre ganz besondere Gründe, die mich veranlaßten, oft nach Honfleur zu fahren. Es war das der Nachklang eines schönen Knabentraumes, den ich noch einmal eben so kindisch einfältig hier durchträumte. Doch nur ich selbst will das Recht haben, mich darüber lustig zu machen, wenn ich die tolle, lustige Seite der trüben, trostlosen abgewinnen kann.

Aber auch ohne einen solchen besondern Grund ist eine Fahrt von Havre nach Honfleur, und selbst ein kurzer Aufenthalt in der letztern Stadt interessant. Die Natur, das Leben des Volkes in und um Honfleur, seine Gewohnheiten, seine Sagen und selbst die Geschichte geben dem=

selben Reiz genug. Noch immer geht ein Segelschiff, le Passager, von Havre nach Honfleur; doch sieht man, seit die Dampfschiffe regelmäßig täglich die Ueberfahrt machen, nur selten ein Paar Passagiere auf demselben, und nur dann Mehre, wenn das schlechte Wetter die Dampfschiffe in Havre zurückhält, und die nothwendigen Geschäfte den Reisenden auf's jenseitige Ufer der Seine rufen.

Die erste Seefahrt, die ich in meinem Leben machte, war von Havre nach Honfleur. Man hatte mir so viel von der Seekrankheit vorgeplaudert, daß ich dadurch halbwegs krank wurde, als überdieß wirklich ein Paar zarte Damen neben mir zu ihrem großen Herzenleid der See ihren unästhetischen Zoll darbrachten. Später überzeugte ich mich, daß nur die Phantasie bei mir gewirkt hatte, denn ich blieb bei allen nachherigen großen Seefahrten von Havre nach Honfleur, die stets in etwa einer halben Stunde abgemacht waren, frisch und gesund wie ein alter, bewährter Matrose.

Die Ueberfahrt bietet beinahe von einem bis zum andern Ufer die schönsten, immer abwechselnden Aussichten dar. Zuerst sind die Ufer von Havre diejenigen, die unsere Aufmerksamkeit fesseln. Mit jeder Secunde, die man sich von ihnen entfernt, werden dieselben, wo früher die Nähe der Stadt den Totaleindruck störte, mehr und

mehr ein Ganzes, bis endlich Havre, die terrassenartig aufsteigende, mit hundert Gärten und Sommerhäusern geschmückte côte d'Ingouville, die schroffen Felsen der Heve, und zwischen dieser und jener das friedliche Thälchen zu St. Adresse, endlich das Meer und die Seine sich zu einem ganzen, schönen und großartigen Bilde gestalten.

Mehr in der Mitte des Stromes, der hier zum Meere wird, sieht derselbe, da sich am Ende der Aussicht aufwärts die Berge an beiden Ufern die Hände reichen, einer großen Bucht ähnlich, während sich auf der andern Seite das unendliche Meer öffnet. Zuletzt treten dann die Gebirge des linken Ufers der Seine klarer hervor, und gestalten sich zu den schönsten, üppigsten Hügeln, an deren Fuß die schroffen, vom Meere gebadeten Felsen die zackigen, steinernen Zähne hervorstrecken, als ob sie den Riesenmund geöffnet, um den Feind der Erde, das Meer, zurückzuscheuchen. An einem Frühlingstage, wenn die tausend und aber tausend Aepfel- und Fruchtbäume ihr Brautkleid angelegt haben, ist dies ein Anblick, so schön, wie man ihn selten sieht.

Was aber dieser Fahrt einen noch höhern Reiz gibt, sind die Sagen der Erinnerungen, die sich an die Ufer rechts und links und oft an die Stellen selbst, über die das Schiff spurlos dahingleitet, knüpfen, und die man entweder in den Reisebeschreibungen der Umgegend lesen

kann, oder aus dem Munde eines gesprächigen Bauern oder Seemanns zu hören mitunter Gelegenheit hat.

Gerade in diesen Sagen, in dieser Art und Weise, wie bei den Normannen die einfache That in ein romantisches Gewand gekleidet, und so in Erzählungen, Liedern und Sprichwörtern der Nachwelt überliefert wird, in dieser Art und Weise, die Natur, den harten Stein, den blühenden Baum zu beleben, an ihn die Erinnerung festzuknüpfen, und sie dann durch die natürliche Poesie eines schlichten Gemüthes zu veredeln, bewährt sich noch heute das germanische Blut, das in den Adern der Normannen fließt.

Seht Ihr jenen Baum, alle andere überragend, im Berge dort, oberhalb Honfleur? Seine Aeste sind so gebogen, daß der eine zum Baume hinzuwinken scheint, und der andere in die Weite hinausdeutet, während sein Laubwerk beinahe das Aussehen eines Matrosenhutes mit breiter Krempe, auf einem großen Haupte ruhend, hat. Das ist der bonhomme de Tatouville.

Vor etwa einem Jahrhunderte hatte die Seine ihr Bett verändert, und die Strömung ging dann mehre Jahre lang, anstatt wie jetzt wieder am rechten Ufer, am linken vorbei. Alle Steuerleute und Piloten waren dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt, denn sie mußten von Neuem den Fluß und sein Bett studiren, um

nicht auf seinen vielen Sandbänken, und gerade da, wo sie kurz vorher ganz sicher fuhren, unterzugehen. Ein alter Pilote von Tatouville, der sein Leben oft in die Waage gelegt hatte, wenn es galt, das Anderer zu retten, wollte auch, als er selbst das Steuer nicht mehr führen konnte, seinen Beruf, Unglück zu verhüten, und denen, die in Gefahr sind, beizustehen, nicht aufgeben. So ging er jeden Morgen, ehe der Tag graute, an die weithin bemerkbare Stelle, wo jetzt jener Baum steht, und blieb dort bis zur späten Nacht. Jedem Schiffer, der vorbeifuhr, rief er unverdrossen und unermüdet zu, welchen Weg er zu nehmen, welche gefährliche Stelle er zu vermeiden habe, und wurde so der Wohlthäter von Tausenden, bis ihn endlich der Tod von seinem Ehrenposten abrief.

Vielleicht hätte unsere Zeit für eine solche That, für eine solche Ergebenheit ohne eine Spur von Eigennutz, ein rothes Läppchen und ein Kreuz, und etwa eine Spalte eines Journals, um den Ordensspender und den Empfänger zu loben. Vielleicht auch nicht einmal das, wenn nicht ein Zufall des Mannes Name bis in die Salons eines Ministers trüge. Die braven Normannen aber setzten dem bonhomme de Tatouville, wie die Schiffer den grauen Piloten nannten, ein Denkmal, und zwar ein lebendiges, das jedes Jahr grünet und blüht, und seine Früchte

trägt. Und dann sprach das Volk den braven Mann von Tatouville ohne Ceremonie heilig, und verlieh ihm die Gabe, Wunder zu thun, weil er einst die hatte, Wohlthaten zu thun. Das Volk erzählt von jenem Baume, daß, als der bonhomme de Tatouville den Tag nahen gefühlt, an dem ihn der Tod von seinem Posten abberufen werde, er zu Gott gebeten habe, ihm einen Nachfolger zu senden, und daß alsdann der dürre Stab, auf den sich der graue Seemann gestützt, Wurzel gefaßt habe, gewachsen sei, die Gestalt des braven Mannes angenommen, und an seiner Statt den Schiffern von jener Zeit an den Weg gezeigt habe. Den Baum aber nannte das Volk nach ihm le bonhomme de Tatouville, und ehrt ihn wie das geweihte Denkmal eines Heiligen, und die Gemeinden der ganzen Gegend steuern, um ihn zu unterhalten, da er, wie gesagt, noch immer der Wegweiser, der blühende und fruchttragende Leuchtthurm der Schiffer ist.

Man mag das Aberglaube nennen. Wer aber diesen Aberglauben mit dem des Unsinns verwechselt und auf dieselbe Stufe stellt, fühlt eben den Unterschied nicht, der darin liegt, sich dem Dienste der Menschheit zu weihen oder einem Götzen zu opfern. Ich lobe mir das Wunder, und wenn nie andere geschehen wären, so

sahen sie später eine Stunde von der Sandbank. Diese selbst aber wurde von Minute zu Minute kleiner. Der Jubel wurde zum Schrei der Verzweiflung, zum Hülferuf; aber der Ruf verhallte in dem Brausen der Wellen, und erst als beinahe die Sandbank verschwunden war, bemerkte man am Ufer die Bestürzung und Noth der Geängstigten. Zwanzig, dreißig Barken stießen dann zugleich vom Ufer ab. Ich sprang mit in die meines Vaters, und wir ruderten wie nie wieder. Aber das Wasser stieg immer höher, und zuletzt stand die ganze Hochzeit, dreizehn Männer und Frauen, dicht gedrängt auf einem kleinen Raume, das letzte Fleckchen Erde unter ihnen. Und wir sahen dann, wie sie niederfielen auf die Knie, und die Hände zum Himmel streckten. Und wir ruderten mit neuer Kraft. Aber das Wasser folgte seinem unwandelbaren Gesetze, wurde immer höher und stürmischer, als ob es ungehalten wäre, daß es seiner Beute nur langsamen Schrittes näher trete. Und wir sahen dann, wie es nach und nach an den Gästen der Hochzeit hinaufstieg, und hörten mitunter, durch das Brausen der Wellen hindurch, einen herzzerreißenden Hülferuf. Wie wir auch arbeiteten, so kamen wir ihnen nur langsam näher, denn auch der Wind war uns und ihnen entgegen; und als wir noch eine gute Strecke von ihnen waren — wir waren die Vordersten — ging eine

Welle über sie her, riß sie um, und wir sahen dann nur noch einigemal die Kleider der Frauen über dem Wasser, bis auch diese verschwanden. Ihr letztes Angstgeschrei wiederholte sich im Echo von Barke zu Barke, und erst eine Weile später wurden wir wieder ruhig genug, um ein „Vater unser" für ihre Seelen zu beten. Wie alt ich auch werden mag, ich vergesse das nie."

„Es waren ihrer dreizehn, und sie hatten — der alte Uhrmacher war ein Freigeist, und wollte es so — an einem Freitage — geheirathet, sonst hätten wir sie wohl gerettet," fügte der Steuermann hinzu, und glaubte so tiefsinnig gesprochen zu haben, wie etwa ein deutscher Professor, wenn er den Schlüssel zum Geheimnisse der Weltorganisation gefunden zu haben, seinen erstaunten Zuhörern vorträgt. Ich überhörte damals diesen Schluß, und machte sicher kaum die Bemerkung, daß der Normann abergläubisch wie ein deutscher Bauer sei. Denn der Steuermann sagte noch: „Andern Tags fanden wir die Leichen der Braut und des Bräutigams innig umschlungen am Ufer liegen, und Tags darauf feierte die ganze Stadt die Todtenhochzeit, wie wir das Leichenbegängniß nannten." Und dieser Zusatz, wie das ganze gräßliche Bild, füllten meine Phantasie, und verließen mich erst, als das bewegte Leben auf dem Hafendamme von Honfleur mich aus meinen Träumereien riß.

II.

Honfleur.

Wenn man mit dem Dampfschiffe in den Hafen von Honfleur einfährt, und sieht, wie rege und lebendig es auf den beiden Hafendämmen zugeht, so wird man sich ziemlich sicher im ersten Augenblicke über den Charakter der Stadt täuschen. Die ganze schöne Welt von Honfleur, alle Müßigen, viele, die Geschäfte mit den Ankommenden hierhertreiben, die Garçons der Wirthe, die ihre Karten den Reisenden aufdringen, die Conducteurs der Postwagen nach Caen, Rouen und in die Umgegend, die mit lauter Stimme ihre Abfahrt, und wie viele Reisende sie noch unterbringen können, proclamiren, — wogen hier durch einander, und erlauben dem Ankommenden nur mit Mühe und mit Hülfe von etlichen Rippenstößen, sich durchzuwinden. Aber dieses regsame Treiben verschwindet in den nächsten zehn Minuten und

wiederholt sich nur wieder bei der Abfahrt des Dampfschiffes. Mit Ausnahme dieser beiden Momente, die Epoche in dem eintönigen Leben der Bewohner von Honfleur machen, ist die Stadt wie halbausgestorben; die Straßen sind leer und todt, und nur hier und dort begegnet man Jemanden, der, um einen Nachbar zu besuchen, auf einen Augenblick sein Geschäft verlassend, über die Straße eilt.

Honfleur, dessen Entstehung sich im grauen Alterthume verliert, war einst, ehe Havre gebaut war, eine ziemlich bedeutende Handelsstadt. Seit der Erbauung von Havre aber ist die Zahl der Einwohner von 17000 auf 8000 herabgesunken. Den Namen Honfleur — in den Archiven von Montivilliero heißt es, daß dieser früher Heraufflut gewesen; Harfleur, gegenüber von Honfleur oberhalb Havre, hieß dann wohl Herabflut — verdankt die Stadt den Sachsen oder Franken, und könnte dem Volksglauben, daß Honfleur von Seeräubern gebaut worden, einiges Gewicht geben. Er allein aber bekundet schon die vorzeitige Anwesenheit der Germanen in dieser Gegend. In Sitten und Gebräuchen dieser alten und alterthümlichen Stadt findet man noch andere Andeutungen dieses Umstandes.

Die Lage von Honfleur, besonders ehe Havre gebaut war, mußte es zum Augenmerk eben derer machen, die

den Fluß beherrschen wollten. Es wurde deswegen von den Engländern oft belagert, ein paarmal weggenommen; noch öfter aber wußte die Tapferkeit des Volkes die Angreifenden mit blutigem Kopfe zurückzuweisen. In den Kriegen der beiden christlichen Glaubensparteien wurde es ebenfalls bald von der einen, bald von der andern erobert, und, den Neuerungen fremd, von den Liguisten besetzt, zeichnete es sich durch eine verzweifelte Vertheidigung gegen Heinrich IV. aus, der es erst nach unermeßlichen Anstrengungen erobern konnte. Vor Zeiten eine blühende Handelsstadt, waren die Bewohner von Honfleur zugleich die verwegensten und besten Seeleute, und noch in der neuesten Zeit ist ihnen dieser Ruf geblieben. Ein Honfleurer, Benoit Paulmier, war einer der ersten, der 1503 nach Vasco di Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelte; Lelievre, ein Honfleurer, knüpfte 1617 zuerst für Frankreich Handelsverbindungen mit Java und Sumatra an; der Contre-Admiral Hamelin, der im letzten Kriege gegen Spanien die französische Flotte vor Cadix befehligte, der Contre-Admiral Motard, der Linienschiff-Commandant Morel Beaulieu ꝛc. beweisen, daß auch noch in der letzten Zeit die Bewohner von Honfleur ihren Vätern keine Schande machten. Die große Mehrzahl der Honfleurer sind heute Fischer. Der Handel der Stadt ist auf die Einfuhr von norwegischem Holze und engli-

schen Steinkohlen, und die Ausfuhr von Geflügel, Eiern und Obst nach England beschränkt. Dieser Handel nach England ist übrigens noch immer verhältnißmäßig ziemlich bedeutend, und beläuft sich jährlich auf 2,500,000 Kilogrammes, die Hälfte der ganzen Ausfuhr dieser Artikel in der Manche. Dann giebt es in Honfleur noch einige Fabriken chemischer Produkte, eine Zuckerraffinerie, und endlich wirken die Frauen der Fischer und Arbeiter meist während der Stunden, in denen sie ihren Männern nicht helfen müssen, Spitzen. Auch spricht man in der Normandie von Honfleurer Bier, was aber schlecht genug, und nur besser als das gewöhnliche Getränke ist, das man hier Bier zu nennen beliebt.

Der Charakter der Stadt ist öde und traurig, die Häuser sind alt, aber ohne daß ihnen ihr Alterthum ein ehrwürdiges Aussehen zu geben im Stande wäre, da sie meist klein, dann aber übertüncht und übermalt, mit Schiefer gedeckt, und theilweise selbst die Wände damit belegt sind. Das Volk aber ist bieder, kräftig, keine Gefahr scheuend, ausdauernd und am Alten hängend; die Männer sind von Körper stark, und wenn auch meist nicht groß, doch schlank; die Frauen sind schön, und man sieht unter ihnen oft reizende Gestalten.

Die Anhänglichkeit der Honfleurer an dem einmal Bestehenden, das Festhalten an dem Alten fiel schon vor

ein Paar Jahrhunderten den Reisenden auf, so oft sie die Bewohner von Honfleur in ihrem etwas alterthümlichen Anzuge sahen. Evelyn, ein Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts (1644), sagt: „Honfleur ist eine arme Fischerstadt, die sich durch nichts auszeichnet, als durch die bizarre, aber praktische Bekleidung. Die Kleider sind hier aus Bären- und andern Thierhäuten verfertigt, wo sie sonst am Strande des Meeres meist aus schlechten Lumpen bestehen." Die Bärenhäute sind nun freilich aus der Mode gekommen, aber der Charakter der Honfleurer ist deßwegen nicht weniger neumodisch geworden. Sie sind, was sie waren, schlichte, kräftige Normannen; die Männer brave Väter, die Mütter tüchtige Hausfrauen. Schon der Umstand, daß die Fischerweiber hier, wie vielfach in der Normandie, trotz der Arbeiten für ihr Gewerbe und ihr Hauswesen, noch Zeit finden, Spitzen zu wirken, beweist für sie. Daß sie aber mehr als gute Arbeiterinnen, daß sie muthige und ergebene Eheweiber sind, dafür hat die Geschichte des letzten Krieges zwischen England und Frankreich einen sehr schönen Beleg geliefert.

Eines Tages, wo die Engländer in die Mündungen der Seine und Orne einzudringen die Absicht hatten, nahmen sie alle Fischer von Honfleur, die man sonst ziemlich ungestört ihr friedliches Geschäft treiben ließ, Einen nach dem Andern auf den englischen Kriegsschiffen gefangen,

da Einer nach dem Andern sich fest und entschlossen weigerte, als Pilote die englische Flotte in den Fluß hineinzuführen. Ein Paar Fischerbarken, die glücklich genug gewesen waren, zu entkommen, brachten diese Nachricht nach Honfleur. Die Weiber der Fischer, anstatt der thatlosen Klage freien Raum zu geben, beschlossen gemeinsam, sich auf den noch übrigen Barken einzuschiffen, an die englische Flotte heranzufahren, und kurzweg ihre Männer von den Engländern herauszufordern. So zog die Honfleurer Barkenflotte, nur von Weibern dirigirt, aus dem Hafen aus, und steuerte auf das englische Admiralschiff zu. Hier angekommen, schickten sie ihre Gesandten an den Admiral, und ließen ihm erklären, daß sie ihre Männer heraus verlangten, oder wenigstens mit ihnen zu Gefangenen gemacht sein wollten, und daß sie ohne Umstände an den Schiffen heraufklettern würden, wenn man ihnen Eines oder das Andere verweigern sollte. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck dieser muthige Feldzug, oder besser Seezug, der weiblichen Flotte von Honfleur auf den englischen Offizier gemacht haben mag. Man lachte, man neckte die kecken Seefrauen eine Zeitlang, aber gab endlich die Männer heraus, denen dann die Weiber auf der Rückfahrt Steuer und Ruder wieder überließen, und im Triumph und unter dem Jubel von ganz Honfleur in den Hafen einfuhren. Die Weiber von

Honfleur sind denen von Weinsberg nichts schuldig geblieben.

Die Engländer haben sicher vor den Männern und vor den Weibern von Honfleur Achtung bekommen, und schon das erklärt das Benehmen des Admirals. Aber wer weiß, vielleicht hatte er außer dem Seewesen auch hier und da einmal ein wenig die Geschichte seines Landes studirt, und war dann vielleicht auf eine Stelle gekommen, wo Ethelred, König von England, eine Flotte und ein Heer nach der Normandie schickt, um Alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, und nur den Mont St. Michel zu schonen, sodann aber Richard II., Herzog der Normandie, lebendig und die Hände auf den Rücken gebunden, vor ihn zu führen. Drei Monate später kamen die blutigen Reste des Heeres in England an, und der Befehlshaber derselben sagte: „Allerdurchlauchtigster König! wir haben den Herzog Richard nicht gesehen, aber wir haben zu unserem Unglücke mit der wilden Bevölkerung einer Grafschaft gekämpft; dort haben wir nicht nur sehr tapfere Männer, sondern auch Frauen gefunden, die sich in den dicksten Kampf stürzten, und die den Schädel des stärksten Gegners mit dem Joche, woran sie die Wasserkrüge trugen, zerschmetterten.“ — Der englische Befehlshaber sprach von den Weibern der Basse-Normandie, in der Honfleur liegt; und wie gesagt, wer

weiß, ob diese Stelle nicht zufällig einmal unter die Hände des Admirals gefallen war.

Die Germanen und die Gallier können zugleich diese Tapferkeit der Frauen der Normandie, als von ihnen ausgehend, in Anspruch nehmen. Wie die Weiber der alten Germanen fochten, lehrt uns die Geschichte, und ein alter Schriftsteller*) sagt uns von den Gallierinnen: „Mehre Ausländer vereinigt, würden einem Gallier, dem seine Frau zur Seite steht, nicht widerstehen können, denn diese finden eine furchtbare Waffe in ihren Füßen, wie in ihren Fäusten, deren Schläge die Wirkung eines gegen die Stirne geschleuderten Steines haben.“ — Ich für meinen Theil gestehe gerne zu, daß in der Tapferkeit der Honfleurerinnen vielleicht das gallische Prinzip mehr als das germanische vorherrschend ist, denn die Cultur hat die deutschen Frauen zu viel duldsameren Weibern, als die französischen gemacht.

Die Engländer übrigens scheinen nie viel Glück bei den französischen Weibern gemacht zu haben. Wir haben gesehen, wie die Normanninnen sie nach Hause schickten; ein Paar Jahrhunderte später wurden sie von zwei Weibern, der Jungfrau von Orleans und der Agnes Sorel besiegt, und in der letzten Zeit trotzten ihnen die

*) Marcelin. lib. 15. c. 11.

Honfleurerinnen allein ihre Männer ab. Nichtsdestoweniger scheinen sie denselben nicht gram zu sein, und besonders denen von Honfleur nicht, denn hier wohnt stets eine ziemliche Anzahl englischer Familien. Doch genug von den Frauen.

Wer die Poesie des Seemannslebens studiren will, muß sich in einem Fischerdorfe, in einer kleinen Seestadt, die, wie Honfleur, meist von Fischern und Piloten bewohnt ist, auf eine Zeitlang niederlassen. In größeren Seestädten spielen unter den Seeleuten die Matrosen die erste Rolle, oder fallen am meisten auf. Diese Classe ist aber abwärts so verthiert, daß das Studium derselben nur einen tiefen Ekel erregen kann. Die Fischer dagegen — ich habe von den Gründen anderswo gesprochen — sind meist brave, unverzagte Seeleute, und überdies kräftige Menschen, an Leib und Seele gesund, ein ächter Kernschlag. Und wer sie kennen lernen will, muß sie in ihren Familien, auf dem Markte, auf den Schiffen, und während eines Sturmes beobachten. Zu Hause fleißig und zahm wie ein Lamm, und nur gereizt tapfer wie Löwen; auf dem Markte redlich und doch klug und oft verschlagen; auf dem Schiffe strenge und ernst, schweigsam und gebieterisch; und endlich, wenn der Sturm beginnt, an's Ufer eilend, den Blick in die Weite schickend, um schweigend zu forschen, ob ein Schiff in Ge-

fahr, und Hülfe nothwendig, sich in die ärmliche, gebrechliche Barke werfend, und dem Meere und seinem furchtbaren Zorne trotzend, das Leben meist, ohne zu berechnen, ohne zu schwanken, einsetzend, um das Anderer zu retten; das ist der Wechsel im Leben dieser Leute, so schlicht als brav und muthig.

Wenn selbst in den Adern der Normannen kein germanisches Blut flöße, so erklärte schon diese Lebensart der Bewohner von Honfleur ihre Anhänglichkeit am Alten, am einmal Anerkannten.

III.

La Côte de Grace.

Schon beim Aussteigen aus dem Dampfschiffe wird der Reisende gewöhnlich von Bettelbuben angegangen, und gefragt, ob er nicht auf die Côte de Grace geführt sein wolle. Wer nichts Nothwendiges vorher abzumachen hat, mag dieser Einladung Folge leisten; am Besten ist es aber, dafür zu sorgen, daß man auf dem Berge einen Sonnen-Untergang mit ansehen kann.

Ein breiter Weg, zu beiden Seiten dichtes Buschwerk, das nur hier und dort einen verstohlenen Blick in die Weite erlaubt, führt auf diesen Berg hinauf. Endlich auf der Höhe angekommen, sieht man zuerst rechts ein haushohes Missionskreuz, und links, im Gebüsche versteckt, die Kapelle der Notre Dame de Grace.

Am Fuße des Missionskreuzes, nachdem man aus dem schattigen Wege herausgetreten ist, öffnet sich eine Aussicht, wie man selten so glücklich ist, eine zu finden.

Man steht an dem Abhange eines steilen, ziemlich hohen Felsens, der einen Blick auf das jenseitige Ufer, auf die Seine und in die unbegrenzte Weite des Meeres hinein erlaubt. Viele Meilen weit entdeckt man das am fernen Horizonte auftauchende Segel. Die kleinen Barken kreuzen hin und her, eilen dem Hafen zu, oder fliegen wie die Schwalben am Morgen auf Futter für ihre Jungen aus. Und hier und dort zwischen diesen Barken entdeckt man die stolz geblähte Segelbrust des ruhig die Wogen durchschreitenden Dreimasters, ein Adler unter jenen Schwalben. Und wieder an einer anderen Stelle die Feuerschiffe, wie sie die Wilden in ihrer bilderreichen Sprache nennen, gleich Ungeheuern Rauchwolken ausspeiend und die Wellen zertheilend. Und als Gegensatz am Fuße des Berges, auf dem wir stehen, eine engbegrenzte Landschaft von zerrissenen Felsblöcken, um die herum sich grüne Sammtteppiche gebildet haben, und auf denen der Hirt seine Heerde weidet. Vor uns das Welt-Epos des Meeres in seiner furchtbaren Schönheit, und zu unseren Füßen die Idylle einer Genrelandschaft in tiefster Ruhe.

Und hier ein Sonnen-Untergang! Ich war eines Abends hier, wo dunkle Wolken den Himmel deckten. Nur im Westen war ein Streif, wo der blaue Himmel durchschien, unter und über demselben aber wieder schwere

Wetterwolken. Wie die Sonne dem Meere näher trat, röthete sie die Ränder der Wolken, die jene offene Stelle bildeten, und das Abendroth legte sich dann im Abglanze auf das ganze Meer, so weit es zwischen dem Berge de Grace und dem Horizonte stand. Endlich trat die Sonne in ihrer vollen Pracht in diese Oeffnung, die zu Augenliedern um den großen Augapfel des Weltgeistes wurde. Im Meere spiegelte sich dann die Sonne, und schuf einen Feuerstrom siedenden, springenden, sprudelnden Goldes, dessen Quelle zu unseren Füßen war, und der sich in's Unendliche verlief. Der Goldstrom war aber um so schöner, als das Meer, in dem sich links und rechts die schwarzen Wolken spiegelten, denselben scharf begrenzte. Hier und dort fuhr ein Schiff in diesen Strom ein, und glänzte im Widerscheine, wie man die Strahlen des Heiligenglanzes um die Stirne eines Märtyrers sieht.

Vor mir dies Schauspiel, diese Feierminute der Natur, und hinter mir ein Kreuz, eine Kapelle! O Menscheneinfalt! Du mußt, um beten zu können, um von dem Gottgedanken nicht erdrückt zu werden, dich in die nackten, kalten Mauern verschließen, und dir einen Stein zu einem Bildchen formen!

Hier auf dieser Stelle hätte ich mir eine Hütte bauen mögen, wenn nicht schon eine Kapelle dastünde,

und alle Frommen des Landes und alle Reisenden der Fremde hierherpilgerten, um Buße zu thun. Das Volk hat so gut wie meine Wenigkeit gefühlt, daß hier eigentlich eine Einsiedelei stehen müsse, und daher die Sage bewahrt, die dem Berge sein Recht widerfahren läßt. Am Fuße der Côte de Grace, auf jenen kleinen Wiesen zwischen Felsblöcken, hat die Sage die Eremitage eines Abtes Geremer von Pontalle hingebaut. Dieser Abt war zu einer Zeit, wo die Mönche bereits einsehen gelernt hatten, daß man, trotz des Gelübdes der Keuschheit, der Armuth und der Demuth, ganz lustig in einem Kloster leben könne, ein sehr frommer Mann, und betete und fastete viel, und wollte seine Mönche bereden, daß sie ebenfalls nichts Gescheiteres thun könnten, als seinem Beispiele zu folgen. Daran aber nahmen die lustigen Mönchlein großes Aergerniß und wurden dem Abte gram, und um so ungehaltener gegen ihn, als er zur Ueberredung den Zwang fügen konnte, und sie, um diesen zu vermeiden, heucheln mußten. Endlich wurde ihnen diese Last zu schwer, und sie beschlossen, dem Reformator durch eine kleine Revolution das Handwerk zu legen, und ihn auf die Seite zu bringen. Ein Wunder — so die Sage — rettete ihn aus den Händen seiner Mönche. Er floh aus dem Kloster, in dem er Befehle ertheilt hatte, und zog sich auf die Felsen am Fuße der

Côte de Grace als Einsiedler zurück. Bald spürten die Mönche seinen Ruhesitz auf, und schickten Abgesandte zu ihm, die von ihrer Reue sprachen, und den Abt auffor= derten, in's Kloster zurückzukehren. So lange er nicht wollte, ging Alles recht gut, und die Mönche lebten im besten Frieden. Endlich aber, den Reueversicherungen der Mönche Glauben schenkend, versprach der Abt ihnen, andern Tages wieder in's Kloster einzuziehen, und wurde daran nur durch ein Wunder verhindert; denn am an= dern Tage erzählten die Mönche, daß, während sie Nachts die Horen gesungen, ihnen der Abt leibhaftig erschienen sei, und erklärt habe, er sei so eben gen Himmel aufge= fahren. Sie ernannten ihn dann zum Heiligen und er= richteten ihm einen Altar. Ein Paar Tage später fanden die Fischer am Fuße des Berges eine Kutte in ihren Ne= tzen, und weiter unterhalb eine Leiche, die beinahe glau= ben machen konnten, daß der heilige Abt bei seiner Luft= und Himmelfahrt, wenigstens vorerst die Kutte ausgezo= gen, und dann am Ende gar das Geschick des Icarus gehabt habe. Das Volk aber sagte: die Mönche hätten ihn todtgeschlagen, was aber wohl nicht leicht denkbar ist, da er ja schon einmal durch ein Wunder gerettet wor= den war, und ein zweites nicht mehr Mühe, als ein er= stes kosten konnte. Wenn man solche Geschichten im Munde des Volkes hört, so ist es auffallend, wie trotz

derselben der Einfluß der Mönche und der Geistlichkeit überhaupt noch so lange dauern konnte, und nur das uns alle beherrschende Bewußtsein unserer eigenen Nichtigkeit erklärt diesen Widerspruch. Der Mensch verliert selten das Gefühl, daß er auf gut Glück in den Sturm des Lebens hineingestoßen ist, und greift daher nach der ersten besten Planke, hoffend, daß sie ihn an's sichere Ufer bringen werde. —

Die Kapelle der Notre Dame de Grace ist aber eine Kapelle wie viele hundert andere; sie ist die Nachfolgerin einer früheren, die Wilhelm der Eroberer gebaut, weil er vor seiner Landung in England in einem Sturme die heilige Maria um ein kleines Wunder angegangen hatte, und diese seine Bitte in Gnaden aufgenommen und seinem Wunsche nachgekommen war. Später riß das Meer den Theil des Felsens der Côte de Grace, auf dem die Kapelle Wilhelms des Eroberers stand, zusammen, und es scheint beinahe, als ob Neptun sich so an der Notre Dame selbst habe rächen wollen, für alle die Schiffe, die sie ihm vorenthalten. Fromme Honfleurer bauten dann die gegenwärtige Kapelle und bewiesen, daß der Sieg des Meeres über die Felsen, auf denen die Kirche, in der man seine Macht beschwor und bekämpfte, stand, nichts weniger als den Felsen, auf den ihr Glaube gebaut war, erschüttert hatte.

In der Kapelle sieht man eine Menge Bilder und sonstiger Gegenstände, die alle von der wunderthätigen Protection der Notre Dame de Grace Zeugniß ablegen. Krücken, silberne Hände und Füße, Arme und Beine sind überall in wunderthätigen Kirchen an der Tagesordnung und fehlen auch hier nicht. Außer diesen aber giebt es eine Menge Schiffe, auf Leinwand gemalt, aus Holz geschnitten, oder in Erz gegraben, die sämmtlich von den Schiffern hier aufgehängt wurden, weil die heilige Maria sie, trotz Sturm und Wetter, in den Hafen geführt hatte. Man hat oft Gelegenheit in der Normandie, den religiösen Sinn des Volkes, der aber vielfach zum Aberglauben wird, zu beobachten. Hier auf der Côte der Notre Dame de Grace kann man mitunter ein Schauspiel sehen, das sich sicher nur noch in Italien oder Spanien wiederholt. Früher war es sehr oft der Fall, daß, wenn ein Schiff glücklich einen Sturm, in dem die Schiffsmannschaft nie versäumte, die Mutter Gottes um Schutz anzurufen, überstanden hatte, die ganze Besatzung des Schiffes nackten Fußes und im Hemde, eine Wachskerze in der Hand, eine Pilgerfahrt nach der Kapelle Notre Dame de Grace antrat, und dort erst ihren Dank abstattete, ehe sie nach Hause zog. Man sieht diese Pilgerfahrt selbst jetzt noch mitunter, wenn sie auch bedeutend seltener geworden ist.

Am Pfingstmontag ist hier großes Fest, und dann sind die Kapelle und der Berg noch immer sehr besucht. Tausende von Einheimischen und Fremden, aus der Ferne und aus der nächsten Umgegend, strömen hier zusammen. Man sieht vor Zelten die kleine Kapelle kaum, und ich kann versichern, daß Abends der Jubel des Volkes, die Lieder der Bursche und Mädchen, viel kräftiger die Luft durchhallten, als am Morgen die rostigen Stimmen der Chorsänger und selbst das Gebrüll der Serpents. Und da es zur Zeit der Mutter Gottes noch keine Nonnenklöster gab, so denke ich, daß sie diesem Abendgottesdienste nicht sehr grollen wird.

Es führt von diesem Berge ein zweiter Weg hinab, der über eine Stelle geht, die man den Mont-Joli nennt. Dieser Mont-Joli ist nur ein Paar hundert Schritte von der Kapelle entfernt, und bildet eine Art Plateau, von dem herab ein künstlicher Weg im Zickzack bis an den Fuß des Berges führt. Wenn man auf dem Plateau angekommen ist, so öffnet sich vor uns eine Aussicht, so verschieden von der früheren, wie eine Schweizerlandschaft von einer Meergegend. Der Berg, auf dem man steht, deckt die Aussicht in's Meer. Vor uns liegt die Seine meilenbreit und meilenweit, ringsum mit Bergen umgeben, ein See, wie jene der Alpen. Bei der Ebbe treten in diesem See eine zahllose Menge kleiner und größerer Sandbänke

hervor, auf denen Schwärme von Seevögeln sich herumtreiben, sich auf dem Sande sonnen, oder ihren Raub suchen, den sie mit den Fischern, die sie oft verscheuchen, theilen müssen. Zwischen diesen Sandbänken bricht sich der Strom in hundert kleine Flüsse und Bäche, bis wir weiter oben nur den platten Wasserspiegel sehen. Die Ufer ringsum, terrassenartig aufsteigend, wuchern im üppigsten Grün, und zwischen durch entdeckt man die Sommersitze derjenigen, die diese Welt die Glücklichen nennt. Zu unserer Linken endlich, in einem langsam aufsteigenden Thale, liegt die Stadt mit ihrem Hafen, mit ihren Kirchlein, ihrem Missionskreuze, ein Bild der Ruhe neben dem regen Leben der hin- und herfliegenden Schiffe auf der Seine.

Ich wurde, so oft ich in Honfleur war, zu einem Pilger, der seinen Zoll auf dem Berge der Notre Dame de Grace regelmäßig abtrug, und danke dem Himmel, daß er mir Phantasie genug gegeben, um auch in der Ferne mir die Geliebte gegenwärtig denken zu können.

IV.

St. Clair.

Wer Volksleben studiren will, der reise nach Havre, und sorge dafür, daß er am 17. Juli unterhalb Honfleur auf der freundlichen Wiese um die Kapelle St. Clair angekommen sei. Er kann dort einen Tenniers erleben. Ich habe schon irgendwo gesagt, daß ein Markt eine Schule ist, in der man das Volk kennen lernen und prüfen kann. Auf der Wiese um St. Clair findet ein Markt statt, wie ich sonst keinen wieder sah, und zwar ein Menschenmarkt. Ja! Ja! ein Menschenmarkt! — Aber nur nicht ängstlich; die alte Sclaverei hat längst in Frankreich aufgehört, und die Franzosen sind zu galant, um wie etwa die schroffen, spleengeplagten Engländer ihren Weibern einen Strick um den Hals zu binden, und sie zu verkaufen. Wenn man sie in Frankreich verkauft, so bleibt wenigstens der Strick zu Hause. Es handelt sich aber

überhaupt auf dem Markte zu St. Clair nicht um's verkaufen, sondern nur um's vermiethen.

Am 17. Juli findet auf der Wiese von St. Clair la louée statt. Alle Bauernbursche und alle Mägde der Umgegend, die ihren Dienst verändern wollen, gehen an diesem Tage mit ihren besten Kleidern aufgeputzt nach St. Clair, um sich auf dem Markte auszustellen, und alle Pächter und Gutsbesitzer von weit und breit, die einen Knecht, und alle Pächterinnen, die eine Magd nöthig haben, kommen hierher, um sich die Waare anzusehen, und sie auf ein Jahr zu kaufen, wenn sie ihnen ansteht, und sie Handels einig werden.

Schon in diesem Gebrauche, in diesem Knechte- und Mägdehandel, der sich an mehren Orten der untern Normandie wiederholt, liegt so viel Patriarchalisches, daß er allein im Stande wäre, eine ganze Provinz zu charakterisiren. Ein solcher Markt ist nur unter Leuten möglich, bei denen Treue und Glauben noch gilt, wo es noch ein Mann ein Wort heißt. Wenn man bedenkt, wie man anderswo der zu miethenden Magd nachfragen muß, wie man ihr gesetzliche Zeugnisse ausstellt, und wie man trotz dieser Vorsichtsmaßregeln dennoch am Ende oft genug betrogen wird, so tritt noch klarer hervor, wie einfach und unverdorben ein Volk sein muß, bei dem ein solcher Knechte- und Mägdemarkt, wo man auf's Wort gehen, auf's Ge-

sicht vertrauen kann, sein muß. Beim Handel selbst aber tritt der Charakter der Unter-Normannen noch klarer hervor. Die Patriarchen waren auch nicht gerade auf den Kopf gefallen, und hatten's, trotz ihrer einfachen Sitten, oft faustdick hinter den Ohren. Beweis dafür unter andern die weißen und bunten Schaafe ihres Vaters Jakob. Die Bauern der Normandie waren überdieß viele Jahrhunderte die Besiegten und die Unterdrückten, und es erklärt sich daher leicht, wenn sie bei ihrer Gradheit doch in ihren Geschäften nicht wenig Klugheit und oft selbst Verschlagenheit entwickeln. Man findet häufig im Leben solche Widersprüche, und es ist, als ob die Natur in der einen Eigenschaft die Schutzwehr der andern, und umgekehrt hätte schaffen wollen. — Diese Verschlagenheit der normannischen Bauern tritt in dem Benehmen der Miether und der sich zur Miethe Ausbietenden oft so klar als möglich hervor. Die einen Dienst Suchenden erscheinen natürlich in ihrem Sonntagsschmucke, die Bauernbursche in einem neuen Kittel, die Peitsche in der Hand und am Ende der Peitsche einen Blumenstrauß, als Zeichen, daß sie sich vermiethen wollen. Die Mägde geschniegelt und gestriegelt, in ihren anliegenden Kleidern, die hohe Cauchoisse-Mütze auf dem Kopfe, und an der linken Brust den bezeichnenden Blumenstrauß.

Bald sondern sich die Weiber von den Männern

ab. Die Knechte treten zur einen, die Mägde zur andern Seite. Alle sind ziemlich sicher mit nichts anderem beschäftigt, als mit dem Gedanken, wie sie sich an den Mann bringen sollen, und Alle thun so, als ob sie eben an nichts weniger dächten, als gerade an das, was ihnen am meisten am Herzen liegt.

Die tollste Lust herrscht in der Gruppe der Knechte. Man lacht, man neckt sich, schickt den Witz hinüber, und wartet die Antwort kaum ab, um die Replik zu geben. Aber alle wissen, daß die Pächter nahe sind, und daß gerade in dieser scheinbar unschuldigen Laune, in diesen spielenden Witzen für diese eine Anzeige liegen muß, daß der, der am schlagerechtesten zu antworten weiß, auch der offenste Kopf unter ihnen ist; und man sieht es nicht selten, daß gerade, nachdem ein rechter Kernwitz das Gelächter der Knechte und Pächter erregt, sich Einer oder der Andere von diesen an den wendet, der das letzte Wort behalten hat. Führen diese lustigen Manövers nicht zum Ziele, so spricht man von der Arbeit; und als ob die Sache weiter gar nichts auf sich habe, erzählt hier Einer, wie er den beladenen Karren vorgestern aus einem Loche in dem Hohlwege herausgehoben, dort ein Anderer, daß er einmal eine Wette gewonnen habe, so und so viel Korngarben in einem Tage zu dreschen und daß er noch heute die Wette halten werde. Und ein Dritter,

um seine Kraft zu zeigen, hebt seinen kolossalen Nachbar, ihn von hinten ergreifend, auf, und hält ihn schwebend eine Zeitlang in den Lüften. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die kleinen und meist sinnreichen Kunstgriffe aufzählen wollte, die hier angewendet werden, um sich geltend zu machen, und einen höhern Preis für den Dienst zu erhalten.

In der andern Gruppe, der der Mägde, sind die Kunstgriffe anderer Art. Hier ist es mehr darum zu thun, schon durch die äußere Erscheinung einen guten Eindruck zu machen, und daher sehen Alle sehr züchtig aus. Sehr viele der Mägde haben ihren Geliebten in der Gruppe der Knechte, aber nur ein verstohlener, unbewacht geglaubter Blick verräth dieß mitunter. Auch hier spricht man von der Arbeit, und was man Alles kann, und wie man gewirkt und geschafft im vorigen Jahre. Auch hier herrscht große Lust, aber es fehlt ihr die Keckheit, die unter den Männern den Sieg davon trägt, und die hier für eine Unbescheidenheit angesehen werden könnte. Alle sind anständig, frisch und munter, und es gehört bei der Mehrzahl ein wahrer Kennerblick dazu, um einer den Vorzug zu geben.

Die Miether aber sind nicht weniger auf ihrer Hut, als die zu Miethenden. Auch sie haben vorerst die Miene, als ob sie am wenigsten daran dächten, einen

Knecht oder eine Magd zu suchen. Sie kommen und gehen, und mischen sich unter die Gruppen, sprechen mit diesem und jenem, nur meist nicht mit dem, auf den sie ihr Auge geworfen haben, und richten es nur so ein, daß sie nahe genug sind, um ihn hören zu können, und horchen dann auf ihn, während sie dem Antwort geben und Fragen stellen, mit dem sie sprechen. Oft sieht man's, daß ein Pächter sich an die nächsten Nachbarn desjenigen wendet, auf den er's gemünzt hat, und jenen fragt, wo er gedient, und wie viel Lohn er wolle? wobei er dann diesen mit in's Gespräch zieht, und gelegentlich auch an ihn eine Frage über den Preis, auf den er seine Jahresarbeit schätze, richtet. So giebt ein Wort das andere, bis endlich die Hand hingereicht, eingeschlagen, das Aufgeld gegeben, und der Blumenstrauß von der Peitsche genommen oder bei den Mägden von der linken an die rechte Brust gesteckt wird.

Gegen Abend sind nur noch Wenige übrig, die das Aushängeschild des Blumenstraußes nicht abgenommen oder von der Linken zur Rechten übergepflanzt haben; und diese wenigen Unglücklichen ziehen sich am Ende trostlos zurück, und überlassen den glücklichern Nebenbuhlern das Schlachtfeld.

Dann beginnt das Fest; nach des Tages Mühen die Freuden des Abends und der Nacht. Auf der Wiese

sind eine Menge Zelte aufgeschlagen, in welche die Wirthe aus der Umgegend ihre Küchen und Keller versetzt haben. Nachdem die Miethsverträge geschlossen sind, wird hier meist das Aufgeld zur Abgabe, die die Bursche an die Wirthe zahlen. Alle Zurückhaltung wird abgelegt. Der Bursche erkennt sein Mädchen, diese ihren Jungen wieder an, und unter Tanz und Jubel, unter Toasten auf das Wohl des neuen Herrn, bei Strömen von Cider, beginnen sie ihren Dienst, diesen vergessend, mit einer Freinacht, in der die Lust und Freude Herrn und Knecht gleich machen.

Morgen erst beginnt die freiwillige Knechtschaft, die sich von der unfreiwilligen eben durch das: un unterscheidet.

V.

Rückfahrt.

Als ich an dem Abende, wo der Mägdemarkt in St. Clair stattfand, auf dem Dampfboote zurückfuhr, saß ich neben einer Kaufmannsfamilie aus Havre, und hörte bald, daß der Herr Vater in St. Clair gewesen war, um sich dort eine Magd auszusuchen. Er schien nicht ganz zufrieden zu sein, und klagte sehr darüber, daß es immer schwerer werde, einen Knecht oder eine Magd zu bekommen. Ich weiß nicht, ob dies anderswo ebenso der Fall ist, erkläre mir aber für Havre die Sache ganz natürlich, da der Geist der Selbstständigkeit in Frankreich abwärts im Volke Fortschritte macht, und der blühende Zustand des Landes, die Vertheilung des Grundeigenthums, die Gewißheit, selbstständig Brod und Arbeit zu finden, ihnen die freiwillige Knechtschaft verleidet. Mein Schiffsnachbar war sehr ungehalten darüber, und prophezeite,

daß wir nach fünfzig Jahren unsere Stiefeln selbst wichsen müssen. Wo soll das hinaus? Die Welt geht ihrem Untergange mit Riesenschritten entgegen!

Ich überhörte den Rest, denn ich hatte Besseres zu thun. Die Sonne war untergegangen, ehe das Dampfschiff aus dem kleinen Hafen ausgelaufen war. Und ehe wir die Mitte des Stromes erreicht hatten, lag die dunkle Nacht auf der ganzen Umgebung. Fernher vernahmen wir den Donner rollen, und von Zeit zu Zeit öffnete ein Blitz, der am Himmel hin- und herfuhr, auf eine Sekunde eine gespensterartige Aussicht in die Weite. Dann wurde wieder Alles dunkel, und Alles stille, denn das nahe Wetter schloß auch der Mehrzahl der Passagiere den Mund. Das Schiff aber durchschnitt die Wellen, warf diese links und rechts phosphorleuchtend zurück, und ließ einen langen Streifen jener in Phosphor leuchtenden Wellen hinter sich. Es läßt sich das Alles nicht beschreiben, ich zweifle selbst, ob malen; aber es erinnert uns ein solcher Abend an die schönsten Mährchen, die sich je in der Phantasie eines Knaben wiedergespiegelt haben.

Endlich fuhren wir an Havre vorbei, oder besser, die Stadt eilte mit ihren erleuchteten Straßen, mit den Tausend Lichtern und Lichtlein der Côte von Ingouville an uns vorüber, und zeigte so das Schauspiel einer kunst-

reichen, immer wechselnden Beleuchtung, in der sich die Gaslampen der Straßen, bald in gerader Linie, bald über, bald neben einander zu Tausend wunderbaren Figuren gestalteten. Die Natur ist der sinnreichste Festordner, und ruft dem Bettler verständlich zu, was der Schmeichler, sie nachahmend, seinem Herrn und Meister nur vorzustottern im Stande ist. — Als wir endlich in den Hafen einfuhren, verkündete ein langanhaltender Donnerschlag unsere Ankunft, und rief: Willkommen!

IV.

Dieppe.

Dieppe.

October — 1837.

Der Mensch denkt, Gott lenkt, — ist eines der deutschen Kernsprüchwörte, hinter die sich das Philisterthum versteckt. Auch der liebe Herrgott liebt die kräftigen Menschen, und freut sich derer, die da sagen: Wollen ist Können! Ja wer nur einmal bis zum Wollen gekommen, der darf keck seine Stimme erheben und gebieten, denn die Masse wird gehorchen, und in Demuth herbeten: der Mensch denkt, Gott lenkt.

Ich habe heute gerade kein besonderes Vorrecht denen, die da wollen, das Wort zu reden; denn ich wollte schon vor sechs Wochen nach Dieppe reisen, und kam erst gestern hier an; ich wollte mit dem Dampfschiffe von Havre nach Dieppe gehen, und mußte mich in ei-

nen Postwagen einmiethen; ich wollte, wie die hohen Herrn, Seebäder in Dieppe nehmen, mir ein Ansehen geben, und kam erst hieher, als das schlechte Wetter die schöne, kranke Welt bereits weggeweht hatte. Folget meinen Worten, aber nicht meinen Werken. Doch darf ich immerhin etwas Weniges von Wollen mitsprechen, denn ich hatte allerlei Hindernisse zu beseitigen, um die Stadtmauern von Havre verlassen zu können. Auch von diesen will ich einst erzählen, wenn ich einmal gerade nichts Besseres zu thun habe.

Ich hatte mich in den zweiten Stock des Postwagens eingemiethet. Man nennt diesen in Frankreich imperiale, den kaiserlichen Sitz, und deswegen wählte ich denselben. Es ist nicht ohne Gefahr, sich bis zu dem Kaiserthrone hinaufzuschwingen, aber erst einmal oben, ist es eine wahre Herzenslust, auf die Menschlein da unten herabzusehen. Und wie im Leben ist es die Aristokratie, die das Coupé zahlen kann, die gerade unter dem Kaiser sitzt, und über deren Köpfe er ungestört einherschreitet. Der Mittelstand, im interieur, sieht ruhig zu, und läßt geschehen. Endlich ist es noch charakteristisch für Frankreich, daß im Emperiale meist nur die Canaille, Männer des Volkes, Platz nehmen, wodurch dann die Herrschaft der Volkssouverainität thatsächlich auf allen Landstraßen proclamirt wird.

Wir waren für Heute ein kaiserliches Triumvirat, und zwar zwei Engländer und meine Wenigkeit, ein bescheidner Deutscher. Ich rechne den Hund des Conducteurs nicht. Ueberdies lag er hinter uns über dem interieur. Das Geschick, der Zufall sind launige Gesellen, und als sie den Hund hinter dies Kaisertriumvirat, als eine Art vieille garde, Garde du Corps, oder Munizipalgarde, über die Mittelklasse legten, dachten sie sicher daran, daß der Bulle dort an seinem Platze sei. Ich aber hatte noch allerlei andere Gedanken. Der Hund war stumpfschwänzig, und mir fiel ein, irgendwo gelesen zu haben, daß man den Hunden so lange die Schwänze beschnitten, bis sie ohne Schwänze auf die Welt kommen, und daß man die liebe Menschheit mitunter so lange wie Hunde behandelt hat, daß sie endlich wie Hunde behandelt sein wollte. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Wir waren kaum eine Stunde gefahren, als die beiden englischen Kaiser sich anschickten, ihr Frühstück einzunehmen. Nur der Sitz war kaiserlich, das Frühstück aber das eines ächten Proletairs, und bestand einfach in einem Stück Brod. Nur der Hund des Conducteurs beneidete die Engländer um dasselbe, drängte sich an uns heran, und heulte arg. Das war ihre kaiserliche Tafelmusik, die, als sie unbescheiden wurde, und von den hohen Herrn, wie von ehrlichen Bürgern einen Lohn für

ihre Mühe verlangte, mit einem Rippenstoße und einem God damm! zurückgescheucht wurde. Das Frühstück blieb dem Hunde in der Nase stecken, und er heulte von da an bis Fecamp, troß unserer Drohungen und selbst Stößen und Faustschlägen, nur in kurzen Absäßen sich unterbrechend. Ich hätte gewollt, das Frühstück wäre ihm in der Kehle stecken geblieben.

Der Morgen war frisch, und die Gegend schön. Es war eine Wohllust, von unserm hohen Siße auf diese herabzusehen, und es that mir oft leid, daß der Wagen so schnell an ihnen vorübereilte. Kurz vor Fecamp wird die Gegend öder, und nackte Felsen, mit Heidekraut bedeckte Hochebenen, verkünden die Nähe des Meeres.

In Fecamp stiegen wir für eine halbe Stunde von unserm Kaisersiße herab, um, ich mein erstes, meine beiden englischen Collegen ihr zweites Frühstück einzunehmen. Dieses war dann nicht schlechter und nicht besser, als solche gewöhnlich für Reisende zubereitet werden, die vorlieb nehmen müssen. Wir hatten noch überdies Zeit genug, bis zum Dessert zu gelangen, ehe uns der Conducteur abrief. Einer von den Engländern frug zuerst die Wirthin, wie viel er schuldig sei, und sie antwortete mit einer neuen Frage: sans vin? Albions Sohn wurde bleich, und erst nach ein paar Secunden erhielt er die Sprache wieder, um etliche Flüche auf Englisch loszulassen, und dann, sich ent-

sinnend, daß er in Frankreich sei, zu rufen: c'est abominable! c'est un guet-apens, und so weiter noch allerlei sehr interessante und verbindliche Sachen für die Wirthin. Diese stand wie vom Schlage gerührt, und sagte: Mais Monsieur, que voulez vous? worauf der Engländer abermals sagte: c'est horible! Je ne payerai pas cela! cent vint sous pour un mechant dejeuner, c'est abominable! Erst jetzt wurde die Sache klarer, und wir lachten herzlich, und der Engländer war gutmüthig genug mit einzustimmen, als wir ihm erklärten, daß von keinen cent vint sous die Rede, sondern nur sans vin? die Frage sei. Er zahlte ohne Murren seine 2 Fr., was immerhin genug war.

Das waren ungefähr alle meine Reiseabenteuer, denn selbst der Hund des Conducteurs schwieg von nun an. Auch er war satt, und stellte so seine unbequeme Opposition ein. Nur ein paarmal wurde die Eintönigkeit der Reise durch einen Berg unterbrochen, wo uns stets der Conducteur bat, zu Fuß zu gehen. Hinter Cany, einem gewerbreichen Flecken, gewährte die Gegend uns, oder besser mir, — denn die beiden Engländer sagten mir, daß sie in Havre das Dampfschiff verfehlt hätten, und sehr eilten, um ein anderes in Dieppe zu erhaschen, weswegen sie denn stets bergauf liefen, als ob sie nicht eine Minute verlieren dürften — einen schönen Genuß. In

der Mitte des Berges ging mir der Athem aus. Ich verließ die eilenden Engländer, und sah rückwärts nach dem Postwagen. Da aber öffnete sich eine der schönsten Aussichten vor mir. Der kleine Flecken lag rechts im Thale, großentheils zwischen frischen, grünen Bäumen versteckt, die nur hier und da ein Dach und am Ende des Fleckens die bescheidene Kirche durchschimmern ließen. Von dem Dorfe aus zog sich etwa eine Meile links hin ein schönes, üppiges Wiesenthal, von Alleen durchschnitten, von einem kleinen Bache belebt, das am Ende zu einem schönen Schlosse führte. Neben der Landstraße war ein zweites Thal, das sich mit jenem vereinigte, und hinter beiden erhoben sich die Wellenlinien mehrerer Berge, von dichten Waldungen gedeckt.

Es that mir leid, daß endlich der Postwagen mich einholte, und ich mit vorwärts mußte. Aber die Postwagen und die Zeit gehen nur langsam, wenn das Unglück uns bergauf treibt.

Gegen vier Uhr Abends kamen wir in Dieppe an. Die ewigen Garçons d'hôtel, die in keiner Stadt Frankreichs verfehlen, die ankommenden Reisenden mit Sturm einzunehmen, begrüßten uns wie überall. Ich war in nicht geringer Verlegenheit, denn ich hatte aus Vorsicht, um sie ja nicht zu vergessen, die Adresse eines leidlichen Wirthshauses in meinem Portefeuille eingeschrieben, und dann das Por-

tefeuille — vergessen, weil ich mir ein großes, neues Tagebuch zugesteckt. Ich war somit in dem Sturme, den die Garçons erhoben, ohne Steuer und Anker. Eine List rettete mich vom Untergange. Drei redeten mich auf englisch, einer auf russisch — ich glaube wenigstens, daß es Russisch war — an, aber ich blieb stumm, wie ein Fisch, und deswegen entschieden sie: c'est un français. Ich weiß nicht, warum gerade meine Stummheit mir diesen Ehrentitel erwarb, aber er kam mir gut genug zu statten; denn Alle ließen von mir ab, und fielen über die andern Reisenden her. So konnte ich ungestört mit zuhören, wie die verschiedenen Wirthshäuser durch ihre Repräsentanten angepriesen wurden, und wählte zuletzt das hôtel des etrangers, von dem ich hörte, daß man dort à la carte speisen, und für wenig Geld ein leidliches Zimmer haben könne. Ich kann dies Hotel empfehlen. Nachdem ich mich umgekleidet, machte ich noch vor dem Mittag- oder Abendessen eine Rundreise durch die Stadt. Dieppe wurde im Jahre 1694 von einer englischen Flotte beschossen und beinahe total zerstört. Diesem Umstande verdankt es die Stadt, daß sie gegenwärtig besser gebaut ist, als die Mehrzahl der normannischen alten Städte. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig und gerade, und die Häuser meist aus Backsteinen. Aber trotz ihrer Jugend hat sie ein sehr ernstes, fast alterthümliches Ansehen; die dunkel- oder

aschgraue Farbe herrscht überall vor, und so ist sie ein junger Greis geworden. Die Häuser sind selten hoch gebaut, und haben meist nur zwei bis drei Stockwerke, was beweist, daß die Stadt nicht übervölkert ist. Die Straßen sind nur wenig belebt, und erst am Hafen zeigt sich, wenn die Fischerboote abfahren oder ankommen, eine größere Regsamkeit. In dem Hafen lagen nur ein paar Handelsschiffe, und selbst verhältnißmäßig für den Raum nur wenige Fischerboote.

Den Hafenquais entlang kommt man zur Jetée, wo sich uns ein imposantes Schauspiel darbietet. Links und rechts strecken hohe weiße Kalkfelsen, steil gen Himmel strebend, ihre Riesenarme in das Meer hinaus. Die Jetée liegt in der Mitte des meilenweiten Halbkreises, den das steile Gestade hier bildet. Ich war vom Geschicke begünstigt, denn es schenkte mir hier einen Sonnenuntergang, wie sich ihn ein Herz, das bei solchen Schönheiten höher aufschlägt, nur wünschen könnte. Die Ebbe hatte im Eingange des Hafens den Meerkies entdeckt, und zwischen demselben durch zogen eine Menge kleiner Bäche und Flüßchen, die Gluth der untergehenden Sonne wiederspiegelnd, dem Meere zu. Auf einem jener kleinen dunkeln Kiesberge war eine Fischerbarke aufgelaufen, wodurch die Gegensätze, die schon allein das Meer, die Stadt, die Felsen, die Kiesbänke bilden, nur noch mehr belebt wur-

den. Auf dem Meere zogen die Kähne der Fischer hin und her, und oft durchschnitten sie den Goldstrom, den von Westen her die Sonne über die Wellen hingoß. Und am fernen Himmel schwere dicke Wolken, von der Sonne durchglüht, und endlich die westlichen Felsen, deren Strahlen auf's Meer und die Stadt zurückwerfend. — Nur die Natur redet eine Weltsprache.

Bis die Sonne in das Meer hinabgestiegen war, fesselte mich dies Schauspiel auf der Jetée, und erst dann ging ich dem Meerufer bis zu den Bädern entlang. Nur wenige Spaziergänger begegneten mir, und selbst in den Gebäuden der Badeanstalt herrschte tiefe Ruhe. Ich hatte gehofft, wenigstens noch einen Theil der Badegesellschaften in Dieppe anzutreffen, und verzweifelte beinahe, als ich diese Oede hier am geweihten Orte sah. Ein Anschlagezettel, der mir verkündete, daß heute ein Ball stattfinden werde, gab mir wieder neue Hoffnung. Die Schönen sind mit ihrer Toilette beschäftigt, dachte ich.

Diese Hoffnung begleitete mich nach meinem Wirthshause, und war mein Tischgenosse. Schon um acht Uhr sollte der Ball beginnen, und ich nahm mir vor, um einiges Aufsehen zu machen, erst um neun Uhr zu erscheinen. Ich langweilte mich arg bis dahin, und wenn ich nicht ein paar neue Glacehandschuh nothwendig ge-

habt, und bei der Gelegenheit mit der Handschuhhändlerin eine Viertelstunde geplaudert hätte, so weiß ich nicht, was geschehen wäre, und ob ich mich nicht bereits um halb neun eingestellt haben würde.

Endlich trat ich in den Ballsaal ein. Schöne Decorationen, brillante Beleuchtung, ein completes Orchester, und — drei Damen und sieben Herrn, die sich Alle verwundert, die Einen die Andern ansahen. Die Unterhaltung war sehr lebendig zwischen einer Dame und zwei Herrn; die übrigen zwei Damen und fünf Herrn saßen zerstreut auf den langen Bänken, drei Reihen terrassenartig übereinander, und sahen stets nach der Thüre hin, die sich nur öffnete, so oft der beunruhigte Wirth aus- oder einging. Ich war der letzte Ballgast, der ankam, und eine Viertelstunde später trat der Wirth abermals ein, und erklärte uns, daß, da in Ermangelung der Gäste der Ball nicht statt finden werde, wir unser Geld wieder erhalten würden, und er uns eine angenehme Ruhe wünsche. Ich gewann auf diese Weise 3 Fr. und ein paar weiße Handschuhe, die ich für den nächsten Ball in Paris aufbewahren werde.

In der Nacht träumte ich wenigstens mehrere Stunden von dem schönen Balle, der wie ein Alp in meinen Gliedern lag. Ich sah die Gräfin Y., die ich nicht gesehen, und tanzte mit der russischen Prinzessin Tcharim, wobei

ich dem Lord M. auf die Hühneraugen trat, daß er zurücksprang, und die dicke Comtesse L. umwarf, daß sie in Ohnmacht fiel, woraus dann ein Duell entsprang, in dem ich eben todtgeschossen werden sollte, als ich aufwachte, durch einen Streit geweckt, der sich durch zwei Karrenschieber vor meinem Fenster ausfocht.

Die Badegäste sind die Zugvögel der heutigen Gesellschaft. Der erste kalte Nordostwind treibt sie meist fort in ihre Heimath zurück. Aber ich hatte gehofft, daß wenigstens nicht Alle ausgeflogen sein würden. Ich hatte mich verrechnet. Später war ich mehrmalen in der Badeanstalt. Alles war öde und verlassen, und nur in dem Lesekabinette fand ich ein paar invalide Offiziere, und eine ehemalige Hofdame der Herzogin von Berry, die sich in Dieppe aus Pietät gegen ihre frühere Gebieterin niedergelassen hat.

Während der Saison soll übrigens Dieppe einer der angenehmsten See-Badeörter Europa's sein. Und ich glaube es gern. Die schöne Natur ist hier die Festordnerin, und wo sie zu wünschen übrig ließ, haben die Unternehmer der Badeanstalt und die Stadträthe von Dieppe nachgeholfen. Das Badegebäude besteht aus einer langen Gallerie, die an beiden Seiten in einen geräumigen Saal ausläuft. Der rechts ist für die Herrn bestimmt, und enthält eine Bibliothek und ein Lesekabi-

net französischer und englischer Zeitschriften. An die Deutschen denkt Niemand. Woher das wohl kommen mag? — Der Saal links gehört den Damen; ein Fortepiano, mehrere Sammlungen der geistreichsten Lithographien sind bestimmt, die Zeit mit Anstand zu tödten.

Ein Gitter umschließt einen großen Hofraum, und mit Vergnügen sah ich dort alle alten Bekannten des Champ elisée, als da sind Carroussels, elastische Bombenwerfer, Schaukeln und dergl. wieder, und zugleich die unbeschränkte Erlaubniß, all das in meiner Phantasie zu beleben, mir die schönsten Ringstecherinnen, Bombenwerferinnen, Schauklerinnen zu denken, die ich immer wollte. Nicht eine lebendige Seele störte mich in meinen Träumereien.

Links am Ende des Hofraumes ist ein Restaurant; aber nicht ein Schornstein rauchte, und Thüren und Fenster waren verschlossen. Außerhalb dem Gitter, das das Heiligthum einschließt, ist ein Kreis von Kramladen aller Art, ein kleines Palais royal. Putzmacherinnen, Haarkräusler, Juwelier, Buchhändler, Weinhändler, Parapluekrämer, Brillenmacher, und noch dreißig andere siedeln sich hier während der Saison an, und legen ihre Waaren aus.

All diese Gebäude und Gallerien sind von Holz, und man könnte auf den ersten Anblick glauben, daß sie

wie zu einem Feste, den Coulissen eines Theaters ähnlich, nur für Heute aufgeschlagen seien. Sie sind bestimmt den Stürmen des Meeres zu trotzen, und trotzen ihnen in ihrer Schwäche. Wie bei dem Weibe ist diese ihre Kraft. Aber der Gegensatz ist hier schlagend. Vor uns das Meer, neben uns die Felsenklippen, das befestigte, schwerfällige Schloß von Dieppe, hinter uns die Thürme der Stadtmauer, denen selbst die englischen Bomben nichts anhaben konnten; — und unter unserm Fuße die leichte Diele, und über uns ein luftiges Bretterdach, nur der Lust geweiht. Jene trotzen dem Meere, und es straft ihren Trotz, indem es den Fuß der Felsen anfrißt, und von Jahr zu Jahr einen Theil derselben in seinen Abgrund herabreißt; diese lächeln ihm freundlich entgegen, und sie entwaffnen seinen Zorn, und es zieht an ihnen vorüber, nur im Spiele seinen Schaumschleier mitunter über sie werfend, und sie dann in der Sonne um so schöner glänzen zu machen, wenn dieser Schaum sich in Perlen auflöst. Es ist als ob der Meergott seinen Wellen zurief: „Rührt nicht daran, denn hier wurde ein Kranker geheilt, hier freute sich ein Gesunder, und das Alles ist nur errichtet, um mir ein Dankopfer zu bringen."

Ich kam zu spät, um die Feste, die hier gefeiert werden, zu sehen, und könnte nur erzählen, was mir

erzählt worden. Wen es interessirt, mag sichs eben auch erzählen lassen; es geht lustig genug zu.

Dieppe ist erst seit etwa zwanzig Jahren als Badeort in Mode gekommen. Ueberhaupt sind die Seebäder als Heilmittel erst in neuerer Zeit anerkannt worden. Vor Alters sprach man denselben zwar schon die Kraft zu, die von wüthenden Hunden Gebissenen zu heilen, aber es mag dies eine Cur gewesen sein, wie eben noch jetzt oft die der Bäder, die man in Ermangelung eines Bessern vorschreibt. Die Herzogin von Berry, die alljährlich nach Dieppe kam, brachte dies Bad zuerst in Ansehen, und die Revolution hat nur 1830 nachtheilige Folgen für dasselbe gehabt. Dieppe wurde für die Pariser eine Nothwendigkeit, und wenn früher die hohe Gesellschaft hinzog, weil die Herzogin dorthin ging, wenn die Masse der Schafe hierher kam, weil ein Schäflein voranging, so sind sie jetzt so an den Weg gewöhnt, daß sie des Leithammels nicht mehr bedürfen. Dieppe gewinnt übrigens durch die Badeanstalten jährlich viele Tausende, und verdankt denselben, daß überhaupt die Stadt sich wieder allmählig erholt. —

Dieppe ist eine Art Schmarotzerpflanze. Es lebt auf Kosten Anderer, auf Kosten der bei ihr einkehrenden, oder vorbeiziehenden Gäste. Kaum sind die Badenden ausgeflogen, so vertritt der Hering deren Stelle.

In der Mitte October durchzieht dieser Fisch die Gewässer der Manche von Boulogne bis Havre. Hundert zwanzig bis dreißig Barken sind mit dieser Fischerei beschäftigt. Die Heringe, die Octobersaison, werden frisch verschickt und meist in Paris und den Provinzen verzehrt.

In der Mitte August gehen ebenfalls etwa sechszig bis achtzig Schiffe, jedes etwa 25 — 30 Tonnen haltend, und mit etwa 15 Seeleuten bemannt, von Dieppe aus auf den Heringsfang. Der Hering stellt sich um diese Zeit an der nördlichen Küste von England ein, und die Fischer salzen ihn auf ihren Schiffen. Man giebt diesen Heringen allgemein den Vorzug.

Im Monat Juli ist es ein anderer Gast, auf dessen Kosten Dieppe lebt. Um diese Zeit tritt der Maquereau in die Gewässer der Pikardie, wo ihm die Fischer von Dieppe einen Besuch abstatten.

Aber die Diepper Fischer begnügen sich nicht mit der Beute, die sich die Mühe giebt, ihnen gleichsam auf halbem Wege entgegenzukommen. Zu Anfang des Monats Februar und März ziehen eine Menge Schiffe von Dieppe nach den Gewässern von Neufundland, um dort den Stockfisch zu fangen, den sie theils gesalzen, theils getrocknet einbringen.

Die Fischerei ist einer der Haupt- oder besser der einzige bedeutende Erwerbzweig der Diepper. Die größern

Kaufleute sind die Schiffrheder, die kleinern leben von den Fischern, von dem Verkaufe dessen, was diese selbst zu ihrem eignen Unterhalte oder zum Fischfange nöthig haben.

Der Handel von Dieppe ist so zu sagen null, wenn man von dem Fischhandel absieht. Nur ein Zweig blüht hier, und zwar der der Arbeiten in Elfenbein. Das vierte, fünfte Haus in Dieppe ist ein Laden dieser Spielereien oder wenn man so will dieser Kunstwerke. Man muß gestehen, daß dieselben oft mit vielem Fleiße gearbeitet sind. Aber wenn sie wirklich mitunter einen Kunstwerth haben, so hat der Künstler seine Mühe auf einem unfruchtbaren Felde verschwendet. Die Frommen kaufen die beinernen Christus- oder Madonnabilder, die Ketzer einen Voltaire oder Jean Jacques, die alten Soldaten einen Napoleon, und die Badegäste Kleinigkeiten aller Art. Am Ende leben durch dieselben ein paar hundert fleißige Arbeiter mit Anstand, und da mag man denn den Liebhabern schon die kleinen Spielereien gönnen.

Dieppe war vor Zeiten eine der ersten Seestädte Frankreichs. Ich könnte seine Geschichte erzählen, und wer wollte, würde Mancherlei daraus lernen. Aber Zeit und Raum erlauben mir nur ein paar Bemerkungen. Der hiesige Kaufmannsstand war früher reich genug, um ganze Kriegsflotten auszurüsten, und sich selbst Recht zu verschaffen, wenn ihm Staaten und Fürsten zu nahe

getreten waren, und seine Macht zu zeigen, wenn ein König von Frankreich eines tapfern Heeres auf der See bedurfte. Die Geschichte von Dieppe ist die der italienischen Republiken, der deutschen freien Hansestädte. Dieppe wurde reich, mächtig und geachtet, auf dieselbe Weise wie diese, und sank zu seinem jetzigen Zustande herab, durch dieselbe Ursache, wodurch diese sanken. Die Freiheit war der Baum, von dem sie ihre goldnen Früchte pflückten. Ich habe es schon gesagt, die Regierung ist die beste, die am wenigsten regiert. Die alten Städte waren selbstständig, sie verrichteten ihre Geschäfte selbst, und verrichteten sie deswegen gut. Die Abgaben der Stadt blieben in der Stadt selbst, und die Bürger sahen zu, und entschieden, wie dieselben am besten zum Wohle der Gemeinde verwendet werden könnten. Es gab für sie keine Regierung, die sie in Schutz nahm, und deswegen schützten sie sich selbst; sie waren nicht gezwungen, erst höhern Ortes anzufragen, ob sie dies oder jenes zum Wohle des Ganzen thun durften, und deswegen geschah, was nöthig war, im Augenblicke, wo es nöthig war. Die Vormundschaft führt stets eine schlechtere Verwaltung als der eigne Besitzer, als der Vater, der nur an seiner Kinder Wohl denkt, und nicht auf deren Unkosten leben will oder muß. In Frankreich schützt die Regierung jetzt alle Städte auf eine Weise, daß sie sicher nicht

durch einen unüberlegten Streich zu Grunde gehen, aber auch durch keinen überlegten, sondern durch die Unthätigkeit, in der man sie erhält. Man verhindert logisch, daß sie fallen, indem man ihnen untersagt, zu gehen. Man hat vergessen, daß das All um der Einzelnen willen da ist, und nicht der Einzelne um des Alls willen; daß das Wohl Aller das Wohl des Alls ist.

In der Geschichte von Dieppe wird dies so klar als möglich. So lange diese Stadt selbstständig war, schritt sie mit Riesenschritten vorwärts. Sie konnte ohne Beihülfe einer andern Regierung als die ihres eignen Stadtrathes Kirchen und Schlösser bauen, die Stadt befestigen, Hafen graben, und Brücken über dieselben wölben. Ihre Handelsflotten durchstrichen das Meer und entdeckten ferne Länder, und ließen Colonien in denselben zurück. Dieppper Kaufleute waren die ersten Europäer, die nach den morgenländischen Küsten von Afrika segelten und sich dort niederließen, sie umschifften zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung. Auber und Verazar, zwei Dieppper Seeleute, entdeckten Canada, die Brüder Parmentier die Inseln von Fernambuk. Dieppper Seeleute, von Guerrard und Roussel geführt, ließen sich selbst vor den Spaniern in Muragnon in Amerika nieder, und Ribaud war der erste, der sich in Florida ansiedelte. Ein einzelner Dieppper Seemann, Pierre, wurde der Schrecken

aller Länder, und ein einzelner Dieppér Kaufmann, Ango, konnte dem Könige von Portugal den Krieg erklären, und ihn zwingen, Gesandten zu ihm zu schicken, um den Frieden zu erbitten.

Und was ist aus dieser reichen, gewaltigen Seestadt geworden? Und wie ist sie das geworden, was sie heute ist? Ist das Meer, die Quelle ihres ehemaligen Reichthums, zurückgetreten? Können die Diepper keine Schiffe mehr bauen, sind die Seeleute entartet? Nein, es ist Alles ungefähr so, wie vor vier, fünfhundert Jahren. Und nur Eines hat geändert. Die freie Stadt, die selbstständig handelte, wurde in den Krater der alles absorbirenden Herrschaft eines Franz I., eines Ludwig XIV. herabgezogen, und verlor von dem Augenblicke an ihren Reichthum, ihre Macht, ihr Ansehen.

Dieppe, die reiche Seestadt, ist heute nur noch eine Art Seedorf. Die Häuser dieses See-Dorfes, die Schiffe, sind kleine einstöckige Hütten, und nur selten verläuft sich ein zwei- oder dreistöckiges Schiff in seinen Hafen. Die Seeleute sind eben so rüstig, eben so tapfer wie früher, wo ein Duquesne aus ihnen hervorging; aber sie sind nicht mehr die unternehmenden Großstädter, deren Blick sich nach allen Weltgegenden hinrichtete, und deren Schiffe bis in die entferntesten Häfen hineindrangen, und da, wo keine waren, sich welche schufen. Sie

sind heute nur noch schlichte Ackerbauer der See, — wie man die Fischer nennen könnte, — die dort mähen, wo der Himmel eine Frucht für sie aufkeimen läßt, und die nur selten die nächsten Gränzen ihres Kirchspiels überschreiten, um einen fernen Markt zu besuchen. Und wie sollte es anders sein? Seit zwanzig Jahren bedarf der Hafen von Dieppe einer Ausbesserung, die sechs oder acht Millionen kosten würde, und seit zwanzig Jahren, in welcher Zeit Dieppe vielleicht fünfmal so viel an Steuern zahlt, sucht es vergebens die Regierung zu bewegen, diese Ausbesserung vorzunehmen. Und wer kann bezweifeln, daß, wenn die Stadt wie sonst diese Millionen selbst zu verwenden die Macht gehabt hätte, nicht seit langer Zeit den Bedürfnissen des Ortes abgeholfen sei?

Das Predigen für taube Ohren ist langweilig. Die Tauben wollen durch Zeichen und Wunder oder durchs Gefühl belehrt sein. Und deswegen werden denn von Zeit zu Zeit den Tauben die Lehren, die sie nicht verstehen wollen oder können, recht fühlbar eingebläut. Und dann klagen sie arg.

Die Diepper fühlen mehr als sie es eigentlich wissen, wodurch ihre Stadt so tief herabgesunken ist. Sie suchen die Ursache in den politischen Gestaltungen, und sind deswegen sehr heftige Politiker. Die Einen ahnen,

daß der ehemalige blühende Zustand ihrer Stadt eine Frucht der Freiheit war, und diese nennen sich Republikaner; die Andern hatten mitunter das Glück, von der Herzogin von Berry oder ihrem Ceremonienmeister eingeladen zu werden und mit ihr dieselbe Zimmerluft einzuathmen, und diese sind sehr ergiebige Anhänger der Legitimität; die Dritten endlich haben bei der Julirevolution ihr Schäfchen geschoren, und denken jetzt den Gewinn in Sicherheit zu bringen, und sind deswegen Juste milieus. Außer den Fischern, die keiner Partei eigentlich angehören, halten fast alle Diepper mehr oder weniger fest zu der einen oder andern. Die Republikaner sind die Mehrzahl und bestehen meist aus Leuten des Volkes oder des Mittelstandes; die Anhänger der Regierung sind die reichern Kaufleute, und die der Restauration viele alte Beamten, ein paar alte reiche Diepper Familien, und etliche Adeligen. Die Nationalgarde ist in Mehrzahl republikanisch, wie die Wahl ihrer Offiziere und des Commandanten, Hr. Feret, Bibliothekar und Redacteur des memorial dieppois, beweist. Die Wähler der Deputirten sind dagegen in Mehrzahl Anhänger der jetzigen Regierung, wodurch zwischen dem Volke und der Deputation ein Mißklang sich herausstellt, der dereinst, wenn er nicht in die Harmonie aufgelöst wird, die Hrn. Dirigenten des politischen Conzertes zwingen wird, die

übrigen Instrumente umzustimmen, da am Ende doch die Nationalgarde den Grundton angiebt.

Die politischen Debatten sind in Dieppe heftiger, als dies gewöhnlich in den Provinzen der Fall ist. Alle drei Parteien haben ihr Blatt, die Legitimisten le phare, das juste milieu: la vigie, die Republikaner endlich le memorial dieppois. Das erstere ist meist in einem sehr anständigen und gemäßigten Tone geschrieben; das zweite dagegen stets in einem sehr gereizten Zustande. Es vertheidigt in Dieppe eine verzweifelte Sache, und findet in dem Memorial einen Gegner, dem es weder an Talent noch an Gelehrsamkeit gewachsen ist. Deswegen werden seine Angriffe am Ende meist persönlich, und führen dann zu Herausforderungen, und zur Raison der Pistolenkugeln. Es ist schlimm, wenn man keine bessern hat.

Die Verhältnisse in Dieppe sind gewiß mit Ursache, daß die politischen Diskussionen dort so heftig geführt werden. Zwei Drittheil des Jahres ist Dieppe fast ohne alle Beschäftigung, und seine Bürger haben dann Zeit zu politisiren. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in Dieppe sind der Art, daß sie nicht wie sonst meist vermittelnd eintreten. Es giebt kein einziges Haus in Dieppe, das Besuche annimmt, das einen Salon eröffnete. Jeder lebt in seinem Hause als ob vor der Thüre die Wüsten

Afrikas anfingen. Keine einzige literarische Gesellschaft, keine Cirkeln, keine besuchten Caffehäuser, kein Lesekabinet; Nichts was der Gesellschaft Geselligkeit giebt, und die Menschen an Duldsamkeit gewöhnt. Auch anderswo fand ich Parteien, aber diese sahen sich hier und dort, und sprachen sich, und söhnten sich mit einander wenigstens in gesellschaftlicher Beziehung aus, und waren Feinde, die sich auf den Vorposten die Hand reichten und traulich mit einander plauderten, bis die Trompete zur Schlacht blies. In Dieppe ist dies nicht möglich. Es ist dort weder ein kleinstädtisches noch ein großstädtisches Leben, sondern gar keines. Die Diepper, sehr brave, sehr tüchtige, sehr fleißige und rüstige, sogar sehr mäßige und moralische Leute, sind in gesellschaftlicher Beziehung eben wahre Dachse, die im Winter von ihrem Fette leben, ohne ihre Höhlen zu verlassen. Nicht einmal die schöne Natur scheint für sie einen Reiz zu haben; denn ich fand auf den herrlichen Promenaden, auf der eine so erschütternde Ansicht gewährenden Jetée nur mitunter einen Fremden, fast nie einen Diepper. Der Himmel vergebe ihnen diese Sünde. Ich aber nicht. —

Le Pollet.

Dieppe, — October 1837.

Gegenüber von Dieppe, nur durch den Hafen von diesem getrennt, liegt ein Fischerdorf, le Pollet. Es gehört dies Dorf zur Stadt, es bildet mit ihr nur Eines; aber kaum hat man die kleine Schiffbrücke, die aus der Stadt in den Pollet führt, überschritten, und ist in eine der Straßen eingetreten, so glaubt man viele Meilen weit entfernt in einem andern Lande zu sein. Die Häuser, die Kleider, die Sprache, der Menschenschlag, Alles ist so ganz anders, fremdartig und neu.

Die Fischer und Fischhändler von Dieppe bewohnen dies der Stadt angehängte Dorf. Einige Straßen, kleine aus Holz und Lehm gebaute aschgraue und schwärzliche Häuser findet man auch anderswo. Aber selten haben sie diesen ganz fremdartigen Beigeschmack. Die enge Straße wird noch enger durch hundert hölzerne oder eiserne

Arme, die an jedem Fenster und Fensterlein hinausgestreckt sind, und an denen die Kleider der Matrosen, der Fischerinnen, die Netze und die Fische zum Trocknen aufgehängt sind. Hier eine graue Matrosencapuze, dort ein rother Unterrock, und neben diesem ein Dutzend schillernde Maquereaus, über einem braunen Netze, das sie erst gestern fing. In diesen kleinen Häusern wohnt in jeder Stube eine Familie, Vater, Mutter, Großvater und Großmutter, und eine ungezählte Schaar von Enkeln; denn die Ehen der rüstigen Seeleute sind gesegneter Natur. Daß hier an keine Hausflur zu denken ist, ist erklärlich. Von der Gasse tritt man in die Stube, Schlafstube, Eckstube, Speicher, Küche und Keller, Alles zugleich, ein. Ich warf in einige derselben einen verstohlenen Blick, und sah die Bette hier übereinander geschachtelt, wie in den Cajüten eines Schiffes, und in einzelnen Stuben deren zehn, zwölf und mehr. Diese mochten hier freilich zum Vermiethen an die zur Fischsaison aus der ganzen Umgegend in Dieppe ankommenden Fischer bestimmt sein, doch ist es auch immer möglich, daß sie einer einzigen Familie angehörten, denn, wie gesagt, die Ehen sind gesegnet.

Vor den Thüren stehen und sitzen die Weiber des ganzen Hauses, sechs, zehn, zwölf an der Zahl, und arbeiten, flicken die alten Netze, stricken neue, oder waschen

die Matrosen-Kleider, und bessern sie aus. Um sie herum die Schaar der Kinder, die theilweise beschäftigt, in Mehrzahl sich den Spielen ihres Alters überlassen. Und ab und zu tritt ein Matrose an die Frauen heran, und sagt ihnen eine derbe Artigkeit, daß alle auflachen; und hier und dort ein Greis, auf dessen Stirne, in dessen ruhigen Zügen geschrieben steht, daß er hundert Stürmen getrotzt, und jetzt nur noch die Stimme des ewigen Steuermanns abwartet, um jenseits seinen Anker auszuwerfen.

Wenn ich ein Maler wäre, würde ich diese Bilder wiederzugeben versuchen. Vielleicht auch nicht, denn das Leben, das hier herrscht, ist doch am Ende Alles, und das malt sich nicht. Und nun den Geruch, der hier die Luft durchweht, und ohne den ich mir den Pollet gar nicht denken kann, wie ihn malen, wie diese saure, gesalzene, nach Fischthran und Theer riechende ätherische Sauce des Ganzen wiedergeben? Und die Sauce, wie stets, macht die Sache erst recht pikant. Das male Einer, das beschreibe Einer!

Auch die Menschen sind hier ganz andere. Die Männer sind klein und untersetzt, die Weiber schlank, wenn auch nicht groß, und kräftig. Eine gesunde Gesichtsfarbe, ein frisches Auge, sind die schöne Zierde eines meist regelmäßigen, etwas länglichen Gesichtes. Die Männer lassen in ihren Zügen meist nur jene ernste Entschlossen-

heit der Seeleute ahnen, während in denen der Weiber nicht weniger Keckheit, dann aber auch Ironie und Geist liegen. Die Frauen sind hier beinahe noch merkwürdiger als die Männer. Diese gleichen eben im Allgemeinen den Seeleuten, während die Frauen des Pollets eine Art für sich sind. Sie sind fast mehr Mann, als ihre Männer. Sie sind gewohnt, die Herrschaft des Hauses zu führen, so lange die Männer abwesend sind, und sie legen diese selten nieder, wenn sie anwesend. Sie sind es, die die eingefangenen Fische verkaufen, und kommen hierdurch mit den in der Cultur weiter vorgerückten Dieppern in viele Berührung, wodurch sie denn sehr bald auf eine höhere Stufe gelangen als ihre Männer, und so von Rechtswegen das Zepter führen, denn dieses gehört dem höher Begabten. Sie sind es, die die Schiffe in den Hafen und aus demselben ziehen, und noch viele andere anstrengende Arbeiten mit ihren Männern theilen, wodurch sich ihr Körper stählt. Ihre Männlichkeit giebt ihnen dann Sinn für die Genüsse der Männer; sie fehlen nie bei ihren Festen, und es ist in denselben stets zweifelhaft, ob die Frau oder der Mann das letzte Wort beim Rundgesang, und das letzte Glas, wenn der Cider auf die Neige geht, behält. Diese etwas barbarische Sitte hat dann wieder das Gute, daß Mann und Weib seltener in Streit gerathen, daß die Frau nie dem Manne vor=

werfen kann, er vertrinke Haus und Habe, und endlich, daß beide zusammen und zwar sehr zeitig nach Hause zurückkehren. Ich wollte eines Sonntags Abends die Kneipen, in denen die Polletais sich einfinden, besuchen und kam um sieben Uhr eben noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der Wirthsjunge einen furchtbaren Haufen von ausgeleerten Schaalthieren auf die Seite brachte. Die Polletais waren bereits mit ihren Frauen nach Hause gegangen. Wer gegen diese Mannfrauen was hat, mag es mit ihnen selbst ausmachen, wenn er seine gesunden Rippen wagen will; denn es ist eben mit ihnen nicht zu spaßen. Den Pariserinnen aber, die für die Emanzipation der Weiber seufzen, weiß ich keinen bessern Rath zu geben, als einen Polletais zu heirathen.

Bis vor etwa zwanzig Jahren zeichneten sich die Bewohner des Pollet noch mehr als gegenwärtig durch ihre Tracht aus. Jetzt besteht dieselbe meist in dem gewöhnlichen Fischercostüme der Normandie, einem langen braunen oder dunkelblauen Wamms, einer ähnlichen Hose, mit hohen bis zu den Lenden reichenden Stiefeln oder einer weiten grauleinenen Ueberhose, und endlich einem lackirten Matrosenhute oder einer rothen phrygischen Mütze. Vor zwanzig Jahren bestand dies Costüm noch in hellblauer Jacke mit weißen Schnüren und Aufschlägen, in einer Plumphose, hohen Strümpfen und Schuhen mit

Schnallen. Die Civilisation macht selbst hier Fortschritte, und hat vieles von den Eigenthümlichkeiten der Polletais, unter andern ihren Erbhaß gegen die Dieppet zernichtet. Dennoch ist der Charakter dieses Völkchens noch immer originell genug.

Der Polletais ist wie meist die Seeleute tapfer und herzensgut. Die Wittwen und Waisen werden von den rüstigen Fischern ernährt, und geben ihre Netze auf die Fischerbarken, die ihnen dann so gut ihre Beute abwerfen, als ob ihr Gatte und Vater auf denselben mit den übrigen Fischern Mühe und Gefahr getheilt. Kein Armer spricht vergebens bei einem Polletais, so oft er mit seiner Beute beladen in den Hafen einläuft, vor. Ein uraltes Lied verewigt die Gewohnheit der Armen, die Fischer um ein Almosen anzugehen.

O veit du bord de Dieppe
Ching ou six mêlangueux.
Cé femme et cé fillette
Chan vonz au-devant d'eux
Priant la bon' maraie.
Vous veijez frère Blaize
Avec chan cocluçon
Carrecher cé Poltaises,
Pour avoir du poisson.
Mais moi, ze feis ma ronde
En poltais racouchi (pauvre)
Et tout au bout du compte

Ze n'ai qu'un mèlan ouit. (pourri)
A vos, zeune fillette,
Qui veut se mariai
Quand un Poltais s'embarque
Il faut le vitaillai
Sa bouteille à la caode (chaud, eau de vie)
Et pi chan cicatin (tabac à chiquer)
Sa fricassé tóut caode
Et pi chan bout d'boudin. *)

---

*) Man sieht am Ufer von Dieppe
Fünf oder sechs Merlanschiffe.
Diese Frauen und Mädchen
Gehen ihnen entgegen
Und bitten um eine gute Fluth,
(Vielmehr eher, die gute Maria)
Ihr sehet den Bruder (Mönch) Blaize
Mit seiner Capuze
Den Polleterinnen schmeicheln
Um Fische zu erhalten.
Ich aber mache meine Runde
Als armer Polletais,
Und am Ende meiner Rechnung
Habe ich nur einen faulen Merlan.
Euch (sage ich) junge Mädchen,
Die ihr heirathen wollt,
Wenn ein Polletais sich einschifft,
Müßt Ihr ihn aproviantiren,
Seine Flasche mit Schnabs,
Und dann seine Chique (Taback zum Kauen)
Sein Frikasse ganz warm,
Und dann sein Stück Wurst. —

Die Poesie des Bettlers des Pollet, wenn auch nicht gerade sehr poetisch, charakterisirt vielleicht eben deswegen ihr Vaterland um so besser. Der arme Teufel handelt und spricht wie seine Brüder in allen Ländern, er macht sich noch ärmer, als er ist, und behauptet, daß er nur einen faulen Merlan erhalten habe, um wohl von Andern einen frischen zu bekommen. So viel ist gewiß, daß er seine Runde machte, und daß dabei etwas abfallen mußte. Der Rath, den er endlich den Mädchen ertheilt, ist ebenfalls wieder charakteristisch, und zeigt, daß der Bettler die Weiber des Pollet bei ihrer schwachen Seite zu fassen wußte. Ich werde an einem andern Orte noch näher von den Bettlern in der obern Normandie sprechen, und kann hier nur versichern, daß ein solcher in Pollet selten leer ausgeht, denn seine Bewohner haben ein sehr mitfühlendes Herz.

Je größer die Natur um uns, desto kleiner erscheinen wir uns selbst. Wenn das Meer stürmt, und sich an den Felsen bricht, wenn der Eichenwald braust und der Wind den tausendjährigen Baum ausreißt, dann schauern wir zusammen, und wir beten oder beten an. Deswegen sind die Seeleute frommer als wir armen Erdwürmer, denen selten die Natur so wie ihnen in ihrer Allgewalt entgegen tritt. Die Bewohner des Pollet sind nicht weniger fromm, als alle andern Seeleute. Ich war

einst in der Bergleute-Kirche zu Goslar, und die ernste, feierliche Stille, der erhabene, ruhige Gesang, der, wie aus tiefem Schachte, aus ihrer Brust zum Himmel hinaufdrang, hat mich damals bis in's Innerste erschüttert. In der Kirche der Bewohner des Pollet ist es mir anders ergangen. So lange der Priester allein betete, herrschte auch hier eine feierliche Stille, als aber die Fischer und Matrosen zu singen begannen, wurde mir unheimlich zu Muthe. Es war als ob sie einen Sturm mit ihrem Gesange beschwören wollten, als ob sie befürchteten, der liebe Herrgott werde sie, eben ob des Sturmes nicht hören, und deswegen überschrieen sie denselben. Ich glaubte das Heulen der Wogen durchzuhören, hier ein Hülferuf, dort ein Angstschrei. Und als ich dann um mich sah, und die helle Sonne durch die Fenster schien, und sie den bösen Sturmtraum verscheuchte, und mich aus der Poesie ins Leben zurücktrieb, fingen mir die Ohren an so wehe zu thun, daß ich bald nichts Besseres zu thun wußte, als die Kirche so schnell als möglich zu verlassen, und mein Trommelfell zu retten. Ich begriff, als ich draußen war, und mir noch eine halbe Stunde lang die Ohren gellten, nicht, wie der liebe Herrgott das mit anhören und der Teufel das aushalten kann. —

Ein paar Tage später aber sah ich zufällig einen Leichenzug, in dem Mann und Frau in stiller Andacht einem

Schiffbrüchigen des Lebens bis zu seiner letzten Wohnung folgten, wobei sie Alle mit so ruhigem Ernste zu Werke gingen, wie dies bei Menschen natürlich ist, die dem Tode tausendmal unverzagt ins Auge gesehen haben. Selbst die nächsten Verwandten hinter der Leiche sprachen ihre Trauer nur durch die Ruhe aus, die in ihren Zügen herrschte.

Von der Frömmigkeit bis zum Aberglauben ist meist nur ein Schritt; die Gränze ist eine mathematische Linie. Aber es giebt verschiedene Arten des Aberglaubens. Mit der einen treibt man die Kinder zu Bette, und bringt die alten Weiber zum Schweigen. Die andere ist die Poesie des schlichten Verstandes, der die Räthsel der Natur zu lösen sucht. Von dieser Art war der Aberglaube der Alten, der Griechen, Römer, und vor Allem der der Germanen; von jener, der der neuern Zeit, der Bodensatz des kirchlichen Christenthums. Der Aberglaube der Seeleute ist meist echt heidnisch, männlich kräftig. Die Natur, in der sie leben, ist zu groß für ihren Verstand und ihr Auge, sie staunen ihre Wunder an, und suchen sie in ihrer Poesie des Aberglaubens nachzubilden. Ich habe nichts dagegen, denn dieser Aberglaube hat noch aus keinem rüstigen Seemanne eine Betschwester gemacht. Wie fromm und abergläubig auch die Bewohner des Pollet sind, so sprechen sie doch ihre Vater unser nur,

wo's eben Noth thut, und sind sonst ganz kernhafte Männer, die sich nicht einmal fürchten, selbst im Beichtstuhle etwas Weniges zu fluchen, und mit einem Damne! mon père! dem Priester zu versprechen, sich das Fluchen abzugewöhnen. Eine Anektode, die man sich von einem Polletais erzählt, characterisirt alle seine Landsleute, ob sie nun wirklich stattgefunden hat oder nicht.

Ein Fischer des Pollet ging nach einer Krankheit in die Kirche, um seine Ave Maria zu beten, und dem Himmel für seine Genesung zu danken. In der Kirche hing ein gewaltiger Christus am Kreuze. Die Kette, mit der er befestigt war, zerriß, und der hölzerne Erlöser zerschmetterte dem Fischer den Arm, so daß dieser sehr bald wieder dem Tode nahe war. Da kam der Priester zu ihm, um ihn auf die Reise in die andere Welt vorzubereiten, und reichte ihm am Ende der Ceremonien ein Christusbild zum Küssen. Erst wollte sich der todtkranke Fischer nicht dazu verstehen. Endlich aber gab er dem Zureden des Priesters nach, und sagte: „Pour toi, auf das Kreuz deutend, „ze veux bien, ze ne l'en veux pas; mais pour ton .... grand coquin de frère, Dieu me damne si ze le bais zamais!“ —

Eine andere Geschichte ist nicht weniger charakteristisch. Der Erzbischof d'Ambigne von Rouen war mit dem Pfarrer des Pollet unzufrieden. Ich weiß nicht,

welcher Ketzerei man ihn beschuldigte. Genug, der Erzbischof verbot allen Vikaren der Pfarrei im Pollet Messe zu lesen. Die Polletais störte dies wenig, so lange nur der von ihnen hochgeschätzte Pfarrer seine Messe lesen konnte. Um dem Scandal ein Ende zu machen, kam endlich der Erzbischof nach Dieppe, und hielt in der Kirche zum St. Remy eine Calende, die über den ketzerischen Pfarrer aburtheilen sollte. Da drangen die Polletais in die Kirche, trieben das heilige Gericht auseinander, und zwangen den Erzbischof zur Flucht. Aber es war ihnen dies noch nicht genug. Sie wollten eine ernstere Rache für den Angriff gegen ihren geliebten Pfarrer, und so besetzten sie die Brücke, über die der Erzbischof fahren sollte, um ihn dort aufzufangen und in's Meer zu werfen. Wohl nur um an ihm die Macht der Wasserprobe als Gottesgericht zu versuchen. Der Erzbischof hatte aber nicht Lust, wie der heilige Nepomuk sich durch ein kaltes Bad die Heiligkeit zu erkaufen, machte einen Umweg, und eilte durch das entgegengesetzte Thor aus der Stadt. —

Ein guter Christ wird ein Kreuz schlagen ob der Frömmigkeit der Polletais. Aber so sind sie, fromm und kräftig und selbstständig zugleich. —

Das Leben der Seeleute ist so voller Abenteuer, die einem Wunder so ähnlich sehen, wie der Sohn dem Va-

ter, so daß es beinahe zu verwundern wäre, wenn sie nicht an Wunder glaubten. Ein Matrose erzählte mir ein paar solcher Abenteuer.

Eines Tages schleuderte der Sturm einen der Fischerkähne von Dieppe gegen die Jetée. Die empörten Wellen ergriffen dann das halbzersplitterte Schifflein, rissen es in die Höhe, warfen es über die Jetée weg, und verschlangen es mit Mann und Maus auf der andern Seite des Dammes. Hunderte von Zuschauern hatten vom Ufer den Kampf und den Untergang des Schiffleins mit angesehen, und es erkannt. Die Mütter und Frauen der Verunglückten hatten den Todeskampf ihrer Söhne und Männer im Geiste mit ausgefochten. Und die Freunde und Freundinnen versammelten sich um die Trauernden, und begleiteten sie, um sie zu trösten, nach Hause. Eine der Frauen aber, die ihren Mann, der noch vor ein paar Wochen ihr Bräutigam war, verloren hatte, fiel in Ohnmacht, und mußte in die nächste Hütte gebracht werden. Erst nach ein paar Stunden konnte sie nach Hause gehen. Und siehe da! als sie die Thüre ihres Zimmers öffnet, sitzt ihr Geliebter vor dem Heerde, und erwärmt sich die erstarrten Glieder. Die Freunde, die sie nach Hause begleiteten, schlugen ein Kreuz, aber die junge Frau fiel ihrem Geliebten um den Hals, und er erwiederte mit Fleisch und Bein ihre Küsse. Dieselbe Welle, die das

Schiff über die Jetée schleuderte, hatte ihn vom Verdecke herabgerissen, und auf jene geworfen, wo er besinnungslos liegen blieb, und erst wieder zu sich kam, als sich die müssige Menge verlaufen hatte. Andern Tages aber erzählten sich die alten Fischerinnen, die Notre Dame habe ihn aus dem Meere herausgeholt, und auf den Hafendamm gelegt.

Ein andermal lief ein Fischerschiff bei Dieppe auf den Sand. Das stürmende Meer warf dasselbe hin und her, und drohte ihm mit jeder neuen Welle den Untergang. Da sprang die Besatzung in die Schaluppe, um sich zu retten; aber kaum war diese vom Schiffe abgestoßen, als sie das empörte Element erfaßte, umstürzte und die ganze Besatzung verschlang. Die Fluth und der Sturm warfen Welle um Welle über das gestrandete Schiff weg, und erst nach mehrern Stunden zog sich das Meer zurück, und ließ das Schiff auf dem Trocknen liegen. Die Douanenbeamten bewachen solche gestrandete Schiffe, und verbieten, dieselben zu besteigen, bis die Seebehörde sie in Augenschein genommen. Die Fischerknaben aber ermangeln selten, sich um solche Wracks zu sammeln, und so geschah auch damals. Und sie hörten deutlich im Schiffe Jemanden jammern, und eilten davon, weil sie an den Gott sei bei uns dachten. Die Beamten der Douane aber bestiegen das Schiff, und fanden die beiden

Schiffsknaben, die man nicht Zeit gehabt, mit in die Schaluppe zu nehmen, vor Kälte und Nässe erstarrt, sonst aber wohlbehalten und gesund, im untern Raume des Schiffes.

Solche wunderbaren Abenteuer hat beinahe jeder Seemann erlebt, und es erklären dieselben den Glauben an die Nichterlebten, die ihm am Ende nicht viel wunderbarer als jene selbst erscheinen können. Das Uebernatürliche, das Mystische liegt hier der Wahrheit so nahe, daß die Grenze zu halten wenigstens dem rohen Seemanne sehr schwer sein muß.

Das poetische Gefühl wird von Tag zu Tag durch die Ereignisse angeregt. Das Herz muß größer werden, denn es hat der Momente viele, in welchen es das höchste Glück und das höchste Unglück ahnen, träumen darf. Und solche Ahnungen, solche Träume sind meist erhabener, als die Wahrheit des Lebens.

So oft ein Schiff von Neufundland zurückkehrt, verläßt ein Pilote mit seiner Barke den Hafen, und segelt dem Schiffe entgegen. Auf diesem angekommen, darf der Pilote nur mit dem Capitain sprechen, und dieser erhält dann von jenem Nachricht über alles, was seit 4—5 Monaten, sowohl im Allgemeinen als insbesondere für die Mannschaft Interessantes sich ereignet hat. Erst wenn die Barke wieder vom Schiffe abgestoßen ist, verkündet der Capitain den Matrosen die Neuigkeiten, die sie und die

Ihrigen betreffen. Dem Einen kündet er den Tod eines Vaters, einer Braut; dem Andern die Geburt eines Sohnes an. Mit welchen Gefühlen die ganze Mannschaft die Pilotenbarke ankommen sehen, welche Ungeduld sie beleben muß, wenn der Capitain mit dem Piloten in seiner Kajüte allein ist, wie es den Einzelnen durchfahren mag, wenn, nachdem die Barke wieder vom Schiffe abgestoßen ist, der Capitain ihn zu sich ruft, und er zwischen der Furcht eines Todesurtheils oder einer Friedensbotschaft schwebt, läßt sich eher ahnen als beschreiben. Solche Momente erheben den Menschen, erweitern sein Herz, und geben ihm jene Ruhe, die am Ende vergißt, was Sturm ist, aber auch die Macht, die höchsten Gedanken in sich aufzufassen und zu verarbeiten. Es ist das eine Schule, in der man zum Poeten wird, ohne es zu wissen und zu wollen. —

Trotz dem verschwinden mehr und mehr die alten schönen Sagen der Matrosen und Fischer. Sie haben eben die charakteristischen Fischerkleider seit etwa zwanzig Jahren abgelegt; die Civilisation, die böse Civilisation droht selbst den Pollet zu revolutioniren.

Es kostete mich nicht wenig Mühe, und ich mußte mitunter selbst zu frühern Reisenden meine Zuflucht nehmen, um noch einige Spuren dieser alten Sagen aufzufinden.

Am Tage aller Seelen, le jour des morts, er-

neuert sich bei dem Seemanne das Andenken aller derer, die das Jahr über im Kampfe gegen das andere Element unterlagen. Und wenige haben nicht einen Vater, einen Bruder, einen Geliebten, einen Sohn oder einen Freund zu beweinen. Was Wunder, daß die Phantasie an diesem Tage lebendiger und reger war, und arbeitete und schuf. Jahr aus Jahr ein am Tage der Todten, so erzählen noch heute mitunter die Alten des Pollet, sah man um Mitternacht ein Segel aus dem fernen Dunkel auftauchen, das von einem frischen Winde dem Hafen von Dieppe zugeweht zu werden schien. Bald aber bemerkte man, daß die Segel schlapp am Maste herabhingen, was das Schiff nicht verhinderte, immer näher zu kommen. Endlich konnte man dasselbe erkennen. Es war dasjenige, das man seit einiger Zeit vermißte, und für untergegangen erklärt hatte. Das Schiff kam immer näher, und zuletzt unterschied man die Besatzung. Und die Mutter sah den verloren geglaubten, seit Monaten beweinten Sohn, und die Tochter den Vater, und die Schwester den Bruder, und die Wittwe ihren Mann. Und alle eilten herbei, die Geretteten zu begrüßen, und ihnen ihr Willkommen! entgegenzurufen. Die auf dem Schiffe aber standen stumm und regungslos. Doch darüber wunderte sich Niemand, denn sehr oft in drohender Gefahr thun die Seeleute das Gelübde, nicht zu spre-

chen, bevor sie in der Notre Dame und dem Himmel für ihre Rettung gedankt. Jetzt warf man dem Schiffe von der Jetée ein Tau zu, um es in den Hafen zu ziehen. Und Mann und Weib reihten sich, wie man dies täglich in Dieppe sieht, zur Kette, um das Schiff in den Hafen zu ziehen. Dieses aber wich nicht mehr von der Stelle, bis endlich die Uhr der Kirche Eins schlug, und es mit Allen, die darauf waren, verschwand.

Eine andere Volkssage, vielleicht in ihrem Ursprunge älter als jene, und wohl aus den Zeiten des druidischen oder germanischen Heidenthums herstammend, knüpft sich an dieselben Gedanken an, die der Tag der Todten hervorrief. Um Mitternacht hörte man durch die Straßen des Pollet einen Wagen rollen, und die Verwandten vernahmen die Stimmen der im letzten Jahre Gestorbenen. Weiße Hunde eilten dem Wagen voran, und ein Gespann von acht weißen Pferden zog denselben, auf dem die Gestorbenen in ihr Leichentuch gehüllt standen und saßen. Aber nur Wenige haben diesen nächtlichen Zug gesehen; denn der, der ihn sieht, stirbt im nächsten Jahre, weswegen denn Alle, die ihn hören, schnell die Fenster schließen.

Die Herkunft und Absicht der folgenden Volkssage ist weniger schwer zu errathen.

In einer Nacht nach einem furchtbaren Sturme wurde der Küster der Notre Dame de Gervais im Pol-

let durch das Läuten der Meßglocke geweckt. Rasch sprang er aus dem Bette heraus, glaubend, er habe sich verschlafen, und der Priester habe einen Andern aufgefordert zu läuten. Als er in die Kirche kam, sah er den Priester bereits am Altare, und eine Menge Fischer in stiller Andacht versammelt. Hier lag Jean, der vor einem halben Jahre ausgefahren und nicht wieder gekommen, auf den Knien, dort Paul, den der Küster, als das Meer seine Leiche ausgeworfen, selbst begraben half. Da ergriffen ihn Angst und Schrecken, so daß er weder sprechen noch von der Stelle konnte. Endlich wollte der Priester communiciren, aber er konnte nicht. Die Hostie entsank ihm, und sein Jammerschrei fand ein Echo in dem aller Anwesenden. Zuletzt wendete sich der Priester zum Küster und sagte ihm: „Meister Peter! mein armer Peter! erkennest du den Regnauld nicht wieder, dessen Schiff am Ostermontage auf dem Felsen von Ailly untergegangen ist? Ich hatte das Gelübde einer Messe für die Notre Dame gemacht, und ich habe mein Gelübde vergessen. Ich möchte nun selbst diese Messe lesen, um mein Gelübde zu lösen; aber wenn ich communiciren will, dann fühle ich die ganze Hölle in meiner Kehle, ich brenne, Meister Peter! Sage meinem Sohne, daß er nie die Messen vergesse, die er Notre Dame gelobt hat." —

Solche Geschichten thaten ihre Wirkung, und noch heute sieht man mitunter, wenn auch jetzt sehr selten, die ganze Besatzung eines Schiffes nach überstandenem Sturme barfuß und im Hemde die Wanderfahrt zu dieser oder jener berühmten Kapelle antreten, um einem Gelübde Genüge zu thun.

Ein solches Gelübde, im Sturme gethan, hat — Hunderte sind bereit, dies zu beschwören — die augenblickliche Wirkung, die Besatzung zu verdoppeln. Le navir èst doublé ist der Aufruf, mit dem die Besatzung in der höchsten Noth zu erneuerter Kraftanstrengung veranlaßt wird, und dies Wort allein hat schon manches Schiff gerettet. Der Glaube kann Berge versetzen, und warum sollte er nicht auch die Seeleute eines Schiffes vermehren können. Wenn dadurch auch nur Ein Vater seinen Kindern erhalten worden, wer dürfte dann es wagen, ihn zu belächeln.

Anderer Art ist ein Aberglaube der Mädchen des Pollet. Diese suchen in dem Meerkies einen weißen, besonders geformten Stein, den sie la pierre du bonheur nennen, und dem sie die Kraft zuschreiben, sie eben glücklich zu machen, sie aus der Gefahr zu retten, und ihnen am Ende einen braven Ehegatten zuzuführen. Belächelt die Unschuld, und beneidet die Glücklichen, die keines andern Schatzes bedürfen, als des jenes Steines,

um sich glücklich zu glauben. Glücklich die Armen im Geiste! — Wie viel tausend Jahre diese Sitte alt ist, weiß selbst unser liebe Herrgott nicht; denn damals, als man zuerst den pierre du bonheur suchte, war er nur der Gott der Juden. Die Götter Galliens aber können wohl die Geschichte des Steinchens erzählen. Daß man die Katze für den Teufel hält, daß die Fischer ein wahres Grausen erfaßt, wenn sie eine solche auf ihren Schiffen finden, ließe sich wohl erklären; aber daß sie einen beinahe ähnlichen Abscheu und Schrecken vor dem Namen eines Priesters haben, daß sie glauben, das Aussprechen desselben bringe Unglück, würde schwerer zu erklären sein. Ich habe vergebens der Erklärung nachgespürt, und muß mich begnügen, die Thatsache zu geben.

Endlich fand ich die bekannte Unglückszahl dreizehn hier wie überall in der Normandie wieder. Ein umgestoßenes Salzfaß, über's Kreuz gelegte Messer und Gabel, verkehrt auf den Tisch gelegtes Brodt bringen ebenfalls Unglück; wer aber unter dem Balken bei einem Feste sitzt, ist der nächste, der sich verheirathet. Die Ursache all dieser Launen des Aberglaubens aufzusuchen, würde schwer sein. Man braucht dem Teufel wie den Weibern nur einen Finger zu geben, dann nimmt er die Hand und den Rest.

Doch genug hiervon. Ich fürchte beinahe, daß dies

Register des Aberglaubens denken machen könnte, die braven Fischer seien am Ende doch etwas Weniges von der Art derjenigen, die sich durch ein pater noster in's Bockshorn jagen lassen, oder mit einem solchen für die leidende Menschheit genug gethan zu haben glauben. Ich will die Geschichte eines Einzigen von ihnen erzählen; sie ist geeignet, uns eines Bessern zu belehren.

In der Nacht des 31. August 1777 bei dem fürchterlichsten Sturme versuchte ein Schiff, in den Hafen von Dieppe einzulaufen. Der Pilote Boussard, der nie fehlte, wenn der Sturm heulte, war auf der Jetée, und da er sah, daß der Capitain des Schiffes mehrere falsche Manöver machte, rief er demselben durch sein Sprachrohr zu, was er zu thun habe, und suchte sich durch Zeichen verständlich zu machen. Aber der Sturm und die Nacht machten sein Bestreben nutzlos, und endlich scheiterte das Schiff etwa 30 Toisen oberhalb des Dammes. Alle Welt gab die Besatzung verloren, nur Boussard nicht. Entschlossen, sie zu retten, wollte er sich ein Seil um den Leib binden, um dasselbe bis zum Schiffe zu bringen. Da aber warfen sich sein Weib und seine Kinder und seine Freunde zwischen ihn und das Meer, und beschworen ihn bei Allem, was ihm heilig sei, sich nicht nutzlos dem sichern Untergange Preis zu geben. Boussard aber hörte nur die Stimme der Menschlich-

keit, und seinen Freunden ihre Feigheit vorwerfend, bewog er dieselben endlich, seine Frau und Kinder nach Hause zu führen. Dann stürzte er sich, nachdem er sich das Seil um den Leib gebunden, und es an der Jetée befestigt hatte, in's Meer. Zwanzigmal schleuderten ihn die Wellen auf den Kies zurück, und zwanzigmal stürzte er sich von neuem in die empörten Fluthen. Eine neue Welle warf ihn gegen das Schiff an, und er verschwand unter demselben. Ein hundertfacher Schreckensruf verkündete seinen Untergang. Aber er hatte nur untergetaucht, um einen Matrosen zu erfassen, den das Meer vom Verdeck herabgeschleudert hatte, und er brachte ihn leblos an's Ufer. Ein letzter Versuch gelang endlich, und er konnte das Schiff erklettern, und den Unglücklichen das rettende Tau übergeben, mit dem man sie an's Ufer zog.

Das war ein schönes Tagewerk. Aber noch sollte es nicht vollendet sein. Ermattet hatte man den Retter in die nächste Hütte begleitet, wo er das beim Tauchen verschluckte Seewasser von sich gab, und von seinen Freunden gepflegt wurde. Da trug ein Windstoß den Hülferuf eines Passagiers, den man vergessen hatte, an's Ufer, und bald erfuhr auch Boussard, daß noch ein Mensch zu retten sei. Und der Ermattete fühlte sich wieder stark, und ehe kaum die, die ihn pflegten, recht

wußten, was vorgehe, stürzte Boussard aus der Hütte hinaus, und von neuem in's Meer hinein, und rettete den noch Uebrigen mit derselben Anstrengung, gegen dieselben Hindernisse ankämpfend, und endlich mit demselben Glücke sie besiegend. Von zehn Menschen dankten acht es seinem Muthe, daß sie keine Beute des empörten Meeres wurden. Ludwig XVI. schenkte ihm 1000 Franken, und ein Jahrgehalt von 300 Fr. Er wurde der Aufsichter des Leuchtthurmes der Jetée. Die Boussarde von Vater auf Sohn waren von jener Zeit an die Wächter des Leuchtthurmes, und nicht ein Jahr verging, wo sie sich nicht durch Großthaten, jener ersten würdig, ausgezeichnet hätten. Auf der Brustwehr der Jetée zu Dieppe ist ein mit Kupfer beschlagener Pfahl, und an demselben eine Kette. An diese Kette sich festklammernd, stand seit 1777 in jedem Sturme, Tag oder Nacht, ein Boussard, und wurde die warnende Stimme derer, die die Gefahr und das sturmbewegte Meer noch am Hafen nicht freigeben wollte. Und ob die Wellen über ihn hergingen, ob sie ihn von seinem Ehrenposten herabrissen, im nächsten Augenblicke tauchte der Warner wieder auf, und trotzte, mit seinem Sprachrohr Rath gebend, dem Meere und seinen Anstrengungen. Fünfzigmal setzte ein Boussard sein Leben ein, um das Anderer zu retten. Napoleon ließ ihm eine Hütte bauen, an der Stelle, wo der

erste Boussard seine Heldenthat vollführte. Ich möchte den sehen, der ein würdigeres Schloß hätte, und wäre er der Sohn eines Königsbastards; er gab ihm das Ehrenkreuz, und ich möchte den Marschall kennen, der dessen würdiger ist, und hätte er die Schlachten bei Austerlitz und Jena gewinnen helfen. — Ich sah hier zum erstenmale: Erbadel; denn seit länger als einem halben Jahrhundert frug die Menge, so oft ein Schiff, ein Mensch zu retten war: „Ist kein Boussard da?"

O, die Canaille! Wollt ihr den Pulsschlag eines großen Herzens hören, steigt in's Volk hinab! Die Arbeit, die Noth, das Unglück nur schaffen Männer; die Glücklichen dieser Erde aber verdienen meist nur Mitleiden. Wer könnte es ihnen verweigern? — —

— Mich macht dergleichen warm, wärmer als nöthig. Ich habe schwache Nerven. Das kommt vom Sitzen. Es geht Andern vielleicht ebenso, und da dies vom Bösen, so will ich mich und Andere etwas abkühlen, und ein paar Minuten gelehrt sprechen.

Wenn man über die kleine Brücke des Hafens von Dieppe gegangen ist, und dann im nächsten Augenblicke sich in einem ganz fremden Lande, unter Leuten befindet, die andere Sitten, andere Gewohnheiten, selbst eine andere Sprache haben, so ist die Frage: woher dieser Unterschied? ziemlich natürlich. Die Gelehrten haben sich

dieselbe gestellt, und darauf zu antworten gesucht. Einer unter diesen *) verräth seinen Lesern das Geheimniß. Pollet kommt von Polette, der kleine Compas, den Pol anzeigend, her. Das Wort weist nach Italien; die alten Fischertrachten erinnerten ebenfalls an Italien oder Spanien. Dann ist noch die Aussprache der Polletais sehr weich, und besonders sprechen sie stets z für j. Das sind ungefähr die Gründe, die Hrn. Vitet bewogen, die Polletais von den Italienern und speciell von den Venedigern abstammen zu lassen. Er hat es übersehen, daß eine der Straßen sogar rue de la lombarderie heißt. Das wäre ein Grund mehr gewesen. Ich denke, man wird mir die Großmuth anrechnen, mit der ich das Heer eines Feindes vermehre, ehe ich ihn angreife.

Ich bin nämlich der unmaßgeblichen Ansicht, daß alle diese sehr schlagenden Gründe nichts oder nur sehr wenig beweisen. Ueberdies glaube ich, daß die große Mehrzahl der normannischen Fischer und Küstenbewohner germanischen Ursprunges sind. Den aus dem Worte Pollet hergezogenen Beweis würde ich sehr leicht mit einer andern Etymologie aus dem Felde schlagen, oder wenigstens in Respect halten können, wenn ich behauptete, daß Pollet von dem norddeutschen Pohl (Pfahl) her-

---

*) Vitet histoire de Dieppe. II. B.

komme, und daß wirklich der Pollet auf einem dem Meere abgerungenen Landstriche liegt, wo man nur Häuser und Hütten bauen konnte, nachdem man den Boden gepfählt, gepolt, (polité) hatte. Was die Kleidung betrifft, so ist dieselbe wenigstens eben so gut holländisch, als italienisch. Das z für j bedeutet so wenig, daß es sicher nicht im Stande ist, uns ein x für ein u zu geben. Wenn man mit einiger Gewißheit auf die Herkunft der Polletais schließen wollte, so gäbe es dazu ein sehr einfaches Mittel. Das Studium ihrer Sitten und Gebräuche und besonders ihres Volksdialectes müßte nothwendig in Worten und Wendungen zeigen, woher sie kommen, ob aus dem Süden oder Norden. Was ich von denselben weiß, habe ich nur im Fluge aufhaschen können; aber mir scheint es, daß bereits das Angeführte eher einen nordischen, als einen südlichen Stempel trägt. Die Sage von dem Todtenwagen, von dem Todtenschiffe gehören, wie die Franzosen sagen würden, den Nebeln der germanischen Länder an. Eine andere Sage, die die alten Mütterchen des Pollet ihren Enkeln erzählen, ist folgende. Eines Tages spielten viele Kinder auf dem Meerkies, als ein kleines, kleines Männchen, le petit homme rouge, vorbeikam, das die Kinder verspotteten. Da wurde das Männchen böse, ergriff Steine, und warf sie den Kindern nach. Und als ob er mit hundert Händen zugleich werfe, regneten die

Steine auf sie herab, und jagten sie in Angst und Schrecken, ohne ihnen aber ein Leid zu thun. Da flüchteten die Kinder auf ein Schiff, aber das Männchen verfolgte sie auch hier mit einem Steinregen, bis sie sich in's Verdeck des Schiffes versteckten. Dann aber hörten sie deutlich, wie das Männchen wohl eine Stunde immer fort und fort Steine auf das Schiff warf, daß sie glaubten, das ganze Schiff müßte mit einem Kieshaufen bedeckt und in demselben vergraben sein. Endlich wurde Alles stille. Sie wagten sich hinaus, und das Männchen und alle Steine waren verschwunden, nicht einen einzigen sah man auf dem Verdecke liegen. Daß dieses Männchen ein Zwerg, ein Berggeist und naher Verwandter des Rübezahl war, ist nicht zweifelhaft, und daß diese Zwerge die neckischen Söhne der nordischen Phantasie sind, ist bekannt. —

Eines Tages gingen zwei Fischer vom Pollet weg, über Land. Oben auf dem Berge angekommen, sahen sie ein Knäblein am Wege sitzen und frugen dasselbe, was es hier mache. Ich ruhe aus, um dann nach Berneville (eine Stunde vom Pollet) zu gehen. Ei, da kannst du mit uns gehen, denn auch unser Weg geht dorthin, antworteten die Fischer. Unterwegs wußte der Knabe die Fischer durch hundert lustige Schwänke in die frohste Laune zu versetzen, und die Seeleute hatten ihre wahre Herzensfreude an ihm. So kamen sie bis zu einem

Teiche nahe bei Berneville. Da ergriff der Knabe einen der Fischer, hob ihn wie einen Federball in die Luft, und warf ihn über den Teich. Er kam unversehrt auf der andern Seite an, und dann sagte der Knabe: „Du kannst von Glück noch sagen, daß du heute Morgen dich mit Weihwasser besprengt hast, sonst wärest du unfehlbar in den Teich hineingefallen.“ Das Weihwasser ist der Beigeschmack der neuern Zeit, der Zwerg aber und seine Neckerei deuten wieder nach dem Norden hin.

Von dem Dialecte der Polletais habe ich nur wenig erhaschen können, da sie in Bezug auf die Sprache des täglichen Bedürfnisses vielfach die Ausdrücke ihrer Nachbarn angenommen haben, und mir mein kurzer Aufenthalt nicht erlaubte, lange Nachforschungen zu machen. Ich entsinne mich nur einmal einen von einer Mohnblume (franz. pavot) sprechen gehört zu haben, und er nannte dieselbe mahon (Mohn). Endlich ist ein Gebrauch, der ebenfalls germanisch ist, noch jetzt hier nicht ganz verschwunden, oder wenigstens noch im Gedächtnisse Aller. Die Männer kaufen gleichsam ihre Frauen von deren Vätern, was an die strenge germanische Vormundschaft zu erinnern scheint.

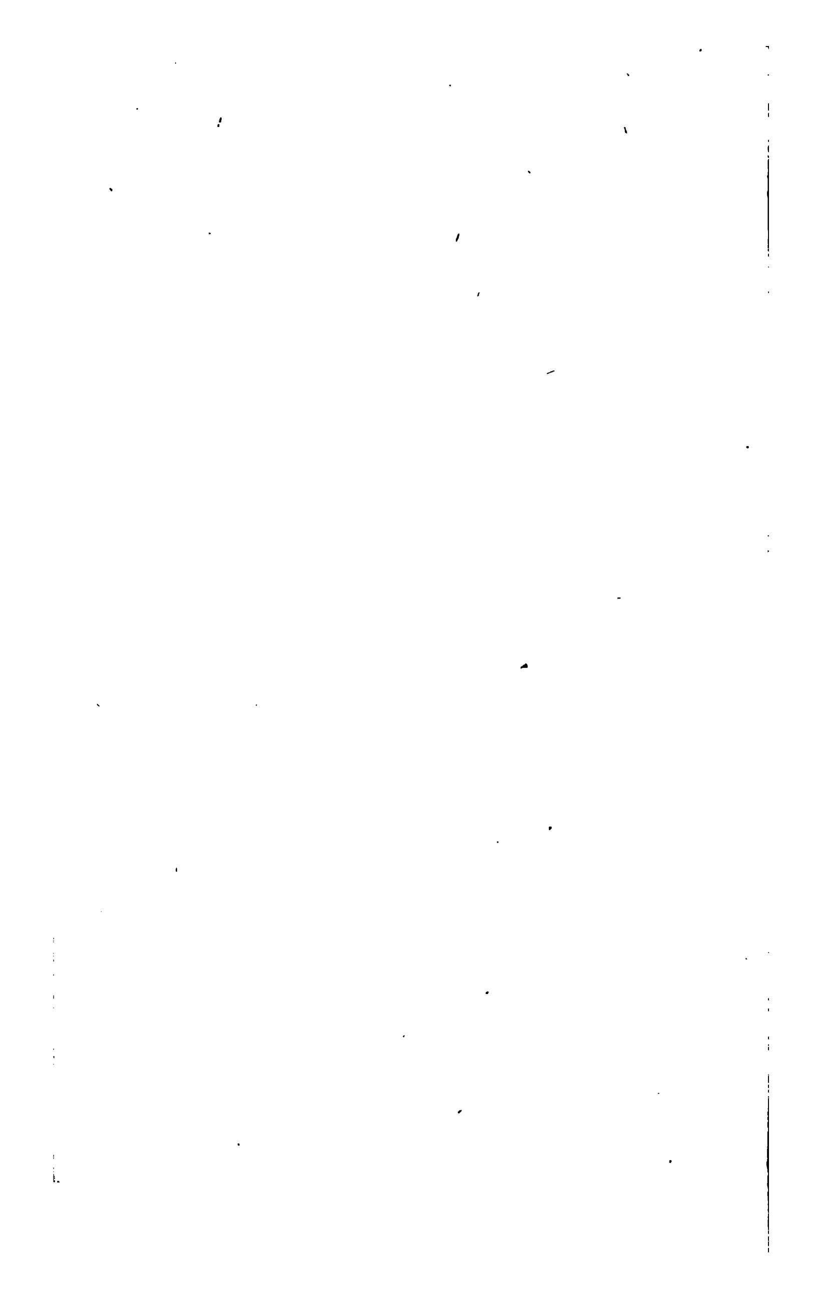
All das sind nur Andeutungen. Dieselben könnten nur zu Beweisen werden, wenn man sie durch ähnliche Gründe aus Sprache, Gebräuchen und Gewohnheiten

vervollständigte. Auch die scheinbar unbedeutendste wirklich volksthümliche Eigenheit ist von der höchsten Bedeutung in Bezug auf die Geschichte des Volkes. Man hat die Erde umgewühlt, um eine Münze, eine Ruine aufzufinden, und dann nach Herzenslust über die Bedeutung derselben streiten und Bücher schreiben zu können. Man hat sich den Kopf zerbrochen über den Sinn von ein paar Zeichen und Chiffern, die eine neckische Phantasie auf ein Amulette schrieb. Aber nur selten hat Jemand daran gedacht, daß jede Volkssitte, jedes eigenthümliche Wort eines Volksdialectes, jeder Gebrauch und jede Sage einen ganz andern, viel charakteristischern und leichter zu entziffernden Stempel trägt, als alle Münzen des haut ou bas empire, für die man Hunderttausende verschwendet hat, um sie aus dem Schutte hervorzuholen. Ich hätte auch dagegen nichts; denn diese Laune verschafft mitunter ehrlichen Arbeitern ein weniger saures Brod. Nur wäre es zu wünschen, daß Andere sich die Mühe gäben, da zu forschen, wo diese Forschungen einen Gewinn abwerfen können. Jedes Volk, jeder Stamm, jedes Dorf ist seine eigne Geschichte, wenn man seine Sprache, seine Sitten, Gebräuche und Sagen zu Rathe zieht, und zu enträthseln weiß. In Frankreich aber hat die Revolution die Hügel, die sonst im Volke als Wegweiser ihrer Eigenheit bestanden, vielfach geebnet, und wenn nicht bald ein

Kennerblick dieselben hier und dort untersucht, so wird dies vielleicht in 10, 20 Jahren total unmöglich sein; denn selbst der Pollet, der seit Jahrhunderten sich von Dieppe fremd zu halten wußte, verliert von Tag zu Tag mehr seinen eigenthümlichen Charakter, und die Sprache, die Gebräuche, die Gewohnheiten, die ihn sonst unterschieden, schleifen sich von Tag zu Tage mehr ab. An's Werk, ihr Geschichtsforscher, werft den Plunder der Gelehrsamkeit über Bord, um im Leben das Leben des Volkes und seine Geschichte zu studiren. Das ist die wahre, die reinste Quelle. Ihr aber trinkt meist nur ungesundes Sumpfwasser; und nur die Gewohnheit läßt Euch glauben, daß es trinkbar, während sich ein ehrlicher Weltmensch würgen muß, um den Trank der Stubengelehrten herabzubringen. Das Leben ist die Schule des Lebens, und auch die der Geschichte. Studirt es, siedelt Euch an seinen hellen, frischen Quellen an, und Ihr werdet bald merken, daß es gesünder ist, aus ihnen, als aus den Sumpfpfützen des Bücherstaubes zu trinken. So geschehe! —

V.

Umgegend von Dieppe
und
Rückreise nach Havre.



Ausflüge in die Umgegend von Dieppe.

Cité des Limes. Arques. Manoire d'Ango.

Glück und Unglück sind die beiden Wagschalen, in die das Geschick die Gewichte hineinwirft. Wir Menschen sind dann die Zünglein, die sich rechts oder links auf oder abneigen. Ich könnte mich eigentlich ein Glückskind nennen. Nicht grade, weil das Gewicht sehr groß war, das das Geschick in die Wagschale rechts warf, sondern weil bei mir meist ein Glück die Folge, der Schwanz eines Unglücks war. Das Geschick hat mir mitunter derbe Schläge versetzt, aber es hat nie versäumt, mir nachher auch wieder ein wenig die Backe zu streicheln, die noch von der letzten Ohrfeige brannte. Ich bin dadurch zu einer wahrhaft christlichen Philosophie gekommen, und halte geduldig die rechte Wange hin, wenn ich eins auf die linke empfangen habe.

In Dieppe war ich abermals so glücklich, vorerst etwas unglücklich zu sein. Die Badegäste waren weg.

Das wäre zu verschmerzen gewesen. Aber weil die Badegäste am ersten October ausgezogen waren, war auch die Stadtbibliothek am ersten October geschlossen worden. Und das ging mir ans Herz; denn wenn ich auch nichts weniger, als großer Liebhaber des Bibliothekenstaubes bin, so hoffte ich doch über Eins und Anderes Auskunft zu finden. Ich entschloß mich kurz, den Bibliothekar aufzusuchen, und mit ihm zu capituliren. Das war dann der Schwanz des Unglückes, ein Glück.

Hr. P. J. Feret, Bibliothekar zu Dieppe, unstreitig einer der Männer, die die Geschichte ihres Landes mit dem meisten Fleiß, und dem besten Erfolg studirt haben. Er erbot sich augenblicklich, mich in die Bibliothek zu begleiten, wo wir eine Stunde und länger blieben, und ich Gelegenheit hatte, dem Unglücke zu danken, das mich gezwungen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er theilte meine Ansicht über die geschichtliche Bedeutsamkeit der Volksgebräuche, der Sagen und des Volksdialectes, und hatte seit langem denselben nachgeforscht. Was ich über diese bereits mitgetheilt habe, und noch mittheilen werde, verdanke ich großentheils ihm. Er zeigte mir in der Bibliothek mehrere römische und gallische Alterthümer, die meist in der Cité des Limes ausgegraben waren, und als ich meine Absicht, dieses geschichtliche Räthsel zu sehen, aussprach, erbot sich Hr.

Feret, mich andern Tages dorthin zu begleiten. Es würde schwer sein, einen bessern Wegweiser und Cicerone zum Besuche dieser mehrtausendjährigen Festung zu finden, als Hrn. Feret, der aus derselben ein Studium gemacht und ihre Bedeutung in der Geschichte durch Nachgrabungen zu ermitteln gesucht hat.

Eine halbe Stunde von Dieppe auf der Spitze der Falaise findet man in einem Halbkreise von etwa 2000 Metres einen Erdwall aufgeworfen, und an dessen Fuß einen Graben, die es nicht zweifelhaft lassen, daß diese Stelle vor Zeiten durch Menschenhand befestigt worden. Dieser Wall und Graben auf der Landseite, die über sechzig Metres hohe Falaise von der Seite des Meeres schützten diejenigen, die innerhalb der Wälle waren, vor jedem unvorhergesehenen Ueberfalle. Befestigungen durch Wälle und Graben sind im Allgemeinen nichts sonderlich Merkwürdiges, man findet solche überall und fast aus allen Zeiten der Geschichte. Hier aber scheint ein Riesenvolk gewohnt zu haben. Dies ist wenigstens der erste Eindruck, den die berghohen Wälle, die oft sechszig und mehr Fuß Höhe haben, der Umfang der Befestigung, in dem ein Heer von mehrern hunderttausend Menschen Platz fände, in uns erregen. Ich wüßte nicht, daß es in dieser Art ein gleichgroßartiges Geschichtsmonument in Europa gäbe.

Im Innern der Befestigung sieht man, besonders längs des Walles, mehrere Vertiefungen, die alle ungefähr die Form eines stumpfen Halbmondes haben. Nachgrabungen in einzelnen derselben haben in Hrn. Feret die Ueberzeugung hervorgerufen, daß diese vor Zeiten die Grundbasis von Wohnungen gewesen. Man fand in denselben Scherben gallischer Urnen, Asche und Knochen, verbrannte und unverbrannte, sodann Steinäxte, ganz ausgefertigte, so wie halb rohe. Endlich fand man hier noch ein paar Münzen, die aus der normannischen Zeit Galliens herstammen. Unter den ausgegrabenen Knochen waren mehrere, die keiner der jetzt bekannten Thierarten Europas angehörten.

In der linken Hälfte der Umzäunung sieht man dann eine Reihe von Hügeln, die sich bei Nachgrabungen als Gräber herausstellten. An der einen Seite dieser Gräber fand man einen aus übereinander gelegten Steinen bestehenden Canal, wieder in der Form eines Halbmondes, und Hr. Feret unterstellt, daß derselbe als Luftzug gedient, um den Scheiterhaufen anzublasen, auf dem die Todten, deren Asche man fand, verbrannt wurden.

Endlich entdeckte man bei Nachgrabungen etwa in der Mitte der Umzäunung nahe am Abhange der Falaise die Ruinen eines römischen Gebäudes, und in denselben Knochen und Schädel, so wie römische Vasen, Glasringe,

Nadeln, Haarnadeln und Münzen mit dem Bildnisse Cäsars und Augusts.

Die Frage: Wer hat diese Riesenwälle geschaffen? wirft sich natürlich Jedem auf. Und da beginnt der Streit. Nicht ein Volksstamm, der je, so weit die Geschichte hinaufreicht, den Fuß in die Normandie gesetzt, ist dabei verschont geblieben; Alle nacheinander sind zu Hülfe gerufen worden. Die Engländer, die Normannen, Carl der Große, die Römer, die Gallier, die Sachsen und die Belgier, alle haben ihre Vertheidiger gefunden. Die beiden Ansichten, die sich noch bis heute auf dem Kampfplatze erhalten haben, sind die des Hrn. Feret, der die Cité des Limes für ein belgisch-gallisches Oppidum, worin sich nach Cäsar die zerstreut wohnenden Belgier beim Anrücken eines Feindes mit Weib und Kind und Hab und Gut zurückzogen, erklärt, und die eines andern Forschers, Hrn. Fallue, der dieselbe für ein römisch-gallisches Werk hält, und sie mit andern ähnlichen, wenn auch weniger großartigen Wallbefestigungen der Normandie in Verbindung bringt, die nach ihm zur Vertheidigung des Landes gegen die Angriffe der nordischen Germanen, und besonders der Sachsen, errichtet wurden. Beide Ansichten sind mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit vertheidigt*),

*) Memoire sur les travaux militaires antiques des bordes de la Seine par Fallue. — Recherches sur le camp

der mir armen Müßigen Angst und Grauen machte, als ich in die Streitschriften einen Blick zu werfen wagte. Ich gestehe übrigens, daß ich mich eher zur Ansicht Hrn. Ferets hinneige. Doch überlasse ich den Herren gerne den Streit, da sie sicher dazu mehr geeignet sind, ihn auszufechten, als meine Müßigkeit.

Nur eine Bemerkung mag ich nicht unterdrücken. Ich habe hier und da mitunter eine Beschreibung der amerikanischen Alterthümer, der Erdschrift, die eine verschwundene und verschollene Civilisation in Amerika in Wällen und Ruinen zurückgelassen hat, gelesen, und ich wurde hier an dieselben lebhaft erinnert. Diese riesenhaften Wälle, die eine Meile Landes umschlossen, die die Population eines ganzen belgisch-gallischen Stammes, fünfzig Meilen in die Runde zu umfassen und zu herbergen im Stande gewesen, scheinen, den Jahrtausenden, und den Revolutionen der Völker und selbst der Erde trotzend, wie jene Ruinen Amerika's beinahe auf eine verschollene Civilisation hinzudeuten. Unter den Münzen fand man eine, die einen Kopf zeigt, mit Federn geschmückt, wie dies bei den Wilden Amerikas der Fall war, wodurch man dann noch mehr an jene stummen Zeugen anderer Zeiten in Amerika erinnert wird.

---

de César ou la cité des Limes par Feret. Memoires de la Société des Antiquitaires de Normandie. 1826.

Ich bin sonst kein Freund von den Ruinen und Monumenten, deren Sprache wir nicht mehr verstehen, und die sich wie Räthsel an unsern Weg legen, um Streit und Hader — oft ohne allen möglichen Nutzen — unter dem friedlichsten Menschenschlage der Welt, den Gelehrten, zu erregen. Aber es ist unmöglich, an der Cité des Limes vorüberzugehen, ohne in Ehrfurcht staunend vor ihr stehen zu bleiben. Ha! wenn diese Wälle sprechen könnten, wenn Einer aus jenen Gräbern aufstände, und uns erzählte, was er in seinem viel tausendjährigen Traume gesehen und gelebt! Ja! was dann? Die ganze Phalanx der friedliebenden Gelehrten würde sich empören, und den Auferstandenen von neuem todtschlagen und begraben, weil er sie in ihren Träumen gestört, ihnen den Spas verdorben, wozu kein todter Träumer irgend ein Recht hat.

Auf dem Hin- und Herwege erzählte mir Hr. Feret noch Mancherlei, das für mich ein lebendigeres Interesse hatte.

Als er zuerst seine Ausgrabungen hier begann, hielten ihn die Klugen für einen Narren, der sein und seiner Freunde — es hatte sich zum Zwecke der Ausgrabungen eine Gesellschaft in Dieppe gebildet — Geld verschwende. Bald aber sprach man in der Stadt von den entdeckten Alterthümern, und da erklärten die Klugen frischweg

Hrn. Feret für einen neckischen Gesellen, der über Nacht das, was er am Morgen gefunden, vergraben habe. Endlich fanden die Arbeiter in den Ruinen der römischen Wohnung ein Skelet, und zwei Tage später sprach die ganze Stadt und Umgegend davon, und alle Welt erzählte, daß man in den camp Caesar, wie das Volk die Cité des Limes nennt, einen General ausgegraben, der zwei croix d'honneur umgehängt gehabt habe. Die guten Leute glaubten wahrscheinlich, daß man einen tausendjährigen Bewohner des Camp Caesar, der am Ende gar selbst ein Cäsar gewesen, nicht honneur genug anthun könne. Die Anekdote ist übrigens für Dieppe und dessen Umgegend bezeichnend genug.

Außer diesem bekreuzten General hat aber die Cité des Limes noch andere Wunder. Es war natürlich, daß diese Riesenwälle auf die Phantasie eines poetischen Volkes wirken mußten. Es belebte dieselben auf seine Weise, und erzählte: Nachts, bei hellem Mondenscheine, zur Zeit des Vollmonds im September sieht der Wanderer, wenn er von der Seite von Dieppe eingetreten ist, sehr bald eine Menge der schönsten Mädchen um einen Tisch stehen, auf dem Waaren, Kleider und Schmuck aller Art ausgestellt sind. Wer sich dem Tische nähert, und die Waare besieht, um den versammeln sich bald die luftigen, schönen Feen — denn von solchen ist die Rede — preisen

ihre Waare an, schäkern und scherzen mit ihm, und wissen ihn bald so mit den Netzen ihrer Reize zu umstricken, daß er ihnen willenlos folgen muß, bis zu dem Rande der Falaise, wo sie ihn unter Jubel und Hohngelächter ins Meer hinabstürzen.

Wer weiß, ob diese Sage nicht am Ende eine ebenso hohe geschichtliche Bedeutsamkeit, als jene ausgegrabenen Reste der frühern Bewohner der Cité des Limes hat? Vielleicht lebte einst in derselben ein eroberndes Volk, das höher in der Cultur als die Eroberten, hier denselben seine Luxuserzeugnisse zur Zeit des Septembers auf einem Markte feil bot; wogegen dann die Alten, die Priester des eroberten Volkes die Jugend vor dem Einflusse der neuen Cultur durch dies Mährchen zu bewahren suchten. Jede Volkssage verdankt einem Ereignisse ihr Entstehen, und es lohnte der Mühe, sie aus diesem Gesichtspunkte zu studiren. Die Phantasie des Volkes schuf meist nur die Einkleidung, das Gerippe aber gehört in Mehrzahl sicher der Geschichte an.

Auf der gegenüberliegenden Seite von Dieppe in einem Dorfe an der Straße von Caudibie ging seit undenklichen Zeiten die Sage, daß man an einer gewissen Stelle Nachts weiße, verschleierte Frauen sehe; und Nachgrabungen haben bewiesen, daß an dieser Stelle einst ein römisch-gallischer Kirchhof war. Die Sage hatte also

hinlänglich, wie lange sich in ihnen das Andenken der früheren Eroberer erhalten hat.

In Bezug auf die Volksfeste bildet ebenfalls der Fluß eine scharfe Gränze zwischen den Bewohnern der Ufer dies- oder jenseits. Das Fest der Dreikönige, von dem ich irgendwo sprach, findet man in der ganzen Normandie bis nach Dieppe. Weiter hinauf nach der Pikardie zu ist dagegen dieser Tag kein Volks-, sondern nur noch ein Kirchenfest. Dagegen feiern hier die Kinder das Fest des heiligen Nicolaus.

In der Nähe von Dieppe ist zwar dieser Tag noch nicht der, an welchem die Kinder beschenkt werden, wie in ganz Belgien und am Rheine, sondern nur ein Tag der Belustigung für sie, an dem sie mit bunten Papierlaternen, auf hohe Stöcke befestigt, umherziehen. In Eu dagegen werden die Kinder schon an diesem Tage beschenkt. In der nächsten Umgegend von Dieppe, wie in der weiterhin nach der Seine zu meist, erhalten die Kinder ihre Geschenke am Sonntage, der die Fastenzeit in zwei Hälften theilt. An diesem Tage setzen die Kinder einen Holzschuh in den Kamin, in den dann die Mi carême, die sie sich als eine Art Fee vorstellen, die Geschenke legt. Diesen Holzschuh findet man bis an den Rhein beim Feste des heiligen Nicolaus wieder.

Mir scheint es, als ob dies Ineinanderverschmelzen,

das allmählige Uebergehen des St. Nicolausfestes in ein anderes nicht ohne Bedeutung für den Geschichtsforscher sein könnte. Es ist bekannt, daß die ersten christlichen Priester so viel als thunlich vom Heidenthume wenigstens in Bezug auf die Ceremonien aufnahmen. Daß das Fest des St. Nicolaus auch ohne seine Geschenke für die Kinder ein Freudentag sein kann, ist in der Umgegend von Dieppe nicht zweifelhaft. Ohne dieselben aber hat es einen ganz anderen Charakter als im ganzen alten Belgien bis an den Rhein, wie es daselbst heute besteht. Hieraus zu folgern, daß das Fest vor dem heiligen Nicolaus und seinen Geschenken ein Fest für die Kinder war, scheint mir nicht grade zu keck verfahren zu sein. Ist das Fest ein heidnisches Fest der alten germanischen Belgier gewesen, so ist dessen Begränzung zwischen Rhein und Seine natürlich, die sich sonst nicht leicht erklären läßt.

Doch genug hiervon. Ich habe an einem Beispiele nur die geschichtliche Bedeutung dergleichen unbedeutender Kleinigkeiten, wie sie die Geschichtsforscher nennen werden, zeigen wollen, um auch bei ihnen meine Vorliebe für dieselben zu rechtfertigen. Wem ich aber nicht gerechtfertigt erscheine, mag mich verurtheilen. Nur nicht allzustrenge, gestrenge Herrn Richter! —

An demselben Abende hörte ich in meinem Wirthshause einer historischen Unterhaltung zu. Einer meiner provisorischen Hausgenossen hatte mit seiner Frau ebenfalls einen Ausflug gemacht und zwar nach Arques. Er kam voll von all dem, was er gesehen, zurück, und fing in dem Wirthszimmer an überzulaufen, als er auf den Wirth stieß. Er wußte nicht genug zu erzählen, wie interessant seine heutige kleine Reise nach Arques gewesen. Besonders aber habe er das Schlachtfeld recognoscirt und bewundert.

Der Wirth: „Alle Reisenden, die hieherkommen, denken wie Sie, und keiner ermangelt, sich den Genuß zu verschaffen, nach Arques zu gehen.“

Der Gast: „O, es ist das höchst intressant.“

Der Wirth: „Wenn man nur auch wüßte, wer sich auf dem Schlachtfelde geschlagen.“

Der Gast: „Wie so? Heinrich IV., das weiß alle Welt!“

Der Wirth: „Ja! da haben Sie ganz recht, das weiß alle Welt, aber gegen wen er sich geschlagen, das ist das Geheimniß. Einige sagen zwar, er habe gegen die Flammländer und Belgier gekämpft, andere sprechen gar von den Engländern. Ich aber glaube, daß es les gaules waren, von denen wir alle abstammen!“

Der Gast sah den gelehrten Wirth etwas verduzt

an. Dann aber fuhr er gelassen fort: „Sie sind im Irrthum, mein Herr, Henry IV. hat bei Arques die Ligue besiegt.“

Der Wirth: „Ha! Ja wohl! die Ligne, gegen die er die Cavalerie schickte, wie es der kleine Corporal stets machte. Mit diesen beiden technischen Ausdrücken war der Wirth auf ein ihm bekanntes Feld gerathen. Er war vor Zeiten Husar unter Napoleon und mit in Spanien gewesen. Und die beiden Worte Ligne und Cavalerie hatten die klangreichsten Saiten seines Herzens berührt, und sie tönten noch lange nach. Ich habe nicht Lust, die Normandie zu verlassen und mit ihm nach Spanien zu gehen.

Uebrigens beweist diese Unterhaltung, welche Früchte im Volke die Forschungen Hrn. Ferets getragen haben; denn es ist wohl nicht zweifelhaft, daß die sceptische Gelehrsamkeit des Wirthes nur die beiden Orte, das Schlachtfeld von Arques und die Cité des Limes verwechselt hatte, um Heinrich IV. gegen die Belgogallier auszusenden.

Diese gelehrte Unterhaltung war nicht wenig geeignet, meinen Entschluß, am andern Tage Arques zu besuchen, zu befestigen.

Es führt eine der schönsten Promenaden, die man weit und breit findet, nach Arques. Schon auf dem Hinweg geht man eine Zeitlang an der Mitte des Ber-

ges links neben Dieppe, und genießt dann eine reizender Aussicht in das Thal, auf die Stadt, auf den Fluß, den Hafen und das Meer. Bald kommt man an eine hohe Allee, wo das grüne Laub sich zu lebendigen Bogen über uns wölbt. Endlich treten der Flecken mit seiner Kirche, und neben demselben die Ruinen des Schlosses vor uns.

Das Schloß liegt auf einer einsamen Erhöhung, und gewährt von allen Seiten einen malerischen Anblick. Es wurde von Wilhelm, Graf von Talou, dem Oheim Wilhelm des Bastards erbaut. Philipp August eroberte dasselbe, und Richard Löwenherz erhielt es durch den Frieden von 1196 wieder zurück. Später nahmen die Engländer unter Warwick und Talbot dasselbe weg, bis es endlich unter Carl VII. wieder an Frankreich kam. Heinrich IV. beschoß von demselben aus die Armee der Ligue.

Das berühmte Schloß ist jetzt eine Ruine, die von Tag zu Tag mehr in Verfall geräth, und etwas weniger wird. Es besteht aus dem Jahre 1780 eine Erlaubniß für die Bewohner von Arques, die wenigen Materialien, die vom Schlosse Arques noch übrig sind, zu nützlichen Bauten zu verwenden. Und so geschah. Der Palast wurde niedergerissen, um Hütten daraus zu bauen. Jene Mühlen im Thale, jene Höfe, jene Scheunen, jenes ärmliche Häuschen, das

einem Tagelöhner gehört, sind aus den Steinen des stolzen Schlosses gebaut. So söhnt das Geschick oft der Menschen Unrecht aus, und es thut mir im Herzen wohl, wenn ich irgend einem Monumente begegne, das da verkündet: es besteht eine waltende Gerechtigkeit. Aber da ist der Jammer groß. Ich habe kein Buch über Dieppe und seine Umgegend gelesen, in dem nicht ein kleiner Thränenstrom floß über den Vandalismus der Zeit, die es wage, sich an den verfallenden Ruinen eines Schlosses zu vergreifen, und daraus Hütten zu bauen. Spart eure Thränen, ihr antiquarisch-sentimentalen Seelen, für eine bessere Gelegenheit auf, oder bedenkt, wie viel blutige Thränen geflossen sind, um den Mörtel zu erweichen, mit dem die Steine des Schlosses von Arques zusammengefügt wurden.

Arques war bereits im neunten Jahrhundert eine Stadt, und im elften eine der bedeutendsten der Normandie. Dieppe hat bei ihr dieselbe Rolle gespielt, die später Havre gegen Harfleur übernahm. Heute ist Arques nur noch ein wenig bedeutender Flecken, der nur durch seine schöne romantische Umgegend und seine geschichtlichen Erinnerungen ein Interesse hat.

Nur von zwei Ereignissen sei hier die Rede. Von dem ersten erzählen die alten Chroniken. „Eines Tages, als Richard ohne Furcht, der erste des Namens unter

Könige allmählig Gerechtigkeit widerfahren, und wird ihm dann wohl die nicht verweigern, daß er wenigstens oft, wie bei Arques, wo er, als sein einer Flügel geschlagen war, sich dem Feinde beinahe allein entgegenwarf, ausrufend: n'y a-t-il pas un bon chevalier qui suivra son roi! — einen recht ritterlichen Muth zeigte.

Auch eine deutsche Erinnerung, die ich nicht übergehen mag, knüpft sich an die Schlacht von Arques. In dem Heere der Ligue, so wie in dem des Königs waren Schaaren deutscher Landsknechte. Die der Ligue gingen zu Anfange der Schlacht zu den königlichen über, um dann, nachdem die Schlacht allgemein geworden, über diese ihre Landsleute und das Heer des Königs herzufallen. Sie waren die Ursache, daß die Schlacht eine Zeitlang sich zu Gunsten der Liguisten wendete, und wurden dann, als, trotz ihres Verrathes, die Königlichen siegten, ohne Gnade niedergemacht.

Der Verrath ist eine schnöde Schmach. Ihr Urtheil war gerecht. Aber nicht dieser Verrath ist es, der mir wehe thut, der mich erröthen macht, denn welche Nation hat nicht auch mitunter Verräther erzeugt. Aber nicht eine hat Landsknechte hervorgebracht. Die Ehre haben wir Deutsche — oder Germanen, denn die Flammländer und die Schweizer theilen diese mit den Deutschen im engern Sinne — allein in Anspruch zu nehmen.

Es wurde keine Schlacht ausgefochten, an der nicht auch Franzosen Theil nahmen, aber sie waren stets Freiwillige, und nie verschacherten sie ihren Muth und ihr Blut. Und was das Schlimmste ist, die Race der Landsknechte scheint noch heute nicht ausgestorben zu sein, denn es kam mir oft so vor, als hätte ich sie auf den Schlachtfeldern Napoleons noch vor zwanzig, dreißig Jahren gesehen. Ich wollte, daß ich eine Institution, einen Menschen als die Ursache dieser Schmach anklagen könnte, um sie von dem Volke abzuwälzen. Aber ich wüßte keine. Die Knechte von Deutschland, die freien Bürger der Schweiz, die Flammländer gehen hier in einer Reihe. Es ist das eine Scharte, die auszuwetzen es Zeit, Mühe und Edelmuth kosten wird; wenn man überdies bedenkt, wie diese Landsknechte überall zur Unterdrückung des Volkes ihre Hand boten, und zuschlugen, sobald der Werbepfennig hineingelegt worden war. Wir haben eine Schuld abzutragen, an die es die Pflicht jedes edeln Deutschen ist, von Zeit zu Zeit sich selbst zu erinnern, und die lässigen Zahler zu mahnen.

Ich hatte mir vorgenommen, von Arques aus nach Varengeville zu gehen. Ich wollte sehen, wie sich die Ruinen des Schlosses eines Bürgers von Dieppe nach

denen des der Beherrscher des Landes ausnehmen würden. Der Weg war beschwerlich genug, und ich mußte mehrmals bergauf und bergab. Dafür hatte ich dann aber auch oft die schönsten Aussichten, bald auf Dieppe und das Meer, bald in die reizenden Umgegenden dieser Stadt. Ich ging durch Appeville, wo die Scie ein Thal, oft wild und keck, an die Bergthäler des Harzes oder des Schwarzwaldes wenigstens erinnernd, bildet. Von Appeville führte mich mein Weg an dem Gehölze von Hautot vorbei. Unter einem hohen Baume saß hier eine Bettlerfamilie, Mann und Weib und mehrere Kinder, die ihr Mittagsmahl verzehrten. Schon einigemal hatte ich solche Scenen gesehen, und, einmal darauf aufmerksam gemacht, frug ich hier und dort nach, und erhielt dann wunderliche Geschichten zur Antwort. In der ganzen obern Normandie leben eine Menge Menschen nur von der Mildthätigkeit der Bauern, und von kleinen Feld-, Frucht-, Hühner- und Eier-Diebstählen. Es erbt sich dieser Stand, so gut, wie sonst die Pairswürde, vom Vater auf Sohn und Enkel fort. Ich fürchte, daß man daraus ein Argument für die Pairserblichkeit machen wird; doch sei's gewagt. Nicht nur die Mildthätigkeit, sondern auch die Furcht verschaffen diesen wandernden Bettlercolonien Obdach und Nahrung. In jedem abgelegenen, obernormannischen Bauernhofe giebt es

eine Stelle, die Tag und Nacht offen bleibt, und in welche diese Bettler einkehren. Mitunter wird diese Art des Beherbergens der Bettler gleichsam legalisirt, indem der Wirth ihnen ihr Wanderbuch — woher sie ein solches haben, weiß ich nicht, da nur Handwerker solche bekommen sollen — abfordert, und es bis zum andern Morgen bewahrt, damit sie ihm über Nacht nichts stehlen, und weiter ziehen können. Nie aber wird das Obdach verweigert, da eine solche Verweigerung den Hof in Gefahr setzte, abgebrannt zu werden. Ein Stück Brod erhalten sie in jedem Hause; aber das wäre zu trocken, wenn man es ohne Butter und Fleisch essen müßte. Und ein Huhn in den Topf hat schon Heinrich IV. allen Franzosen versprochen. Die Bettler aber fischen die Hühner mit Angeln weg, an die sie ein Stück von dem Brode befestigen, das ihnen der Besitzer der Hühner geschenkt hat. Zur bestimmten Stunde findet sich die ganze Familie in einem Gehölze ein, wo dann das Mahl in Lust und sorgenloser Freude verzehrt wird.

In Dieppe erzählte man mir von diesen Glücklichen, daß sie, ohne Gesetz lebend, unter oder über demselben, auch Ehen auf ihre eigne Weise schließen. Der Bettelbube sucht sich ein Bettelweib aus, und fragt nur bei ihr an, ob sie seine Gefährtin sein wolle. Ist sie damit einverstanden, so ist Alles im Reinen, und

sie schreiten zum feierlichen Akte der Vermählung. Ein gefischtes Huhn wird in einen irdenen Topf gelegt, und gekocht. Sobald das Huhn weich genug, um es zu verzehren, ergreift der Bräutigam den Bettelstab, und zerschlägt mit demselben den Topf. So viele Scherben, auf so viele Jahre ist die Ehe gültig.

Ich wage es nicht, zu behaupten, daß dieser Gebrauch wirklich so und in dieser Absicht stattfindet, aber nur als Erzählung charakterisirt er diese Bettlercolonien, denn er zeigt wenigstens, wie das Volk von ihnen denkt. Wahrscheinlich leben sie eben wild, und auch in wilder Ehe, vogelfrei, nesterfrei, out low.

Wie alt diese normannischen Zigeuner, woher sie stammen, ob sie die Nachfolger eines unterdrückten Stammes, der die Freiheit eines Bettlers dem Gesetze des Siegers vorzog? würde schwer sein, zu entscheiden; denn es ist, wenn sie selbst darüber alte Traditionen hätten, fast unmöglich, diese Leute zum Reden zu bringen, da die Aufdeckung ihrer Geheimnisse sehr bald ihre Verfolgung nach sich ziehen würde.

Wer in die Tiefen, in die Pfützen der Gesellschaft hinabsteigt, würde Wunderdinge sehen. Von diesen normannischen Bettlercolonien war bis jetzt nie die

Rede, so wenig als von jenen freien Schiffern der Oder, von denen vor einiger Zeit alle Blätter sprachen.

Mit diesen Erinnerungen kam ich bei dem Dorfe Varengeville an. Es besteht dasselbe aus einer Menge sehr schöner Bauernhöfe, die ganz so liegen, als ob sie es Zschokke in seinem Geldmacherdorfe abgesehen hätten. Ob der Aufenthalt Ango's in dem Dorfe hieran mit Schuld ist, weiß ich nicht, doch möchte ich es beinahe glauben, denn die meisten normannischen Dörfer sind anders geordnet.

Bei dem Dorfe liegt das Schloß, oder le manoire Ango's. Jean Ango war der Zeitgenosse Franz I. Er war der Jacques Coeur seines Jahrhunderts. Der Sohn eines wohlhabenden Vaters, wußte er durch seine gutberechneten Unternehmungen seine Wohlhabenheit bis zu einem kolossalen Reichthume hinaufzuschrauben. Seine Schiffe durchsegelten alle Meere. Er lieh seinem Könige Geld, und selbst eine Kriegsflotte; und als ihn ein fremder König, der von Portugal, eines seiner Schiffe wegnehmend, beleidigte, rüstete er eine Flotte aus, deren Bemannung bei Lissabon landete, Alles verheerte, die Städte und Dörfer ringsum plünderte und selbst die Hauptstadt in Angst und Schrecken setzte. Der König von Portugal glaubte, daß nur ein König so handeln könne, und da er hörte, daß die Flotte eine französische

sei, schickte er zu Franz I., um Auskunft über diese Landung in Friedenszeiten zu verlangen. Franz I. aber verwies den Gesandten an Ango, ihm bedeutend, daß sein König nur mit diesem in Krieg lebe, und nur mit ihm Frieden zu schließen habe. Ango empfing den Gesandten mit dem höchsten Glanze, und rief dann seine Flotte zurück.

Schon damals hielt man es für klug, diejenigen, die einem Könige leihen konnten, über die Bürger zu erheben, und so wurde Ango zum Grafen gestempelt und zum Gouverneur von Dieppe ernannt. Aber was er als Bürger gewonnen, sollte er als Graf verlieren. Der Graf verdrehte dem Bürger den Kopf, und mit verdrehtem Kopfe macht man keine guten Geschäfte. Ango wurde eitel, und verschwendete unendliche Summen, um seiner Eitelkeit zu genügen; er wurde stolz und behandelte die, die ihm geholfen, reich zu werden, so, als ob er eines Grafen Sohn. Da zogen sich die Bürger von Dieppe von ihm zurück, und als er, durch seine tollen Verschwendungen in Verlegenheit gerathen, der Schuldner seiner Mitbürger werden mußte, brach der Sturm los, und riß das Gebäude seiner Größe zusammen. Der Mann, der Könige vor sich gedemüthigt gesehen hatte, mußte am Ende seiner Tage den Ruin seiner Größe in Einsamkeit beweinen.

Das Manoire d'Ango trägt noch heute die Spuren der ehemaligen Größe seines Erbauers. Der Zahn der Zeit hat an demselben genagt, aber noch sieht man hier Bogengänge und Säulen, die von dem Luxus und der Kunst, die bei der Erbauung des Schlosses aufgewendet wurden, zeugen. Zwei aus Stein gehauene Medaillons, wenn sie wirklich, wie man behauptet, das eine das Bild Franz I., das andere das Ango's sind, bekunden dann ebenfalls seine Eitelkeit. Die Thränen, die er hier geweint haben mag, die Seufzer, die sich aus seiner gepreßten Brust hervordrängten, als er das stolze Gebäude seines Lebens zusammenbrechen sah, sind spurlos an den Steinen vorübergegangen, und nur daß sie heute Ruinen, von einem schlichten Ackerbauer bewohnt, sind, erinnert lebendig an dieselben.

Ango war eine jener Erscheinungen, wie wir sie stets in Zeiten des Ueberganges auftauchen sehen. Die Epoche, wo die Bürger und das Volk sich selbst zu fühlen anfingen, hatte bereits seit langem begonnen. Und dieser neuen Kraft, diesem erwachten Selbstgefühle dankten allwärts die Bürger einen höhern Aufschwung. Ango war in der Normandie der Repräsentant desselben; aber sein Flug ging höher hinaus, als das Gesetz der Zeit es vorschrieb. Es genügte ihm nicht, auf seine eigne Kraft sich verlassend, den Berg hinaufzusteigen. Er wollte flie-

gen, und lieh dazu die wächsernen Flügel eines Grafentitels, stieg zu hoch, und fiel dann in das Meer hinab. Erst ein paar Jahrhunderte später wurde möglich und natürlich, was bei Ango Verwegenheit war. Er aber war der Vorläufer einer andern Zeit.

Aus dem Schlosse Angos ging ich zur Kirche von Varengeville. Diese liegt auf der Kuppe des steilen Abhanges der Falaise. Die Kirche selbst ist nicht merkwürdiger als tausend andere. Aber ihre Lage, entfernt vom Dorfe, hoch über dem Meere und auf dasselbe und die schroffen Felsen, die hier das Ufer in einem meilenweiten Halbkreise bildet, herabsehend, ist so tief ergreifend und schauererregend, wie ich selten wieder Etwas gesehen habe. Ich setzte mich auf die den Kirchhof umgebende Mauer, und konnte mich eine Stunde lang den schönsten Träumen überlassen.

„Wenn dies wahr ist, dann ist der Teufel der dümmste Teufel, den es auf Erden und in der Hölle giebt!' rief ich aus, als ich mich auf so gottvollen Gedanken, einem so frommen Gebete ertappte, wie seit langem keines wieder in mein Herz herabgestiegen war. Mir fiel nehmlich eine Volkssage ein, die ich irgend wo gelesen oder sonst aufgefangen hatte. Als vor vielen hundert Jahren das Dorf Varengeville immer zunahm,

wollten dessen Bewohner eine Kirche bauen, und zwar
echt mitten in das Dorf, damit Jeder es gleich be-
quem habe. So gingen sie an's Werk. Aber was
sie am Tage bauten, wurde über Nacht vom Teufel nie-
dergerissen, und an der Stelle aufgebaut, wo jetzt die
Kirche steht. Das wiederholte sich mehrere Tage und
Nächte, bis die Varengeviller dessen überdrüßig wurden,
und getrost dort fortbauten, wo der Teufel angefangen
hatte. Und sie hätten ihm keinen schlimmern Streich
spielen können; denn ich möchte den sehen, der an die-
ser Stelle nicht fromm würde. Dieser Teufel war ein
wahrer Kleinkrämer, der nur berechnete, daß die Varen-
geviller ein paar hundert Schritte weiter bis zur Kirche
haben würden, und nicht bedachte, daß einmal bei der
Kirche angekommen, die große Natur eine Messe lese, der
auch das verstockteste Herz nicht verschlossen bleiben
könne. Wenn der Eulenspiegel damals der Beaufsichter
des Teufels war, so hätte er das Gebot, dafür zu thun,
daß alle Kirchen so weit als möglich vom Dorfe liegen,
nicht schöner und wörtlicher ausführen können.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Ich hätte
gar zu gerne von hier aus dem sich vorbereitenden
Schauspiele zusehen mögen, aber ich hatte noch zwei
starke Stunden bis nach Dieppe, die ich so gut es ging,
nachdem ich mich im Wirthshause zu der Reise gehörig

vorbereitet hatte, zurücklegte. Mir heute eine gute Nacht zu wünschen, wäre überflüssig gewesen. Nicht einmal der Teufel, dem ich halblaut die gröbsten Wahrheiten gesagt, störte mich durch Träume. —

Eu. Treport.

October — 1837.

Die Bresle, die durch Eu fließt und sich bei Treport in's Meer ergießt, bildet die nördliche Gränze der Normandie, diese von der Picardie scheidend. Es fährt täglich eine Art Postwagen oder Omnibus von Dieppe nach Eu, und es lohnt der Mühe, diesen Abstecher zu machen.

Wir kamen gegen neun Uhr in Eu an, und da ich nüchtern von Dieppe abgefahren war, so suchte ich vor Allem diesem Uebelstande abzuhelfen. In drei Kaffeehäusern frug ich, ob ich Cafe au lait haben könne, und erst im letzten erhielt ich, nachdem die Magd die Tochter vom Hause und diese wieder die Mutter zu Rathe gezogen hatte, eine bejahende Antwort. Die andern Wirthe hielten darauf, nur Kaffeehäuser zu haben, und wollten von der Milch gar nichts wissen. Das letzte Kaffeehaus ließ sich herab, und ich mußte diese Gunst so theuer bezahlen, als

ob ich im Café du Toy im Palais royal mein Frühstück eingenommen hätte.

Nach dieser Vorbereitung ging ich auf meine Entdeckungsreisen aus. In einem Bücherladen sprach ich vor, um zu wissen, ob daselbst nicht irgend Etwas über Eu und die Umgegend zu haben sei. Ein sehr trockner Auszug aus dem Journal la France Departemental von Hrn. Estancelin, Deputirter des Sommedepartements (le chateau d'Eu domaine de la maison d'Orleans), war Alles, was ich auftreiben konnte. Die Buchhändlerin aber war sehr gesprächig, und ich ließ mir Allerlei von ihr erzählen. Sie wußte sehr viel, nur über Eu sehr wenig, und ich glaube kaum, daß es ihre Schuld war.

Nach und nach brachte ich sie auf das Kapitel des Aberglaubens, und sie erzählte mir, daß derselbe immer mehr verschwinde. Zur Zeit des Kaiserthums hätte man beinahe nichts mehr von den alten Schreckbildern gewußt; selbst das Geschlecht der Wehrwölfe, les loups garroux, sei ausgestorben gewesen, und erst mit der Restauration seien wieder welche eingewandert, die aber nur wenig Gläubige gefunden. Sie seien wohl wie andere Wölfe dem verbündeten Heere gefolgt, meinte sie. Im Jahre 15 und 16 hätten sich manche Leute sehr viel Mühe gegeben, sie wieder in Ansehen zu bringen. Sie erzählte mir dann eine gräßliche Geschichte, wo sie selbst einmal auf einen Augenblick ge-

glaubt, vom Wehrwolfe angegriffen worden zu sein, aber bald zu ihrem Troste gesehen, daß es:

„Hector, des Nachbars Kettenhund,"

gewesen.

Ich mochte bei all dem ein Zweiflergesicht machen, denn sie suchte immer neue Gründe hervor, um zu beweisen, daß man wirklich, in den ersten Jahren der Restauration, sich viel Mühe gegeben, auch die Wehrwölfe und dergl. wieder zu restauriren. Sie gab mir aus ihrer Bibliothek ein Buch: Relation concernant les évenements qui sont arrivés à un laboureur de la Reauste dans les premiers mois de 1816, in welcher ein gewisser Martin von Gallardon bei Chartres erzählt, wie ihm der heilige Erzengel Michael erschienen sei, und ihn aufgefordert habe, zum Könige zu gehen und ihm zu sagen, er müßte dafür sorgen, daß der Sonntag besser gefeiert würde, und sodann, daß die Beamten des Königs alle wahre Ketzer seien, die er vorab zum Teufel jagen solle, um an ihre Stelle fromme Christen einzusetzen.

Als dies Buch erschienen war, berief die Priorin in Eu alle frommen Mütterchen und Töchterchen zusammen, und hielt diesen Vorlesungen aus demselben und über dasselbe; und dann dauerte es nicht lange, daß auch der Wehrwolf wieder umging. Aber nur Wenige sahen ihn im Geiste und in der Wahrheit. Seit

der Julirevolution ist er in Eu total verschollen. Er soll sich vor den Pflastersteinen fürchten.

Von der Buchhändlerin ging ich zu einem jungen Manne in Eu, an den ich empfohlen war, und der mich dann durch die Stadt, in die Kirche und in's Schloß begleitete.

Unser Weg zur Kirche führte uns über den Markt. Es ist einmal mein Grundsatz, mich auf den Märkten wo möglich ein wenig umzusehen. Es ging auf dem in Eu lebendiger zu, als sonst auf den Märkten der Normandie, und ich machte meinem Begleiter darüber meine Bemerkung. Er antwortete mir, daß dies sehr erklärlich, da ein großer Theil der Marktbesucher Picarden seien, und diese eben sehr gesprächiger Natur. Er zeigte mir verschiedene Gruppen, und einmal darauf aufmerksam gemacht, unterschied ich bald die Normannen von den Picarden. Diese sind meist schlank und hager, mit länglichen, offnen Gesichtern, auf denen oft ein angehendes Lächeln ruht. Dann aber ist ihre Zunge in beständiger Bewegung.

Der Normanne dagegen ist viel untersetzter und kräftiger, hat eine tête carrée, wie die Franzosen sagen, spricht wenig, und denkt desto mehr, wie dies sich oft durch ein sehr durchdringliches Auge und eine Art Verschlagenheit in den Zügen ausspricht. Mein Begleiter

machte ein paarmal auf das äußere Ansehen hin die Probe, die sich stets als richtig herausstellte. — Es wird schwer sein, diese Provinzialverschiedenheiten zu verwischen, wohl unmöglich, und am Ende auch unnöthig. Die Revolution hat genug gethan, indem sie den Haß, die Ursache desselben, die gesetzlichen und rechtlichen Unterschiede und Bevorzugungen unter den Bewohnern der verschiedenen Provinzen Frankreichs aufhebend, zernichtete.

Mein Begleiter führte mich an die Kirche und nahm dann auf fünf Minuten Urlaub von mir, um eine nothwendige Bestellung abzumachen.

Die Kirche ist groß, ohne großartig zu sein. An der einen Seite ist eine Art dunkler Halle, in der eine Grablegung Christi in Standbildern dargestellt ist. Es fiel mir dies nur auf, weil ich in Dieppe eine ähnliche Capelle gesehen, und später auch in Fecamp eine solche fand. Das Halbdunkel, das in der Capelle herrschte, die Stille der ganzen Kirche, in der nur der Glöckner war, und von Minute zu Minute durch einen Glockenschlag den Tod eines so eben Verstorbenen ankündigte, versetzte mich, als ich vor dem Grabe Christi stand, in eine so feierliche Stimmung, daß mir schauerlich zu Muthe wurde, und die Steinbilder sich zu regen anfingen.

Wenn dieser Christus Gott war, so ist wahrlich das

Wunder kleiner und kleinlicher, als wenn er ein Mensch war. Er sprach, und vor dem Gottgedanken seines Wortes liegt die Welt im Staube und betet an. Und selbst die, die das Wort nicht verstehen, werfen sich vor dem Instrumente des Henkers, vor dem Kreuze, nieder, weil einst durch dasselbe ein Mensch gestorben, der ein Herz voll Liebe zu den Menschen in seiner Brust trug, und seine Liebe aussprach. Das ist das größte, das schönste, das erhabenste Wunder, das je geschehen ist, und ein anderes wäre nur eine Laune Gottes, während dies eine Consequenz des Urgedankens Gottes ist, der da sagte: „die Wahrheit, das Recht, die Liebe sollen siegen, und würden ihre Prediger auch gekreuzigt.“ Ich kann an keinem Kreuze vorübergehen, ohne daß mich tiefes, geheimes Schauern durchdringt, denn jedes bekundet die Gottheit der Menschheit, die Macht der Wahrheit, die Allgewalt der Liebe, — der Wunder höchstes. —

Endlich kam mein Begleiter zurück. Er mußte lange suchen, ehe er mich in der Grabcapelle, in jene Gedanken vertieft, fand. Er sah mich halbverwundert an, und ich will wetten, daß er am Abende in Gesellschaft irgend einen Witz über den christlich-sentimentalen Allemand gerissen hat. Wir gingen noch zusammen in eine unterirdische Capelle, wo ein halb Dutzend Gräber der Grafen von Eu u. s. w. sind. Ich hätte allein sein

müssen, damit dies einen Eindruck gemacht. In Gegenwart eines plauderhaften Franzosen, mein Führer war kein Normanne, sondern von Marseille, war dies unmöglich.

Aus der Kirche gingen wir in's Schloß. Das Aeußere desselben hat im verkleinerten Maßstabe einige Aehnlichkeit mit den Tuillerien. Das Dachwerk und die Menge der Kamine sind wenigstens denen der Tuillerien nachgemacht. L. Philipp, der Wiederhersteller oder eigentlicher der Erbauer des Schlosses, konnte sich hier schon vor 1830 in seinen langen Traum, der sich endlich realisirte, vertiefen, ohne daß ihn die äußern Erscheinungen störten. Das Innere des Schlosses ist, wenn auch nicht großartig, doch in seiner Art reich und schön. Die Zimmer würden mir schon deswegen mehr als die anderer Schlösser anstehen, weil sie kleiner und somit wohnlicher sind. Aus den Fenstern genießt man dann noch eine sehr schöne Aussicht nach Treport und auf's Meer hinaus.

Die Zierde des Schlosses ist eine der vollständigsten Portraitsammlungen aller Sprößlinge der Bourbons und ihrer Verwandten, der dann noch die Portraite vieler andern Fürsten und berühmter Männer zugegeben sind. Die Herzogin von Orleans, Frau des ermordeten Herzogs von Guise, begann diese Sammlung. Die Revolution

trieb die Bilder aus, und Louis Philipp setzte sie wieder in ihr altes Recht ein, und vervollständigte die Sammlung. Für Jemanden, der Physiognomien studiren wollte, könnte es keine bessere Schule geben. Lavater hätte hier Vorlesung halten können. Nur ein Bild würde ich, wenn ich ein Prinz oder König wäre, nicht ausstellen. Ich meine das der Margarethe Maultasche, Herzogin von Tirol. Ich habe in meinem Leben kein häßlicheres Bettel- oder Zigeunerweib gesehen, und es ist nicht klug, dem dummen Volke zu zeigen, daß die Prinzen und Prinzessinnen nicht einmal das lumpige Privilegium der Schönheit haben, daß die Natur uns Menschlein, Prinz oder Bettler, schön oder häßlich macht, wie's ihr eben in ihrer Laune beliebt, daß sie uns Alle mit demselben Maßstabe mißt. Da waren die Maler der Herzogin von Berry viel klüger. Ich habe selten schönere Augen gesehen, als die ihres Portraits in der Bibliothek zu Dieppe.

Die Zeit erlaubte mir nicht, den tausend und etlichen Portraits, ein ganzes Heer Fürsten, — wie viel die Sammlung wohl gekostet haben mag? — die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Park ist — es ist langweilig dergleichen zu beschreiben, denn diese Parks gleichen sich alle wie Schwester und Bruder, und es ist noch langweiliger, sich mit einem Adjectiv schön, reizend, freundlich, malerisch, und wie sie

alle heißen, zu begnügen. Ich sage daher nur: der Park ist ein Park, oder noch besser: der Park ist. — Hier und da schöne Aussichten auf's Meer, dort eine Baumgruppe, hier eine Laube; auch Wasser, endlich ein Tisch, auf den Ludwig Philipp eingraben ließ: „C'est ici que les Guises tinrent leur conseil au 16me siècle!“ um die Verschwörung eines Prinzen gegen seinen König zu verewigen.

An geschichtlichen Erinnerungen ist das Schloß reich. Die ersten Herzoge der Normandie bewohnten dasselbe mitunter. Wilhelm der Eroberer feierte dort seine Hochzeit mit Mathilde von Flandern. Er empfing hier Harold, den Gesandten Englands, der ihm später die Krone dieses Landes streitig machen wollte, nachdem sich die beiden Prinzen in Eu wechselseitig zu überlisten, der Eine dem Andern einen Eid der Treue abzwingend, und dieser jenen eben durch einen Eid betrügend, gesucht hatten. *)

Die Familien von Lusignan, Brienne, Artois, Bourgogne, Cleves, Lorraine und Orleans waren nach und nach die Besitzer des Schlosses. Ludwig XI., in seinem Kampfe gegen den Adel, verordnete die Zerstörung dessel-

---

*) Das Recht, die Schiffbrüchigen gefangen zu nehmen, hieß: droit du Langan (Lang-an). Harold wurde in Folge dieses Rechts von Gui de Ponthieu gefangen genommen. Wilhelm kam nach Eu, um ihn zu befreien. Gui führte dann Harold nach Eu.

den zugleich mit einer Menge anderer Schlösser. Es wurde später wieder aufgebaut, und wir haben bereits gesehen, daß die Guisen sich hier berathschlagten, wie L. Philipp sagt. An das Haus Orleans kam das Schloß auf eine ganz bürgerliche Weise. Dessen Besitzer, Prinz Louis Joseph de Lorraine, machte Schulden zu einer Zeit, wo selbst der Adel solche schon bezahlen mußte, wurde durch ein Urtheil des Parlaments von Paris vom 20. August 1660 und 27. März 1662 ausgepfändet, wo dann Anna Maria Louise von Orleans dasselbe kaufte, und unendliche Summen zu dessen Verschönerung aufwendete.

Die Revolution machte aus dem Schlosse ein Lazareth!

Die Restauration gab dasselbe an Louis Philipp zurück, und dieser übertrug es an seinen Sohn, den Herzog von Orleans, in dem bekannten Vertrage, wo der vorsichtige Vater Alles verschenkte, was er hatte.

Es thut mir leid, daß ich das Werk Julis Janins und all die schönen Feuilletons des Journal des Debats, des Temps rc. rc., die die letzte Anwesenheit des Königs in Eu besangen, nicht zur Hand habe. Ich würde daraus Einiges übersetzen und die Melodie dazu componiren, oder es nach der der Marseillaise in Reihe und Glied bringen. Es ist unbegreiflich, was die Menschen für Affen sind; man braucht nur die Trommel zu rühren und die Pfeife an den Mund zu setzen, um sie sogleich tanzen zu ma-

chen. Julis Janin aber mit seinen Bocksprüngen ist der lustigste Affe der ehemaligen Hoflakaien, den es je gegeben hat. Wenn er mein wäre, ich zöge ihm ein rothes Jäckchen an, ginge mit ihm auf Reisen und ließ ihn in allen Haupt- und Nebenstädten der Welt sehen. Und alle Haupt- und Nebenstädte sollten ihre Freude daran haben.

Doch genug von dem Schlosse. Ich muß noch nach Treport gehen, und möchte diesen Abend wieder in Dieppe sein.

Treport liegt eine halbe Stunde von Eu. Vor der Revolution war dort eine Abtei. Jetzt müssen die Fischer sich ohne dieselbe behelfen. Das Dorf scheint sich deswegen nicht gerade schlechter zu befinden. Da ich die Absicht hatte, in einem andern Fischerdorfe, zu Etrelat, einige Zeit zu verweilen, so wollte ich mir Treport nur im Vorbeigehen ansehen. Es liegt dasselbe in einer langen Reihe Häuser neben dem Hafen, und am Berge. In der Mitte dieses Berges liegt eine ehrwürdig aussehende Kirche, von der man eine schöne Aussicht in die großartige Natur hat. Ob auch hier der Teufel eine Caprice hatte, weiß ich nicht.

Auf den Quais regte sich das rüstige Fischervölkchen. Die Fischer luden ihren Fang aus, andere bereiteten sich zur Abfahrt vor. Die Frauen, in Mehrzahl klein, aber

schön gebaut, mit vollem Busen und gesunden, ausdrucksvollen Gesichtern, trugen schwere Lasten Salz zu, die die Fischer einluden, um damit auf hoher See die Fische zu salzen. Im Ganzen sind die Bewohner des Dorfes, selbst die gewöhnlichen Fischer, wohlhabend zu nennen. Jede Familie hat ihr eignes Haus, oder wenigstens einen Theil an dem Hause, das sie bewohnen. Das Meer sorgt für ihren Lebensunterhalt, und ihr Fleiß, die Arbeitsamkeit, Nüchternheit und Sparsamkeit der Frauen ist die Ursache, daß fast jede Fischerfamilie am Ende des Jahres Etwas bei Seite legen kann. Nicht einem einzigen jener von der Gier gestempelten Matrosengesichter, die man überall sieht, wohin Handelsschiffe kommen, begegnet man hier. Alles kerngesunde Menschen, die Männer wie die Weiber. Es that mir leid, daß ich so bald wieder weg mußte.

Ich ging auf die kleine Jetée, um dort eine Weile auszuruhen. Ein paar rüstige Knaben spielten mit runden Kieseln, — also auch für die kindische Lust des Spielzeuges sorgt hier das Meer, die umsichtige Mutter dieser Leute. — Schon in den Knaben verrieth sich der zukünftige kecke Seemann. Neben mir saßen zwei graue Matroseninvaliden, die hieher kamen, um wenigstens die Schiffe aus- und einfahren zu sehen, und sich nach der Richtung des Windes zu erkundigen. Wie in den

Knaben die rüstige Zukunft, so ahnete man in diesen achtzigjährigen gebrochenen, aber nicht gebeugten Greisen die rüstige Vergangenheit. Der eine, der Aeltere, kam erst, als ich bereits eine Weile mit dem Jüngern geplaudert hatte. Und als jener ankam, sagte dieser mir mit einer Art von Ehrfurcht: voila le veteran de Treport! Er selbst war drei Jahre jünger, 85 Jahre alt. Beide hatten den Krieg mitgemacht, und der Aeltere trug den verstümmelten Arm in der Binde. Ich frug sie über dies und jenes, aber sie verstanden mich stets nur halb. Sie erzählten mir von ihren Campagnen, als ich nach den Gewohnheiten der Fischer frug; und als ich mir von dem Aeltern eine ihrer seemännischen Wundergeschichten erbat, sagte er mir, daß er einst im Sturme ein Gelübde gethan, im Hembe und barfuß nach St. — ich habe den Namen vergessen — zu wallfahren, und daß er sein Gelübde ausgeführt. Es ist oft unendlich schwer, sich diesen Leuten verständlich zu machen. Ihre Sprache ist sehr begränzt, und die technischen Ausdrücke, so wie die des Patois machen, daß sie uns und wir sie nur selten verstehen. Eine Frau, die sich bald zu uns gesellte, erzählte eine fünf Minuten lange Geschichte, von der ich Nichts verrathen würde, und wenn ich selbst eine Frau wäre. Sie hätten sich in meiner Gegenwart ohne Gefahr gegen das Leben aller Könige der Welt verschwören können.

Die Geschichte wurde mir zu lang, und da ich sie nicht verstand, und so die raschen Worte der erhitzten Frau, es mußte ihr irgend ein Unrecht widerfahren sein, auf mich nur die Wirkung des Klapperns einer Mühle hervorbrachten, zog ich mich bald an das andere Ende der Jetée zurück, wo ich dann in Ruhe die schöne Aussicht, die sich hier darbietet, genießen konnte. Das Meer bildete vor Zeiten eine Bucht bis nach Eu hin. Jetzt ist diese Bucht mit üppigen Wiesen und Fruchtfeldern, von dem Flusse, von Hecken und Alleen durchschnitten, von langsam aufsteigenden grünen Bergen begränzt, überdeckt. An der einen Seite dieses Hügelhalbkreises rechts liegt Treport mit seiner wie in den Fels gehauenen Kirche, links ein anderes Dorf mit einer Kirche, deren Namen ich vergessen habe, und in der Mitte Eu, das Schloß und die Abtei. Und den Vordergrund dieses schönen, ländlichen Gemäldes bilden dann von der Jetée aus der Hafen von Treport, und das Meer, die jener Idylle einen epischen Vorder- oder Hintergrund geben, je nach der Stellung des Zuschauers.

Als ich wieder in Eu ankam, hatte ich kaum Zeit, noch Etwas zu essen. Der Wagen war bereits angespannt, der Postillon schlug ungeduldig in die Peitsche, und ich mußte den Nachtisch im Wagen verzehren.

Fecamp.

October — 1837.

Vor zehn Jahren hätte ich viele sehr schlagende Gründe gehabt, die Reise längs der Küste der Obern-Normandie zu Fuße zu machen. Das wäre dann wohlfeiler, angenehmer und an Ergebnissen reicher gewesen. Gegenwärtig habe ich deren eine Menge, den Postwagen vorzuziehen. Die liebe Bequemlichkeit steht überall im Hintergrunde derselben, und sie trägt den Sieg davon. —

Hinter St. Valerie en Caux ist ein hoher Berg, der bereits in dem Städtchen anfängt, und uns Zeit ließ, dasselbe zu Fuße zu durchziehen. Ich konnte mich dann in die Zeit hineindenken, wo hier Wilhelm der Eroberer sein Heer zur Landung in England einschiffte. Aber die wenigen Fischerbarken, die leeren Straßen, das stille Städtchen erlaubten kaum der Phantasie, sich in diesen

Gedanken zu vertiefen, und auf dem Berge angekommen, verscheuchte die Stimme des Conducteurs, die uns zum Einsteigen mahnte, den Rest. Man darf die Nachtwandler nicht beim Namen nennen, wenn man sie nicht aus ihren Träumen wecken will.

Ich hatte, in Fecamp angekommen, noch einen halben Tag vor der Hand, den ich dazu benutzte, meine Empfehlungsbriefe abzugeben, und mir die Stadt anzusehen. Einer dieser Briefe war an Hrn. F., einen geistreichen Archäologen, gerichtet. Mehrere Abhandlungen dieses Schriftstellers sind so voll tiefer Gelehrsamkeit, daß ich mich darauf gefaßt gemacht hatte, eben einen Gelehrten, oder besser das, was wir Deutsche uns unter einem Gelehrten denken, zu finden. Aber nicht eine Spur von Bibliothekenstaub! Die deutschen Gelehrten sind meist wahre zweibeinige Folianten, in Schweinsleder gebunden, die französischen dagegen elegante Octavausgaben, mit feinem Titelkupfer und Vignetten. Der Franzose vergißt nie unter den Büchern die Welt, und der Deutsche sieht die Welt ungefähr so wie ein Buch an. Velinpapier und Löschpapier, das ist der Unterschied; doch möchte ich nicht leugnen, daß auf dem Löschpapier oft bessere Sachen gedruckt sind, als mitunter, ja selbst als in der Regel, auf dem feinen französischen Papier. Hr. F. gehört zu den Ausnahmen, und ich lernte in ihm

einen so tiefsinnigen Gelehrten als geistreichen Weltmann kennen.

Meine getäuschte Erwartung aber spielte mir einen bösen Streich. So sind wir Deutsche, unsere Phantasie läuft uns immer voraus. Wir hinken nach, und finden wir dann nicht alles so, wie es uns unser Vorläufer geschildert hat, so setzt uns dies oft genug in Verlegenheit. Ich hatte aber noch einen ganz anderen Verlegenheitsgrund, der mich total aus dem Steigbügel hob. Wenn mir alle Antiquitäten der Welt in der Hausflur begegnet wären, so würde ich mich getrosten Muthes durchgeschlagen haben. Anstatt der Antiquitäten aber sah ich hier ein Ergebniß unserer Zeit, oder noch zehn Jahre jünger, als meine Zeit, welches mit so wunderbar geheimnißvollen Augen aus dem schönsten, edelsten Frauengesichte hervorsah, so daß mir das Restchen Muth entfiel, und ich kaum noch recht wußte, warum ich hiehergekommen war. Der Maler dieses Bildes ist der größte Meister, der sich je mit der Kunst abgegeben hat.

Und da sollte ich von gelehrten Sachen sprechen.

Es überlief mich von Zeit zu Zeit kalt, und ich war ganz verwundert, daß, trotz meiner Verblüfftheit, Hr. F. mir versprach, mich am andern Tage in die Abtei, und wo es sonst etwas Sehenswerthes in Fecamp gebe, zu begleiten. Er hat sicher seine Bemerkungen über die Unbe-

holfenheit der deutschen Gelehrten — ich war ihm, der Himmel verzeihe es dem Briefaussteller, als ein solcher angekündigt — gemacht.

Erst als ich wieder in der frischen Luft war, konnte ich wieder frei aufathmen und dann — mich bald über mich, so viel mir eben beliebte, lustig machen, und mich selbst auslachen. Mitunter aber kam mir das Lachen dann wieder wie eine Art Blasphemie vor.

Ich benutzte den Rest des Tages dazu, mir die Stadt und den Hafen anzusehen. Fecamp ist gleichsam nur eine einzige, eine halbe Stunde lange, Straße von etwa 1500 Häusern mit 9 — 10,000 Einwohnern. Die meisten Häuser sind neugebaut, und geben so der Stadt, die schon unter der ersten Race der Frankenkönige bedeutend gewesen sein soll, ein neueres Ansehen. Der Hafen ist groß genug, um wenigstens zehnmal so viele Schiffe, als ich in demselben sah, zu fassen, was denn schließen läßt, daß der Handel der Stadt früher bedeutender war, als heute.

Der Name Fecamp wird verschieden hergeleitet, und zwar entweder von Fisci-campus oder Fici-campus. Fisci-campus, weil die Römer hier die Steuern der Umgegend eingezogen. Woher die Ableitung Fici-campus, werde ich später Gelegenheit haben zu sagen. Das Land ringsum hieß zur Zeit der Eroberung der Römer Caleti,

das die Alterthumsforscher von dem germanischen Wort kalt herleiten, obgleich es nicht recht klar ist, warum die von Norden her eingewanderten germanischen Belgier, denen es wohl diese Bezeichnung zu verdanken haben würde, das Land kalt genug gefunden, um es so zu bezeichnen. Die Winde, die hier herrschen, die Meerluft ꝛc. machten immer noch aus demselben kein Land, so kalt, wie das Vaterland, das die Belgier verlassen hatten.

Die Merkwürdigkeiten der Stadt beschränken sich auf die Abtei, die Ruinen eines alten Schlosses und den Hafen.

Hr. F. holte mich Tags nach meiner Ankunft ab, um mit ihm die Abtei zu besuchen. Ich war in der besten Stimmung, mich belehren zu lassen. Als wir aber in die Kirche eintraten, fanden wir dort die Tochter Hrn. F's. mit ihrer Freundin, dieselbe, die mir gestern allen antiquarischen Geschmack verdorben hatte. Sie wollte, da sie die Abtei noch nicht gesehen hatte, von der Gelegenheit Nutzen ziehen, und ich weiß nicht, ob ihr dies bei den gelehrten Bemerkungen unseres Führers gelungen. Ich für meinen Theil aber kam so schlimm weg, daß ich andern Tags von neuem in die Kirche gehen mußte, weil ich nicht mehr recht wußte, ob das Bild einer Madonna, das mir stets vor Augen schwebte, wirklich in der Kirche war oder nicht. Ich suchte es vergebens an diesem Tage und

konnte dann mit mehr Ruhe, so gut es gehen wollte, mir die Merkwürdigkeiten der Kirche ansehen.

Die Abtei ist die Tochter mehrerer Jahrhunderte, die alle in dem Style der einzelnen Theile vertreten sind. Das Ganze macht keinen beruhigenden Eindruck, denn die Kirche ist für ihre Höhe unverhältnißmäßig — strumpfartig — lang. Sonst war in der Mitte des Schiffes ein Durchschlag, der dem Auge einen Ruhepunkt, und der Kirche Gleichgewicht gab. Man hat denselben niederreißen zu müssen geglaubt, damit man den Priester von einem Ende zum andern der Kirche sehen könne. — Ein anderes, sich in ganz Frankreich wiederholendes Kunststückchen der Architectur, das das Alte neu machen soll, besteht darin, die Kirchen zu weißen. Auch der Abtei von Fecamp hat man diese Ehre angethan, und sie sieht etwa so aus, wie eine alte Jungfrau, der man das Kleid anlegt, in dem sie zur ersten Communion ging. Diese Wuth, die alten Monumente der Baukunst und der Bildhauerkunst zu weißen und anzustreichen, den alten Mütterchen Schönheitspflästerchen und Schminke aufzulegen, ist hier in Fecamp zu einem wahren Vandalismus an einer Grablegung Marias geworden. Rechts in der Abtei ist eine Capelle, in der eine Gruppe, aus Stein gehauen, nicht ohne Kunstwerth ist. Während der Revolution hatte dieselbe viel zu leiden, und mehrere der Steinbilder

wurden geköpft. Um die Spuren dieser Verstümmelung zu verwischen, hat man sie verpinselt. Man hat auf die steinernen Rümpfe gipserne Köpfe gesetzt, und den Anstreicher zu Hülfe gerufen, der sie dann alle roth und gelb und braun bemalt hat, daß sie gar wunderlich aussehen. Was aber dabei wirklich lustig ist, ist der Umstand, daß man, in Ermangelung anderer Köpfe, auf den Rumpf des heiligen Petrus einen Cato-, auf den des heiligen Markus einen Voltaire-, auf den des heiligen Jakob einen Cicero-Kopf u. s. w. gesetzt hat, so daß es so aussieht, als ob diese Heiden und Ketzer sich hier versammelt hätten, um wie St. Thomas sich durch den Augenschein von den Mysterien der christlichen Kirche zu überzeugen. Sie sehen sämmtlich verwundert genug aus, und es ist die Frage, ob das Mirakel, das vor ihnen vorgeht, oder das, welches die Köpfe der Heiligen abgeschlagen und ihnen die ihrigen aufgesetzt, die Ursache ihres Erstaunens ist.

Die merkwürdigste Merkwürdigkeit der Kirche ist aber das prècieux sang. Vor der Kirche ist eine Boutique, in der man ein Büchlein über das schätzbare Blut, und eine Menge Rosenkränze, Medaillen u. s. w., die an dem Blute angestrichen sind, verkauft. Aus jenem will ich die Geschichte des schätzbaren Blutes übersetzen.

Die Ueberschrift heißt: Histoire du précieux sang

de Notre-Seigneur Jesus Christ, qui repose en l'Abbaye de la Très-Sainte Trinité de Fecamp.“ Dann beginnt die Geschichte:

„Joseph von Arimantie und Nicodemus, (geheime Jünger unseres göttlichen Erlösers Jesus Christ, den die Juden ungerechter Weise kreuzigten,) gingen zu Pilatus, und forderten von ihm den Leib unseres göttlichen Erlösers, um ihn in's Grab zu legen. Sie erhielten ihn. Nicodemus war, nach dem Evangelium des heil. Johannes, in der Nacht, wo Christus noch am Kreuze hing, zu ihm gegangen, und nahm mit einem Messer das schätzbare Blut, das geronnen um die Wunden der Hände und Füße unseres göttlichen Erlösers hing, ab, that dasselbe in einen Handschuh, und bewahrte es in Ehrfurcht sein ganzes Leben lang, und huldigte ihm in Andacht! Aber als er sah, daß er bald sterben werde, erklärte er, da er keine Kinder hatte, sein Geheimniß seinem Neffen Isak, gab ihm den Handschuh mit dem schätzbaren Schatze, der darin war, und sagte ihm: Hier! das Blut des wahren Propheten Jesus, den unsere Alten ungerechter Weise kreuzigen ließen; bewahre es mit Ehrfurcht und lasse ihm die Ehre und die Anbetung, die ihm gebührt, zukommen, dann wirst du nie an irgend etwas Mangel haben. Isak erhielt also den schätzbaren Schatz aus den Händen seines Oheims, und legte ihn in einen festen Koffer. Er

unterließ nicht, ihm seine Ehrfurcht alle Tage zu bezeigen, und er wurde mächtig und reich. Seine Frau fragte ihn, woher in so kurzer Zeit all dieser Reichthum gekommen? Er antwortete ihr, daß dies ein Geschenk Gottes sei. Worauf diese böse Frau in Zorn gerieth. Aber eines Tages, da sie ihren Mann vor dem festen Koffer auf den Knien liegend fand, ging sie augenblicklich zu den Juden, und sagte ihnen, daß sie ihren Mann bei der Anbetung eines Götzen überrascht habe. Da Isak in Folge dieser Angabe viele Quälereien zu überstehen hatte, entschloß er sich, die Stadt Jerusalem, wo er nicht in Sicherheit war, zu verlassen, und zog an das Ufer des Meeres in die Stadt Sidon. Da er dann einige Jahre nachher ein Gesicht hatte, daß Titus und Vespasian, römische Kaiser, mit mehrern Legionen kommen würden, Jerusalem zu zerstören, so machte er einen Kasten von Blei, in den er das schätzbare Blut unseres göttlichen Erlösers hineinlegte, worauf er ein Loch in einen Feigenbaum, der in seinem Garten war, machte, und in dasselbe seinen unvergleichlichen Schatz verbarg. Dann hatte er ein zweites Gesicht, das ihm verkündigte, daß die Römer alles mit Feuer und Schwerdt zerstören würden, worauf er sich entschloß, den Feigenbaum abzuhauen, und den Stumpf ins Meer zu werfen. Es war nicht ohne Schmerz, daß er diesen Beschluß ausführte, aber bei einer

dritten Erscheinung hörte er eine Stimme, die ihm sagte: „Sei ohne Furcht, das schätzbare Blut, das du ins Meer geworfen hast, wird in einer Provinz von Frankreich landen, und dort von den wahren Christen angebetet werden.“

„Isak, getröstet und voller Freude, erzählte seiner Frau und seinen Nachbarn sein Gesicht, und machte die Erzählung dieser ganzen Geschichte. Das Gerücht von dem, was wir hier mitgetheilt haben, verbreitete sich in dem ganzen Gebiete von Jerusalem, und zwar so weit, daß wir oft die Erzählung in unserm Lande gehört haben; und die Juden selbst, wegen der Autorität Isaks und Nicodemus, zeichneten sie, da sie das Andenken eines so außerordentlichen Gerüchtes aufbewahren wollten, mit hebräischen Buchstaben in ihre Annalen auf.“

„In Wahrheit, der Baumstamm wurde in das Thal von Fecamp hineinversetzt, wo ihn die Kinder eines Mannes, Namens Boyo, fanden, und einen Zweig, der an dem Feigenstamm aufgeschossen war, abschnitten, und ihren Eltern zutrugen. Da diese nie solches Holz gesehen hatten, frugen sie, wo sie diesen Zweig gefunden. Sie antworteten, daß sie denselben in dem an Kräutern am reichlichsten versehenen Thale gefunden, und daß noch zwei ähnliche vorhanden seien. Andern Tages ging der Vater mit seinen Kindern die beiden andern Zweige holen, die

er in seinen Garten pflanzte, wo dann große Mirakel geschahen."

„Boyo versuchte mehrmalen, auch den Stamm wegzunehmen, aber vergebens. Da dieser Mann gestorben war, so blieb seine Frau, mit Namen Maria, Wittwe mit ihren beiden Kindern."

„Zur Christfestzeit kam ein Pilger, und bat, ihn zu beherbergen. Maria gewährte dies, indem sie sagte, daß sie arm, und daß er bei ihr nicht am Besten sein werde. An demselben Abende wiederholte Maria mit Schmerzen: „O, mein Gemahl! wenn du noch lebtest, dann würde ein Scheit zum Feuer gelegt werden." Ihre betrübten Kinder sagten ihrer Mutter: „Wir haben ja einen Gehülfen, wir versuchen morgen nochmals, den Feigenbaumstamm, der im Thale liegt, zu holen." „O, meine Kinder!" antwortete sie, „Ihr wißt, daß Euer Vater mit all seiner Kunst nie damit hat fertig werden können." Der Pilger, nachdem er sich hatte unterrichten lassen, sagte: „Wir gehen morgen mit einer Karre hin, und wir bringen ihn her, wenn Gott es erlaubt!" Andern Tags nahmen sie eine Karre, und luden den Stamm hinauf ohne alle Mühe: aber nachdem sie einige Schritte gemacht haben, wie groß war da ihre Ueberraschung, zu sehen, daß der Karren an der Stelle zerbrach, wo die Abtei von Fecamp gebaut ist. Der Pilger machte einen

Haufen Steine zusammen, und sagte: „dieser Stamm enthält das schätzbare Blut unseres göttlichen Erlösers J. C. Hier soll das Monument gebaut werden, das demselben in alle Ewigkeit geweiht sein soll. Glücklich diese Provinz; denn sie enthält den Preis der Wiedergeburt der Welt.“ Nachdem er diese Worte gesagt, verschwand er.“

„Als der Herzog Anseguise und viele Seigneurs auf der Jagd in diesem Thale waren, und er befahl, die Hunde loszulassen, sahen sie einen Hirsch von erstaunlicher Größe vor sich. Nachdem sie denselben lange Zeit verfolgt hatten, blieb dieser an dem Orte, wo der Stamm war, stehen, und nachdem er das Haupt gegen jene geneigt hatte, die ihn verfolgten, blieben diese bewegungslos und des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt. Der Hirsch ging in einem großen Kreise um den Ort, wo er stehen geblieben war, und verschwand. Da Anseguise Gott mit Inbrunst gebeten hatte, erhielten alle den Gebrauch ihrer Glieder wieder. Anseguise, der genau die Spuren des Hirsches bemerkt hatte, ließ hier eine Kapelle bauen, und nahm sich vor, hier eine Kirche zu Ehren der heil. Dreieinigkeit zu errichten. Da ihm aber der Tod zuvorkam, konnte er sein Gelübde nicht ausführen.“

„St. Unaninque, Gouverneur der Gegend unter

Lothaire oder Clotaire wollte das Gelübde seines Vorgängers erfüllen, ließ die Fundamente einer Kirche zu Ehren der heil. Dreieinigkeit legen, und errichtete daselbst eine Abtei. Er ließ von Bordeaux das heilige Mädchen St. Childemarche kommen, um die erste Aebtissin zu sein."

„Da die Heiden diese Gegend verwüstet, und die Abtei zerstört hatten, so schnitten sich die Nonnen, um zu verhindern, daß die Barbaren ihrer Scham keinen Zwang anthäten, die Nasen und die Lippen ab, um so eher Schrecken als Lust einzuflößen."

„Nachdem der erste Herzog der Normandie, mit Namen Roal, gestorben war, so hatte er den Herzog Wilhelm, genannt: Long Epée, zum Nachfolger. Dieser Herzog ließ die Abtei wieder aufbauen. Mehrere Bischöfe, in ihrer Qualität als Ecclesiastiker oder Laien waren zur Einweihung eingeladen und waren gegenwärtig. Da kam ein unbekannter Mann, von majestätischem Ansehen. Er trat in die Kirche ein, nahm das schätzbare Blut, das im Schutte geblieben war, und trug es auf den Hochaltar, in Gegenwart der ganzen Versammlung, indem er sagte: „Hier der Preis der Wiedergeburt der Welt, der von Jerusalem kommt; diejenigen, die etwas tragen, was an dem schätzbaren Blute angestrichen ist, werden vor allem Unglücke geschützt sein." Dann ver-

schwand der Unbekannte, und ließ seinen Fuß in einem Steine abgedruckt, den man noch in der Taufkapelle sieht."

„Seit der Zeit hat das schätzbare Blut nicht aufgehört, der höchsten Verehrung von Seiten der Getreuen zu genießen. Die alten Traditionen belehren uns, wie viele Wunder hier geschehen sind. Eine große Zahl von Pilger kommen jährlich hieher, besonders die Bewohner von Yvetot, die diese Pilgerfahrt seit vielen Jahren nicht unterbrochen haben, die ihren Anfang nahm bei einer ansteckenden Krankheit, von der jene Stadt belästigt war, und die seit der Pilgerfahrt nie wieder erschienen ist."

„Die Prozession des schätzbaren Blutes findet alle Jahre den Freitag vor der Charwoche im Innern der Abtei zu Fecamp statt. Sie findet auch am Montage der heil. Dreieinigkeit, den Tag, wo die Bewohner von Yvetot und der ganzen Umgegend kommen, um demselben zu huldigen, statt."

„Auszug eines Manuscriptes, geschrieben im Jahre 1527. Tome: Lib.: de Fleury etc." —

Nach dieser Geschichte des heiligen Blutes brauche ich nur noch wenig über die Merkwürdigkeiten der Kirche zu sagen. Der Stein, in den sich der Fuß des unbekannten Engels abgedrückt hat, ist noch immer zu sehen. Wirklich kommen noch heute eine Menge von Pilger an den

bezeichneten Tagen, und wie gesagt, die Mehrzahl der Bewohner von Yvetot und der Umgegend hieher. Auch geschehen noch immer Wunder, wenigstens werden noch immer ganz neuerlich stattgefundene erzählt. Ueberhaupt würde der, der behaupten wollte, daß die Zeit der Wunder vorbei ist, hier in Fecamp sich eines Bessern überzeugen können. Wo ich die histoire du précieux sang kaufte, bot man mir zugleich ein anderes Büchlein an, das wenigstens ein halb hundert wunderbare Herstellungen und Bekehrungen, die eine Medaille der unbefleckten Jungfrau in den letzten sechs Jahren bewirkt hat, dargestellt und beschrieben sind. Das Büchlein kostet nur sechs, die Medaille gar nur zwei Sous. Es ist 1837, achtzehnhundert sieben und dreißig gedruckt. Wie viel das Büchlein seinem Verfasser, und die Münze ihrem Erfinder eintragen, weiß ich nicht; dagegen ist das schätzbare Blut für Fecamp unschätzbar, denn die Bewohner, Wirthe, Kaufleute und die Kirche gewinnen dadurch Jahr aus Jahr ein nicht weniger als einige Hunderttausend Franken.

Eines fiel mir auf. Das Büchlein über das schätzbare Blut spricht nicht von einer Quelle, die von dem précieux sang ihren Namen, ihre Berühmtheit und ihre Heilkraft hat und haben soll. Jeder Pilger kauft wenigstens eine Flasche Wasser, die dann die Apothekerflaschen

überflüssig macht. Ich erkundigte mich nach der Quelle, und erfuhr, daß sie jetzt einem Privatmanne gehöre, der sie vermiethet habe, und daß sie noch immer mehrere Tausend Franken jährlich, die Flasche zu 2 Sous, einbringe. Der Umstand, daß sie einem Privatmanne gehört, ist wohl die Ursache, daß sie der Priester, der jene histoire geschrieben hat, nicht berührt. Vielleicht aber hat dies auch einen andern Grund. In heißen Tagen, oder sonst oft, ist die Quelle nichts weniger als ergiebig. Der Besitzer aber ist ein Homoiopath, und behauptet, daß ein Tropfen des heilbaren Wassers in einer Tonne Flußwasser nur um so wirksamer sei, und ermangelt daher nie, wenn die Nachfrage groß, und der Wasservorrath klein, ein paar Tonnen Flußwasser zuzugießen. Der Priester, der das Büchlein schrieb, aber mochte zur alten Schule der Alloiopathen, der Puritaner gehören, die es für eine Sünde halten, wenn die Wirthe in christlicher Demuth den Wein taufen, und vielleicht deswegen sprach er nicht von der Quelle. Und wer kann ihm Unrecht geben? Es ist ein Jammer mit den Homoiopathen, die im Voraus alle Wirthe freisprechen.

Der Name Fecamp, von Fici-campus herstammend, soll dann dem Feigenbaume seinen Ursprung verdanken. Es ist auffallend, daß man an mehreren Orten in der Normandie, so bei Tonearville Namensbezeichnungen

findet, die darauf hindeuten, daß hier einst Feigenbäume vorhanden waren. Sollten die allmächtigen Römer vielleicht gar die Natur der Normandie so weit besiegt haben, daß sie, die jetzt nur Aepfel zeugt, vor Zeiten auch Feigen hervorgebracht hat? Nur in Bezug auf diese Herstammung hat die Abtei von Fecamp eine geschichtliche Bedeutung. Sonst lebten die Mönche hier ziemlich ruhig, und ihre Geschichte hat beinahe etwas Idyllenartiges. Man weiß nur wenig von ihren Aebten zu erzählen, und das ist ein gutes Zeichen. Einer von ihnen gehörte mit zu den Richtern, die die Jungfrau von Orleans zum Tode verurtheilten. Casimir, König von Polen, ruhte hier von seinen Königsfreuden und Leiden aus. Ein anderer, Aychard I., wurde einstimmig gewählt, und die Mönche schrieben in ihre Chronik ein, daß ihn der heilige Geist bezeichnet; und ich glaube es gerne, denn die Chronik weiß nach der Wahl nichts weiter von ihm zu erzählen, als daß er die Weinportion jedes Mönches um ein Dritttheil vermehrte. Er war ein frommer Mann.

Der Abt Wilhelm II. (gest. 1107) führte ein Almosen von einem halben Pfund Brodt für jeden, der sich an der Pforte der Abtei zur Abnahme desselben melde, ein. Dieses Almosen erhielt sich bis zur Auflösung der Abtei, und belief sich damals auf 1200 Pf. Brodt

täglich, was jährlich eine Ausgabe von 10,000 Livres war. Sie hatten gut geben, die Einnahme des Klosters betrug jährlich mehrere hundert tausend Franken. Sie gaben den halben oder dritttheil Zehnten von dem, was sie durch Zehnten rc. erhielten. Es bestanden fast in jedem Flecken der Normandie solche Klöster, und alle waren ungefähr eben so mildthätig. Wie in Spanien wurde das Volk durch sie zu Bettlern, und dann waren sie milde und gaben ihm einen Bettelpfennig. Das ist das Geheimniß. Ich wollte, sie hätten, wie russische Große, den Hungernden die Knute geboten. Jedenfalls wäre, wenn dies geschehen, nicht noch heute die ganze Normandie von Bettelcolonien, die wohl noch aus jener Zeit herstammen, belästigt. Jahrhunderte gehören stets dazu, um die letzte Wurzel, die letzten Folgen des Unsinnes auszurotten.

Herr F., der mich in die Kirche begleitet hatte, führte mich aus derselben in den Garten eines Privatmannes, in welchem hinter dem Stadthause die Ruinen eines alten Schlosses liegen. Hr. F. erzählte mir viel von demselben und von den Herzogen der Normandie, die hier gewohnt haben sollen. Im Allgemeinen bin ich kein Freund von Ruinen, wenn sie nicht als Gegensatz einer schönen Gegend einen neuen Reiz geben, oder sonst eine lebendige geschichtliche Bedeutung haben, d. h. irgend eine

ewige Lehre der Geschichte bestätigen. Daß hier ein Herzog Ypsilon geboren, gewohnt oder gestorben, ist zwar sehr interessant, interessirt mich aber so wenig, als ob des Hrn. Herzogs letzten Knechtes Frau hier ins Kindbette gekommen wäre. Aber wenn auch in dem Schlosse, dessen Ruinen vor uns lagen, ich weiß nicht was alles sich zugetragen hätte; so würde mir davon heute nicht eine Sylbe im Gedächtniß geblieben sein, denn ich hatte mich auf dem Wege hieher, wo uns die beiden Damen verließen, verloren, und mußte später wieder zurück, um mich selbst aufzusuchen. Es dauerte ein paar Tage, ehe ich ganz sicher war, daß ich mich wiedergefunden hatte.

Ich glaube, ein Spaziergang nach der Jetée hat am meisten dazu beigetragen, das wallende Blut zu besänftigen. Das Meer ging hoch. Es stürmte gegen die Jetée und die Felsen der Falaise an, und im Sturme findet oft das sturmbewegte Herz Ruhe. Mir wurde wohl, als ich dem Kampfe der großen Natur zusah, und mich im Geiste in die tobenden Wellen stürzen, und mit ihnen ringen konnte.

Rechts an der Jetée, kaum zehn Schritte von derselben badete das Meer den Fuß der steilaufsteigenden Falaise, und mannhohe Felsblöcke, die hier über und neben einander lagen, bekundeten die Gewalt der Wogen, die sie abgerissen hat. Diese Felsen sahen einst eine

Heldenthat, die in ihrer unglaublichen Keckheit kaum ihres Gleichen in der Geschichte hat.

Die Bewohner von Fecamp waren der Ligue beigetreten, sie bauten auf der Spitze der Falaise ein festes Schloß, in welches sich der Commandant von Rouen, Hr. de Villars, mit seinen Soldaten zurückzog. Boisrosé, ein Anhänger der königlichen Partei, beschloß, sich der Festung zu bemeistern. Von allen Seiten aber war dieselbe so bewacht, daß an eine Ueberraschung kaum zu denken war, wenn dieselbe nicht von Seiten des Meeres komme, wo ein mehrere hundert Fuß steiler Abhang, der zur Zeit der Fluth nicht einmal erlaubte, sich seinem Fuße zu nähern, kaum an deren Möglichkeit denken ließ. Boisrosé erstieg von dieser Seite aus die Befestigung. Zwei ihm ergebene Soldaten mußten sich in der Schaar Villars anwerben lassen. Dann fuhr Boisrosé in einer dunkeln stürmischen Nacht mit 50 Mann in zwei Barken an die Stelle unter der Falaise. Hier angekommen, ließen die beiden ihm ergebenen Soldaten auf ein gegebenes Zeichen ein Seil von oben herab, an welches Boisrosé unten ein Cabeltau, mit Knoten versehen, anband, das dann die beiden Soldaten hinaufzogen, und an der Brustwehr befestigten. Zwei Sergeanten kletterten zuerst, dann die übrigen Soldaten, und zuletzt Boisrosé an demselben hinauf, nachdem er vorher die beiden Kähne vom

Ufer abgestoßen, und jeden Rückzug unmöglich gemacht hatte. So kam dieser wunderbare Zug, zwischen Himmel und Erde schwebend, bis in das dritte Dritttheil des Felsens. Da stockte auf einmal der ganze Zug, und von Mund zu Mund ging bis zu Boisrosé die Nachricht, daß der erste Sergeant die Besinnung und den Muth verloren habe. An eine Rückkehr war nicht mehr zu denken. Boisrosé kletterte von Schulter zu Schulter über seine Gefährten, bis zum ersten hinauf, und diesem das Schwerdt auf die Brust setzend, zwang er denselben vorwärts zu klettern. So kam die kleine Schaar endlich oben an. Die Wachen wurden niedergemacht, und der Rest der Besatzung gefangen genommen.

Wer sich hier in Fecamp jenen steilen Felsen ansieht, müßte keine Nerven haben, wenn er ohne Schaudern nur diese That sich denken könnte, und ich würde sie, trotz meiner Achtung für alles Volksthümliche, in die Classe der Mährchen gesetzt haben, wenn sie nur im Munde des Volkes, und nicht auch in gleichzeitigen geschichtlichen Documenten aufbewahrt wäre. So aber kann man nur in Staunen sich vor dem Geiste, dem Muthe und vor allem der Willenskraft der Menschen beugen, die auch das Unmögliche möglich machen. —

— Die Abende, während ich in Fecamp war, brachte ich meist in einer Art Casino zu. Am ersten Abende

war mir ganz heimlich da zu Muthe. Es that mir wohl, wie sich all die Leute so recht inniglich bei ihrer nichtssagenden Unterhaltung, bei einer Partie Whist oder Domino, bei der entscheidenden Crisis einer allgemeinen Boulepartie zu freuen schienen; so recht ein Herz und eine Seele waren. Ich mußte an das liebe Deutschland und seine Casinos denken. Die kleinstädtische Gemüthlichkeit war mir seit vielen Jahren nicht wieder so im Hausrocke und in Pantoffeln begegnet, wie hier. Am zweiten Tage war ich etwas gleichgültiger; am dritten aber langweilte ich mich beinahe arg, und am vierten hatte ich ein solches geheimes Grauen vor diesem gräßlichen Einerlei, daß ich troß meines Versprechens den Fuß nicht über die Schwelle bringen konnte. Drei Abende hintereinander dieselben Leute, dieselben Gesichter, dieselben Spässe, denselben Ernst; hier die vier Alten beim Whist, dort der dicke reiche Bäcker und der magere Hr. Doctor beim Domino, an demselben Tische wie gestern und vorgestern die beiden ernsten stummen Piquetspieler, dieselben Witze bei der Boulepartie, der lederfarbene Rock des Perückenmachers vor Allem, das halte der Teufel eine Woche — o! ein Leben lang, ein Leben lang, alle Jahre dreihundert fünf und sechszig Tage, aus.

Am dritten Abende war mir eine Ballotage zu Hülfe gekommen. Das war ein Ereigniß, ein Staatsgeschäft.

Des Candidaten Name wurde aufgerufen, und seine Einführer genannt. Dann wurde gefragt, wer etwas gegen ihn habe? Keine Stimme erhob sich, nur setzten alle Anwesenden ein sehr ernstes, wichtiges Gesicht auf; was mir erst eine gute Vorbedeutung schien. Ich hatte mich geirrt. Er fiel mit Glanz durch. Ein Bekannter lößte mir das Räthsel, und sagte mir, daß der Vorgeschlagene nicht zu der Gesellschaft passe, die aus den ehrbarsten Familienvätern des Mittelstandes bestehe, wogegen jener eigentlich zum gemeinen Volke gehöre. Ich vernahm dann noch, daß es außer dem Mittelstande und dem gemeinen Volke auch eine Aristokratie in Fecamp gäbe, die sich eben so ferne von dem ehrbaren Mittelstande halte, als dieser vom Volke. Ist das nicht lustig? O! wie mir mein liebes Vaterland lebendig vor die Seele trat. Also hierhin, in diesen Schlupfwinkel hast du dich vor den Pflastersteinen verkrochen, du stolzer Bettler, der du dich einst in der Hauptstadt Frankreichs spreiztest, und dich dort Kastengeist nanntest. Nur Geduld, auch dort wird man dich schon auffinden, und dann kannst du von Glück noch sagen, so nahe an der Manche zu sein, daß dich bei jeder Fluth ein Fischerboot nach England bringen kann.

Die großen Städte: Uebersättigung, die kleinen: Mangel an Eßlust; die großen: Kampf, Leben ohne

Ruhe, die kleinen: Ruhe ohne Kampf und Leben. O! lieber den letzten Blutstropfen im Kampfe drangeben, als ihn ohne Kampf in den Adern verhärten zu lassen. Aber so ist der Mensch. In Paris sehnte ich mich oft nach dieser Ruhe, und hier sah ich ihr ins Auge, und sie war des Geistes Tod.

Yport. Etretat.

October — 1837.

Poesie ist Jugend. Die Kinder träumen und erleben die schönsten Dichtungen, und Alles ist für sie Blumen und Blüthenstaub. Der Mann sucht nur die Frucht, die der Herbst des Lebens reift. Glücklich der, der sie findet; denn auch sie ist oft schön, aber sie ist die Prosa.

So auch im Leben der Völker. Die Gedichte Homers gingen den prosaischen Schriften der Griechen voran. Und wer noch heute wahre Poesie oder besser, ein poetisches Leben finden will, der muß zu den Kindern unserer Civilisation herabsteigen, einen Alpenhirten in seiner Hütte besuchen, oder mit einem Fischer in die weite See hinausstechen. Unsere Dichter in den Städten dichten. Das ist das Wort, und im Leben sind sie eben die prosaischsten Menschen von der Welt.

So dachte ich, und deswegen wollte ich ein paar Tage unter den Fischern in Yport und Etretat zubringen.

An einem Sonntage ging ich von Fecamp ab. Das schönste Wetter begünstigte meine kleine Fußreise. Ich freute mich der Gegend, die mir auf der Höhe hinter Fecamp Aussichten auf's Meer, auf Fecamp und seinen Hafen erlaubte. Vor allem aber erbaute mich die Sonntagsruhe. Die tiefste Stille herrschte rings umher, und kaum eine Menschenseele war in dem weiten Felde zu sehen. O, ihr Glücklichen, die ihr wenigstens alle sieben Tage einen Sonntag habt. In Paris haben unter siebzig Menschen nur immer einer alle Tage einen Sonntag, und der Rest Jahr aus Jahr ein dreihundert fünf und sechszig Werktage, und nur mitunter einen blauen Montag.

Mein Herz öffnete sich. Aber nicht die Gegenwart war der Schlüssel. Ich dachte an die schönen, sonnenreinen Tage, die mir sonst lächelten, so oft ich die Thore der Vaterstadt oder die von Bonn und Heidelberg hinter mir hatte, und dann die jungfräulichen Schönheiten der Natur — sie ist das, was unser Auge in ihr sieht — in mich einsog, und kein anderer Gedanke, als der dieses Genusses, in mir aufkeimte. Je älter man wird, desto praktischer wird man, und es kommt dann die Zeit, wo man

selbst von der Schönheit verlangt, daß sie zu etwas nütze sei. Damals schlug die Natur in meiner Seele nur die Saiten an, die zu einer himmlischen Lustharmonie wurden. Jetzt ist es schon anders, und wenn ich früher bei ihr nur fühlte, so zwingt sie mich jetzt auch zum Denken. Das ist der Fluch des Altwerdens, das ist der Baum der Sünde, der der Erkenntniß. In der Jugend liebt man die Natur, die Schönheit, ohne es selbst zu wissen; man singt Hymnen, für die man keinen Namen hat. Der Mann aber, und würde die Stimme der Natur und ihrer Schönheiten in ihm zu einem Prediger der Gottheit, ist weil Denker auch Zweifler, und der Prediger ist ein Bußprediger, der den reuigen Sünder meist nicht einmal bekehrt, nicht überzeugt, sondern nur erschreckt. Deswegen muß der Greis, ehe ihn die Natur wieder zu sich nimmt, wieder zum Kinde werden, um keines Bußpredigers mehr zu bedürfen, um wieder gläubig den Gott zu fühlen, den er zu denken und deswegen zu leugnen oder zu bezweifeln nicht mehr im Stande ist.

Ich hatte mich so eingerichtet, daß ich zur Meßzeit in Criquebeuf ankam, um die Fischer von Ypott, die hieher zur Kirche gehen, beim Gottesdienste zu beobachten. An der Kirche bemerkte ich nichts, was irgend einen poetischen Beigeschmack gehabt hätte. Sie war flach und blank geweißt, oben mit Brettern vernagelt. Alle Bänke waren

vermiethet, so daß jeder die Ehre bezahlte, sich in Gegenwart des lieben Herrgotts zu setzen. Nur die ärmsten unter den armen Teufeln mußten stehen bleiben. Dies merkte ich aber erst nach und nach. Als ich in die Kirche eintrat, waren noch viele Bänke leer, und ich setzte mich getrost auf eine der letzten. Bald aber trat ein alter Mann an mich heran, und bat mich, aufzustehen, was ich that und mir einbildete, es wäre wohl hier Mode, daß die jüngern Leute den Alten Platz machten. Ich setzte mich in eine andere Bank, und war nicht allen so bereitwillig, als nach ein paar Minuten ein vierschrötiger Bauer mich abermals nicht gerade sehr höflich bat, ihm den Platz einzuräumen. Auf meine Weigerung aber sagte er, daß derselbe ihm gehöre, und dann hatte ich nicht Lust, ihm sein Eigenthumsrecht streitig zu machen. Ich wurde von Bank zu Bank in meiner poetischen Stimmung herabgeschraubt. An dieser zweiten Bank war eine Art von Schieber, der in den offengelassenen Gang hineingriff, angebracht. Diesen zog eine alte Frau heraus, und bot ihn mir an. Erst wollte ich ihn nicht annehmen, da aber das Mütterchen darauf bestand, und sehr ärmlich aussah, so dachte ich, daß es auf ein Almosen abgesehen sei, ging im Geiste den Tausch ein, und nahm Platz, mir vorbehaltend, ihn später der Alten zu ersetzen.

Endlich war die Kirche gepfropft voll, und die Messe begann. Erst ging Alles recht gut, feierlich und stille

zu. Dann aber begann der Gesang. Der Himmel weiß, warum er den Franzosen alles Gefühl und Geschick zur Choralmusik versagt hat. Sie sind sonst ein reichbegabtes, glückliches Volk, aber wahrlich die unglücklichsten Sänger auf der Welt. Ich hatte heute noch meine besondere Plage mit einem meiner Nachbarn rechts in der Bank vor mir. Der war nehmlich, was die Franzosen einen Sänger nennen würden, und mit denen gar kein Auskommen ist. Er wollte, ich glaube ganz besonders mir, zeigen, daß er sich auf die Sache verstehe, und überschrie daher die ganze Gemeinde; damit ihn aber Niemand in Verdacht haben könne, als wisse er nicht Alles bis auf's Pünktchen auswendig, und habe etwa mitunter einen Souffleur nothwendig, sang er rascher als alle Andere, eilte ihnen Allen stets einen Tact voraus, und sah dann, so oft er fertig war, mit froher, triumphirender Miene auf die Nachzügler und auf meine Wenigkeit zurück. Es war wahrlich kaum zum Aushalten. Und nun noch das Gebrülle der S c h l a n g e. Ich hätte ihr das Haupt zertreten mögen.

Ich nahm mich zusammen, denn ich wollte das Ende sehen. Auch wurde bald der Gesang weniger laut; besonders ein paar Weiber neben mir, die mir arg zugesetzt hatten, schwiegen endlich ganz und gar, und als ich mich nach ihnen umsah, um die Ursache des Stillschwei-

gens zu erfahren, bemerkte ich, daß sie ruhig im Herrn eingeschlafen waren. Sie wachten erst bei der Wandelung wieder auf. Einmal darauf aufmerksam, zählte ich dann in den drei mir zunächst stehenden Bänken unter etwa 20 frommen Christen nicht weniger als 12 selige Schläfer und Schläferinnen.

Der Suisse, mit einem Bonapartshute, der Hellebarde eines Landsknechts, dem Bandeliere eines Trabanten, — so seine Rüstung allen Weltgegenden und allen Zeiten ableihend — war unterhaltend genug, wenn er, mit stolzer Miene die Hellebarde auf die Erde stoßend, dem die Kirche mit Weihwasser besprengenden Priester oder den eine Beisteuer für die Mutter Gottes und das Herz Jesu sammelnden weiblichen Honorationen voranzog. Die Mehrzahl der Anwesenden wechselten gegen ihren Sous zwei Liarde ein, um redlich die Summe zwischen der Maria und dem Herzen Christi zu theilen.

Im Ganzen war der Gottesdienst wie eben überall in den französischen Dörfern, und ich war froh genug, als er zu Ende war. Jetzt kehrte ich mich um, die Alte suchend, für deren Schuldner ich mich im Geiste erklärt hatte. Aber sie war bereits weggegangen, und dann erst sah ich, daß sie großmüthiger, als ich geglaubt, an mir gehandelt. So hatte ich doch eine poetische Saite in dieser Prosa berührt. Gott segne sie dafür, ich war müde genug von der

kleinen Wanderfahrt. Doch wer weiß; sie hat mich vielleicht für den Neffen des Hrn. Maire oder sonst so Etwas angesehen.

Ich zog mit den Fischern nach Yport. Vor Criquebeuf senkt sich bald der Weg, und man sieht dann das kleine Fischerdorf in einer engen Bucht, von Felsen umgeben, vor sich. Die Poesie, die hier in der Natur herrschte, tröstete mich über die Prosa, die ich in der Kirche gefunden. Das stille, ruhige Dörfchen und vor demselben die jungen Fischerbarken auf dem Meerkies, und neben diesen die alten Barkeninvaliden mit Strohdächern gedeckt als Hütten dienend, dann die steilen, zerrissenen Felsen, die von der einen Seite die Aussicht so enge begränzten, als diese von der andern auf dem Meere sich in ungemessener Ferne verlor, ordneten sich zu einem schönen, erhebenden Bilde.

Der Sonntag, der Ruhetag, den die frommen Fischer heiligen, brachte mich um alle schönen Schauspiele, die ich hier hätte mit ansehen können, wenn Mann und Weib vereinigt die Barken in's Meer lassen, oder aus denselben auf den Sand winden. Die Sonntagsröcke und Jacken, die meist etwas von der Mode unsers Jahrhunderts an sich trugen, stahlen mir zugleich die charakteristischen Trachten, die man mir versprochen hatte. Ich vertröstete mich auf Morgen. Endlich gebot mir der

bellende Tyrann der Menschheit, der Magen, ein Wirthshaus zu suchen. Ich fand in demselben ein gesundes, kräftiges Mittagsmahl, und so guten Cider, wie ich nie welchen getrunken hatte. Bis jetzt hatte es stets mein Mitleiden oder meine Ironie erregt, wenn ich die Normannen den Cider loben und von ihm mit einer Art Enthusiasmus sprechen hörte. Ich verzeihe ihnen jetzt gerne diese Sünde, denn hier schmeckte ich, daß der Apfelwein ein sehr gutes und erfrischendes Getränk ist. —

Ueber Tische leistete mir mein Wirth Gesellschaft, und bald traten noch ein paar andere Gäste an uns heran. Der Wirth sprach französisch, die Uebrigen aber ein mir fast unverständliches Cauderwelsch (fürwahr Caux = der Welsch, das Land heißt pays de Caux), aus dem mir nur hier und da einzelne Worte, wenn sie langsam ausgesprochen, klar wurden. Aber selbst mein Wirth verstand mich nicht immer. Ich frug ihn: est ce que les habitans de cette pays sont aisés? Er wußte nicht, was ich wollte, und erst als ich das aisé umschrieb, entsann er sich am Ende, was es heiße. — Ich hörte von ihm, daß die Bewohner von Yport gar gerne eine eigene Kirche hätten, da es doch unangenehm sei, alle Sonntage eine halbe Stunde gehen zu müssen, um der Messe beizuwohnen. Er selbst schien noch ganz specielle Gründe zu haben, denn er setzte hinzu, daß der Kirchengang nach Criquebeuf viel Geld

aus dem Dorfe trage. Die Burschen sprechen bei den Wirthen in Criquebeuf vor. Selbst bis nach Yport war der Geist der Actionen gedrungen, denn die HonoratIonen des Dorfes hatten die Absicht, eine Kirche auf Actien zu bauen, und sich durch das Verleihen der Bänke bezahlt zu machen. Ich erzählte ihm aber die Geschichte von der Kirche in Maison rouge bei Paris, die der Herr aus nichts geschaffen, weil die, die sie bauen wollten, den Geist der Association zu bannen wußten, und selbst die Steine herbeiholten, behauten, mauerten u. s. w. Und ich stehe nicht dafür, daß die Yporter nicht über Jahr und Tag ein ähnliches Wunder zu Stande gebracht, denn die Anwesenden hörten sehr aufmerksam zu, als ich diese Geschichte erzählte.

Nach Tische frug ich den Wirth: ob ich bei ihm schlafen könne? Aber er wies mich in ein anderes Wirthshaus. Dort angekommen, wies man mich in ein drittes, und hier wieder in das zweite, wo man mir aus Menschlichkeit ein Strohlager machen wollte. Das war ein böser Strich durch meine Rechnung. Es war bereits vier Uhr, und ich hatte keine Zeit, lange zu zaudern. Entweder auf dem Stroh schlafen, oder nach Fecamp zurückgehen, war das böse Dilemma, in dem ich mich befand. Und ich entschloß mich rasch, und ging dahin, von woher ich gekommen. Unterwegs änderte sich

das Wetter, und ich mußte froh sein, daß ich noch die ersten Häuser von Fecamp erreichte, ehe ein gewaltiger Platzregen losbrach. Der hätte mich total von meiner wiederkehrenden Lust zu Fußreisen durch einen gesunden Schnupfen heilen können. So kam ich mit der Angst durch.

Andern Tags fuhr ich nach Etretat. Ja, ich fuhr. Es war eine Lust. Ich konnte mich recht lebhaft der schönen Tage des vorzeitigen Postwesens erinnern. Als ich bei einem Wagenverleiher in Fecamp mich nach dem Preise eines Cabriolets bis Etretat erkundigte und diesen zu hoch fand, sagte er mir, ich könne mit einer Gelegenheit hinfahren. Die Gelegenheit war eine Garnbank, mit zwei alten Mütterchen, einem Fecamper Krämer und einem Pariser alten Junggesellen, der in Fecamp geboren war und seine Familie besuchte. Das Fuhrwerk lag auf der Achse, und wir wurden so durchschüttelt, daß ich meinem Himmel dankte, so oft es im Schritte fortging, was übrigens meist der Fall war, so daß wir die vier Stunden in fünf zurücklegten. Doch genug von diesen Leiden, die überdies durch pariser Witze im Kampfe gegen normannische versüßt wurden.

Gegen drei Uhr kamen wir auf der Höhe vor Etretat bei einer Mühle an, wo unser Fuhrwerk blieb, da es kaum

möglich ist, von hier aus mit Kutsche und Pferde in's Dorf zu gelangen.

Gleich hinter dieser Mühle senkt sich der Weg in's Thal hinab, und gewährt schon hier eine Aussicht, so schön als erhaben. Ich ließ meine Gefährten allein hinabgehen, um mich hier auf einen Steinhaufen zu setzen, und allein mich dieser Aussicht zu freuen.

Vor mir öffnet sich ein schönes, üppiges Thal, das sich oben in zwei Arme theilt; rechts neben mir ein anderes Thal, stille und feierlich. Am Ende dieser Thäler liegt Etretat, dessen Fuß das Meer badet. Dann aber steigen links neben dem Dorfe die Felsen himmelhoch hinauf. Und es ist nicht mehr die Zerrissenheit, die Wildheit allein, die diesen einen unendlichen Reiz giebt. Wie die Natur in den Wolken Riesenthiere und Riesenbauten malt, so hat sie hier an den Felsen ihre Phantasie und Schöpferkraft gezeigt. In jenen Felsen links neben Etretat hat sie ein Thor gehauen, unter dem man mit einem Schiffe durchsegeln könnte. Und an ihm hinauf hat sie Säulen gemeißelt, als ob das Ganze nur die Ruine eines schauererregenden Riesenbaues sei, gegen die die Häuser und Hütten des Dorfes nur wie Maulwurfshügel erscheinen.

Wenn mir die Armuth der Sprache je klar wurde, so war es hier. Ich hatte wohl eine Stunde hier gesessen, ehe ich mich entschloß, in's Dorf hinabzusteigen.

Und als ich durch dasselbe durchgegangen war, und sich dann, nachdem ich aus den Häusern herausgetreten, an der rechten Seite von Etretat ein ähnliches Schauspiel darbot, wieder jene Riesensäulen, jene Gigantenruine, und unter derselben durch ein zweites Thor, da hätte ich neue Worte für All das erfinden mögen, denn es war anders, und neu; und ich mußte stammeln, und es wieder so nennen, wie ich schon die eine Seite benannt.

Es drängte mich, da das Meer nicht erlaubte, unter jenen Thoren durchzuwandern, wenigstens von Oben herab die Kunstwerke der Natur anzustaunen. Und erst dann sah ich, wie schaudererregend großartig dieselben waren. An einzelnen Stellen reichen die Felszacken links und rechts neben uns hoch in die Luft hinaus; an andern öffnet sich zu unsern Füßen der gähnende Abgrund, aus dem das bewegte Meer wie die Geisterstimme eines Barden, der den Untergang seiner Söhne besingt, herauftönt. Und vor uns im Meere die Aiguille, eine berghohe Pyramide. Jahrhunderte leckt die Woge des Meeres an ihr, oder stürmt gegen sie in Wuth schäumend an, ohne sie erschüttern zu können.

Funfzig Schritte weiter dann ein in den Berg eingebrochener Halbkreis, wo einst der Chor der Capelle dieses Schlosses eines Riesengeschlechtes gestanden haben könnte.

Die Wölbung ist eingestürzt, aber die Säulen des Chores sind noch da, und streben gegen Himmel an.

Mir wurde unheimlich zu Muthe, und die Wunder der keckſten Kunst, die das Meer hier, den Fels zerreißend, geschaffen hatte, erschütterten meine Seele. Die Berge schienen unter mir zu wanken, und ich fühlte mein Inneres erzittern ob dieser Allgewalt und Größe, neben der, wie sonst nie, die kindische Winzigkeit der Menschen und des eignen Ichs vor den Blick meines Geistes traten. Das ist ein Tempel Gottes, wie ihn sich Gott selbst gebaut hat!

Mein Herz wurde zu voll. Ich konnte es nicht lange hier oben aushalten, und mußte hinab, um wieder zu mir selbst zu kommen. Von unten diese Wunder anschauend, setzt uns All das in Staunen, aber es erhebt uns, es zieht uns hinauf. Hier oben aber durchrieselt es uns mit Grausen, und reißt uns hinab. Unten kann man den Einsturz jener Massen befürchten, aber oben erfaßt uns der Schwindel, der uns kaum noch Etwas fürchten läßt, der uns betäubt und vernichtet.

Wieder unter Menschen angekommen, verließen mich allmählig die gewaltigen Riesengeister, die mich oben umschwebten, und ich wurde ruhiger. Aber ich fühlte kaum ein anderes Bedürfniß, als das, im Schauen mich

meiner Phantasie und dem Genusse, den hier die Natur bietet, zu überlassen. Und erst als die Sonne untergegangen, und sich die dunkle Nacht auf die Felsen und das Meer legte, merkte ich, daß ich seit früh Morgens nichts wieder gegessen hatte.

Das Dorf ist klein und nur von Fischern bewohnt. Als ich an jener Mühle auf dem Berge erfuhr, daß es kaum möglich sei, mit einem Fuhrwerke von Fecamp bis Etretat vorzudringen, befürchtete ich beinahe, daß es mir in Bezug auf das Nachtlager hier wie in Yport gehen könne. Ich wurde daher sehr angenehm überrascht, als ich in dem Gasthofe au rendevoux des artistes bei Hrn. Blanquet ein gutes Abendmahl, ein schönes Zimmer und ein reinliches, bequemes Bett fand. Das Schild des Wirthshauses ist mehr als ein bloßes Aushängeschild. Wirklich reisen Jahr aus Jahr ein eine Menge Künstler nach Etretat, und wohnen dann meist in diesem Wirthshause. Während der Badezeit zieht sich hieher beständig eine kleine Colonie zurück, die der schönen Natur lebt, und an ihrem Genusse sich von dem pariser Treiben erholt *)

---

*) Man kann dabei zugleich Oekonomie machen. Alles zusammen, ein Zimmer, Frühstück, Mittag- und Abendessen kosten nur 8 Fr. 50 C.

Man findet sogar eine Art von Hausbibliothek hier, und zwar die Romane von Alphons Carr. Dieser hat aus Etretat seine Hexenküche gemacht, und in einem seiner Romane, le chemin le plus court, gar die ganze Küche in den Kessel hineingeworfen. Etretat verdankt ihm viel, denn er hat in neuerer Zeit wieder auf diese schöne Gegend aufmerksam gemacht, und so wurde es unter den pariser Schriftstellern und Künstlern Mode, hieher zu pilgern. Wenn ich sonst kein Freund der Fratzen Alphons Carrs bin, so verzeihe ich ihm dieselben, seit ich Etretat gesehen habe, und weiß, wie vielen Parisern er das Herz, wenigstens auf Augenblicke, geöffnet, indem er sich an ihren Weg gestellt, und nach Etretat hingewiesen hat. Die Bewohner von Etretat sind ihm dafür dankbar genug, und sprechen gerne von Monsieur Alphons. Der Wirthssohn, Monsieur Caesar, erzählte, da er hörte, daß ich Monsieur Alphons kenne, den ganzen Abend von ihm.

Er besonders hat Recht, ihn sehr hoch zu stellen; denn Hr. Cäsar hat durch die Anwesenheit der Pariser nicht nur Geld, sondern durch ihren Umgang auch eine Art von Geschliffenheit, die seine Unterhaltung angenehm macht, gewonnen.

Von meinem Zimmer aus hatte ich eine Aussicht auf das Meer und die Felsen, die jetzt vom Meere be-

leuchtet, ein neues Schauspiel darbietend, vor mir lagen. Die Schatten der Felsen spiegelten sich im Meere ab, und das Meer spielte mit denselben, ihnen durch seine eigne Bewegung Leben gebend. Die feierlichste Stille herrschte ringsumher, nicht eine Seele mehr regte sich in dem Dorfe und am Ufer. Auch das Meer war stille, kein Wind hob die Wellen. Nur das Geräusch der Brandung mahnte wie ferner Donner an den möglichen Sturm. Mir aber schien es der Pendelschlag des Uhrwerks der Welt zu sein.

Wie lange ich am Fenster gestanden, in stummes Anstaunen und Anbeten versunken, weiß ich nicht. Ich legte mich endlich zu Bette. Das Wogen der Brandung wurde mein Wiegenlied, und als ich eingeschlafen, sang mir die Fee dieses Wiegenliedes Wundermährchen vor. Sie baute den Pallast wieder auf, dessen Ruinen ich heute gesehen hatte. Aus dem Meere stiegen die Säulen zum Himmel, und dieser selbst wurde die Wölbung des Doms. Jener Fels, den die Fischer die Aiguille nennen, wurde der Grundstein eines Thrones, auf dem der Gott der Meere über seine Völker zu Gerichte saß. Und das Meer selbst, die Wölbung des Thronsaales wiederstrahlend, wurde fest unter den Füßen der Titanen, die sich um den Thron sammelten und mit ihrem Könige rathschlagten. Aber da regte es sich draußen wie

Sturm. Und ich blickte hinaus, und sah ein anderes Geschlecht, auf furchtbaren Schaumrossen anstürmend, ihren Kriegsruf in die Luft hinausheulend und pfeifend. Und diese warfen sich gegen das Schloß an, und kämpften mit denen, die es vertheidigten, ohne daß der Sieg dem Angreifer oder dem Angegriffenen zu lächeln schien. Und immer wilder wurden die Schaumrosse, und immer schauriger heulten die Kämpfer. Und jetzt fing auch der Boden des Schlosses an zu wanken und sich zu regen. Und auch aus ihm sprangen Kämpfer auf schäumenden Rossen hervor, und drängten sich an den Thron des Meergottes hinan. Da erhob sich dieser, der bis jetzt theilnahmlos zugesehen. Und er reichte bis an's Gewölbe seines Schlosses, und er ergriff die Felsensäulen, die ihm zur Seite standen, und schleuderte sie in's Meer gegen seine Gegner hin, und er riß den Dom um, in dem er Gericht gehalten, daß er über den Angreifenden zusammenstürzte, und sie zischend und pfeifend aus einander flogen, und den Gott mit einer Staubwolke von Wasserperlen bedeckten. Und es dauerte lange, ehe diese Wolke sich senkte. Dann aber saß der Gott wieder ruhig auf seinem Throne, — jenem Felsen, der Jahrhunderte dem Meere getrotzt, — und lächelte, als er seinen Feind zurückgedrängt sah. Aber um sich schauend, sah er die Ruinen seines Pallastes, und sein Auge wurde fin-

ster und seine Stirne umzogen Schreckensgedanken. Seine Donnerstimme rief seine Helden auf, aber sie blieb ohne Antwort. Er hatte allein sie überlebt. Da erhob er sich abermals von seinem Sitze, und gebot den Wellen, zurückzutreten. Und am Fuße seines Thrones öffnete sich ein Grab, in das er hinabstieg, und sich niederlegte, um auszuruhen. Sein Thron wurde sein Grabstein. —

— Am andern Morgen wachte ich auf, ehe noch die Sonne am Himmel stand. Es drängte mich hinaus, um auch die Felsenmauern rechts von oben herab zu betrachten. Wieder ein anderes Schauspiel, für das ich nur Worte habe. Als ich aus der Thüre meines Wirthshauses trat, deckte luftiger, durchsichtiger Nebel das Dorf. Kaum aber war ich in der Hälfte des Berges, so trat ich aus demselben heraus, und genoß dann die schönste, frischeste Morgenaussicht. Ein Strom von Nebelwolken lag auf den hier zusammenfließenden Thälern, und ergoß sich, über die Häuser des Dorfes wegziehend, in das Meer. Die eben aufgehende Sonne röthete und durchglühte die zu meinen Füßen über die Erde wegziehenden Wolken. Hier und da wurden diese luftiger, und dann sah wohl ein Haus oder ein Baum, von der Sonne beleuchtet, aus denselben hervor. Und auf dem azurblauen Meere, in das sich dieser Wolken=

strom versenkte, tauchten die Barken der Fischer, die auf Beute auszogen, eine nach der andern aus dem Nebel auf, erst die obersten Spitzen der Masten, dann die Segel, und zuletzt das Schifflein und die Fischer. Wohl ihrer zwanzig wurden so nach und nach sichtbar, und zogen rüstig in die Weite hinaus.

O, wie schön, wie frisch, wie jung war hier die Natur! Was Wunder, daß sie die Menschen hier frisch und jugendlich erhält, daß selbst der Greis einen Jüngling der Hauptstadt beschämen könnte.

Ich ging eine gute Strecke den Abhang entlang, bis ich endlich an eine Stelle kam, wo der Fels sich weiter als anderswo in's Meer erstreckte, und eine Aussicht nach beiden Seiten hin erlaubte. Es ist hier ein Douanenposten angebracht, und man könnte den Wächter um denselben beneiden, wenn nicht mitunter der Sturm hier auch sein Recht geltend machte, und dann so wüthete, daß man auf Schritt und Tritt in Gefahr ist, umgerissen und in den Abgrund hinabgeschleudert zu werden. Von dieser Stelle führt ein Fußpfad bis auf den Strand. Es schwindelte mir, als ich oben stand, und den Weg hinabsah; aber Greise und Kinder hinken und hüpfen hier denselben hinauf und hinab. Die beiden Felsthore rechts und links von Etretat, das Cap Antifer, so wie die Falaise von Fecamp entdeckt man von hier aus.

Reiset hieher, seht's Euch recht an, und beschreibt's, wenn Ihr könnt. Staunen, Schauern, Beten oder Anbeten werdet Ihr sicher, wenn nicht der Welt Eitelkeit und Unsinn die letzten Funken Eures Herzens ausgelöscht haben! —

— Man hatte mir gesagt, daß um acht Uhr heute eine messe d'equipage stattfinden werde. Zu verschiedenen Epochen des Jahres fahren die Fischer von Etretat nach Dieppe und Fecamp, um von hier aus auf den Fischfang, Hering und Maquereau, auszugehen. Vor der Abfahrt jedes solchen Schiffes läßt die Besatzung eine feierliche Messe lesen, um durch dieselbe vor Unglück bewahrt und glücklich beim Fischfange zu sein. Einer solchen Messe wollte ich beiwohnen.

Als ich in die Kirche, die eine gute Strecke vom Dorfe abliegt, und theils in gothischem, theils in byzantinischem Style gebaut ist, trat, hatte die Messe bereits begonnen. In einer Nebencapelle waren alle Matrosen des Schiffes, für welches die Messe gelesen wurde, mit ihren Frauen und Kindern, ihren Müttern und Vätern versammelt. Sie beteten in stiller Andacht und sangen mit einer Art wilder Inbrunst, die ihren Eindruck nicht verfehlte. Schön aber war ihr Gesang nicht, nicht einmal feierlich. Nur am Ende der Messe sangen sie ein Lied, das in seiner Einfachheit besser für sie zu passen

schien, und bei dem Mann und Weib und Kind sich auf's Knie warfen, und alle mitsangen. Es machte, obgleich ich die Worte nicht verstand, einen tiefern Eindruck auf mich, als alles Vorhergehende, das mir mehr nur Form, dieses Lied aber das Wesen zu sein schien. Ich erkundigte mich später nach diesem Liede und hörte dann, daß es den Fischern von Etretat eigen sei, und stets bei der Abfahrt eines Schiffes gesungen werde. Einer meiner Bekannten verschaffte mir dasselbe:

Le matin, quand je me reveille
Je vois mon Jesus venir
Il est beau à merveille
C'est lui qui me reveille
C'est Jesus!
C'est Jesus!
Mon aimable Jesus!

Je le vois, mon Jesus, je le vois
Porter sa brillante croix
La haut sur cette montagne
Sa mère l'accompagne,
C'est Jesus!
C'est Jesus!
Mon aimable Jesus!

Ses pieds, ses mains sont clouées,
Et son chef est couronné
De grosses épines blanches;
Grand Dieu! quelle souffrance!
C'est Jesus!
C'est Jesus!
Mon aimable Jesus!

A l'hôtel du saint sacrement
Jesus fait son aliment,
Dedans la sainte hostie
Mon Jesus est en vie.
C'est Jesus!
C'est Jesus!
Mon aimable Jesus!

L'église est sa garnison
Et sa maison d'oraison
Les anges en sont la garde
Que Dieu nous sauve et garde.
C'est Jesus!
C'est Jesus!
Mon aimable Jesus!

Wenn diesem Liede hohe poetische Schönheit abgeht, so ist es dagegen um so kindlicher und einfacher. Wie alt es ist, weiß ich nicht, aber schon daraus, daß es blanches und souffrance — hier souffranche ausgesprochen — reimt, beweist es seine normannische Herkunft. Vor jeder Abfahrt, und in jedem Sturme wird dasselbe gesungen, und der Glaube, der selig macht, hat sicher durch das Lied, neue Kraft und neues Vertrauen gebend, schon manches Fischerboot gerettet, manchen Vater seinen Kindern, manchen Geliebten seiner Braut erhalten und zurück gegeben.

Bei dem Bekannten, der mir das Lied verschaffte, einem rüstigen Schuster, erkundigte ich mich noch nach den Gebräuchen und Gewohnheiten des Landes. Nur

Leute aus dem Volke wissen darüber Auskunft zu geben. Aber nicht Alle. Es gehört dazu noch, daß sie auch andere Länder und Gebräuche gesehen haben, sonst fehlt ihnen der Anhaltpunkt, und das Bedeutende erscheint ihnen keiner Beachtung werth, und umgekehrt. Ich hatte mich an den rechten Mann gewendet.

Wer das Volk kennen lernen will, der muß es in den drei Epochen des Lebens, an der Wiege, am Brautbette und am Sarge beobachten.

Die Feierlichkeiten und Festlichkeiten bei der Taufe sind in Etretat von geringer Bedeutung. Nur die Weiber kommen zusammen, wohl ursprünglich mehr um der Kindbetterin Glück zu wünschen und ihr mit Rath und That beizustehen. Daraus wird dann eine Art Fest, bei dem Kuchen und Cider herumgereicht werden. Die Männer sind zu rüstiger Art, als daß sie sich viel mit dem neuen Weltbürger zu schaffen machten. Für sie erhält er erst eine Bedeutung, wenn er kräftig genug geworden ist, um mit ihnen ihre Barke zu besteigen, und dem Meere und seinen Stürmen zu trotzen.

Die Hochzeitsgebräuche sind bedeutender. Die Liebe schließt hier noch alle Heirathen. Die Fischer sind ungefähr alle gleich reich oder arm, wie man will, und diese Gleichheit ist die Ursache, daß hier alle jene Intriguen, jener Handel um Menschen, der sich anderswo so oft

zwischen zwei Herzen legt, unbekannt ist; daß sich nur die finden, die sich suchen, und daß daraus die glücklichsten Ehen hervorgehen, und eine unglückliche eine beinahe unbekannte Ausnahme in Etretat ist.

Die Ehen werden eigentlich hier gewöhnlich schon bei der ersten Communion geschlossen. Die Knaben und die Mädchen gehen zusammen in den Religionsunterricht, und dort bilden sich dann meist Verhältnisse, die nachher nur der Tod zerreißen kann. Erst sprechen und sehen sich die jungen Leute nur selten, und nur im Geheimen auf abgelegenen Spaziergängen. Sie selbst merken oft nicht eher als Andere, daß sie sich hier suchen und finden; die Neckereien ihrer Freunde und Freundinnen, die ein paar Jahre älter sind, lösen ihnen meist das erste Räthsel der unerkannten Liebe. Und ist dies erst geschehen, sind sie zum Bewußtsein gekommen, so wird bald das Band fester geschlungen, und da kein Mensch ihrer Neigung in den Weg tritt, so gestehen sie dann dieselbe gerne ein. Von nun an giebt es keine Freistunde, keinen Feiertag mehr, die sie nicht zusammen zubringen. Die periodenweise Abwesenheit des Bräutigams, die Gefahren, die er während derselben zu überstehen hat, schließen den Bund nur immer fester, und bald hat die Geliebte dem Geliebten nichts mehr zu verweigern. Trägt die Liebe ihre Frucht, so wird der Tag

der Heirath bestimmt. Man kennt kein Beispiel, daß ein Bursche seine schwangere Geliebte verlassen habe; und man kann die paar Ausnahmen, die in den letzten fünfzig Jahren statt gefunden haben, zählen, wo ein Bursche sein Mädchen geheirathet, ehe sie den Beweis ihrer Fruchtbarkeit zeigte. Die so geschlossenen Ehen sind dann an Kindern reichlich gesegnet; zwölf, sechszehn Kinder sind etwas nicht ungewöhnliches, und mein Berichterstatter sagte, daß hier die Kinder comme le fumier gedeihen.

Hat so der liebe Herrgott seinen Segen zu der künftigen Ehe gegeben, so erklären sich die Liebenden als Braut und Bräutigam, und der Tag der Heirath wird bestimmt. Vorher aber findet noch eine Art von feierlicher Verlobung statt. Diese heißt l'embaguement. Zu diesem Ende reisen der Bräutigam mit seinen Eltern und die Braut mit den ihrigen, ihren Schwestern und nächsten Freundinnen nach Fecamp oder Dieppe, wo der Bräutigam der Braut eine goldene Kette, oft auch eine Uhr und ein Gebetbuch, sodann ihren Schwestern und Freundinnen einen silbernen Ring kauft. Auch der ärmste Fischer unterläßt diese Feierlichkeit nicht, und nur die Geschenke sind von größerm oder geringern Werthe, je nachdem er mehr oder weniger wohlhabend ist.

So kommt endlich der Tag der Verheirathung her-

an. Alle Verwandte und Freunde der beiden Brautleute werden zu der Feier eingeladen. Die der Braut finden sich in dem Hause ihres Vaters, die des Bräutigams in dem des Letztern ein, und gehen von da aus in zwei Zügen, die Braut am Arme ihres Vaters, der Bräutigam am Arme seiner Mutter, in die Kirche. Hier spricht dann der Priester den Segen aus. Erst von diesem Augenblicke an betrachten sich die Familien als Verwandte, und zum Zeichen dieser Verwandtschaft verschmelzen sich die beiden bis jetzt getrennten Züge. Der Vater des Bräutigams tritt zur Braut, und sagt ihr: levez vous ma fille, und die Mutter der jungen Frau nimmt den Arm des jungen Ehemannes u. s. w. Ein Schmaus, bei dem der Cider in Strömen fließt, wird dem Feste als Siegel angehängt. Bei den reichern Fischern trägt der junge Ehemann die Kosten desselben. Aber auch die Armen haben hier ein Recht auf Lust und Freude, und da schießen dann alle Freunde und Verwandte zusammen, um das, was dem jungen Manne fehlt, herbeizuschaffen. —

Dem Tode tritt der Fischer von Etretat alle Tage entgegen. Er lernt ihn von Angesicht zu Angesicht kennen, und gewöhnt sich daran, ihm ernst und ruhig ins Auge zu sehen. Jede Leiche wird, nachdem man den Kopf mit einem Leintuche, — das Swers (von sueur Schweiß-

tuch) heißt — bedeckt, ihr ein reines Hemd angezogen, und sie in ein Leintuch eingenäht hat, auf die Schwelle der Hausthüre, die Füße zur Thüre hinaus bis auf die Straße reichend, gesetzt, wo sie oft 24 Stunden lang ausgestellt bleibt, bis sie der Priester abholen kommt. Um die Leiche ist eine Art Kapelle von Leintüchern gebaut, vor ihr steht ein Behältniß mit Weihwasser, in dem ein Palmzweig liegt. Jeder Vorübergehende bleibt stehen, betet stille für den Gestorbenen, und bespritzt ihn dann mit dem Palmzweige mit Weihwasser. Jener Zweig, der am Palmsonntage gesegnet worden, wird zu diesem Ende das ganze Jahr aufbewahrt und jährlich erneuert. Ist der Todte ein älterer Mann oder eine ältere Frau, so wird er von den frères de charité in die Kirche getragen. Drei Glockenschläge, l'appelle des frères, verkünden deren Ankunft dem ganzen Dorfe, worauf sich dann alle Freunde und Verwandte, Mann und Weib, die letztern in lange schwarze Trauertücher gehüllt, versammeln und stille und feierlich die Leiche bis zu ihrer letzten Wohnung begleiten. Ist der Gestorbene ein Kind von 10—16 Jahren, so tragen ihn seine Gespielen, die Mädchen weiß gekleidet, bis zum Kirchhofe. Ist er älter als sechszehn Jahre, so übernehmen ebenfalls seine nächsten Freunde dies Geschäft, nur sind dann die Mädchen schon schwarz gekleidet. Der Sinn dieser veränderten Tracht

ist wohl theilweise derselbe, warum die Taufe ohne große Feierlichkeiten begangen wird, sodann die christliche Ansicht, daß die unschuldigen Kinder von Rechtswegen dem Himmel angehören.

Die Trauer der Frau um ihren Mann, der Kinder um ihre Aeltern dauert zwei Jahre lang. Und das ganze Haus, bis auf das Geräthe selbst nehmen Theil an dieser Trauer. Das Küchengeschirre ist der Stolz und der Reichthum der Fischerfrauen, und die Zeit der Trauer hindurch wird dasselbe, mit Ausnahme dessen, was zum täglichen Bedarf nothwendig ist, verschlossen, und erst wieder nach verflossenen zwei Jahren herausgeholt und aufgestellt.

Inniges Gefühl und tiefer Ernst sind der Charakter dieser Feierlichkeiten. Wir finden dieselben in andern, den Fischern eigenthümlichen Festen wieder. Wenn diese bei der Taufe ihrer Kinder weniger thätig sind als sonst wohl die Väter, so sind sie bei der Taufe ihrer Schiffe es um so mehr.

So oft eine neugeborne Barke von dem Schoße der Mutter Erde entbunden und ins Meer gelassen wird, versammeln sich die Freunde des Vaters derselben so wie die Matrosen, die auf ihr fahren sollen, um der Taufe des neuen Seebürgers beizuwohnen. Der Priester kommt mit dem Küster, und spricht seinen Segen über das

Schiff und giebt ihm den Namen. Nie wird diese Feierlichkeit vernachlässigt, und kein Fischer von Etretat würde sich auf einer ungetauften Heidenbarke ins Meer hinauswagen. Bei der Taufe selbst sehen die Seeleute in stiller Andacht zu, oder nehmen an der Feier Theil, indem sie beim Schlusse derselben ihre Cantique, die ich eben mitgetheilt, singen. Nach der Taufe findet ein Festmahl statt, zu dem die Besatzung des Schiffes gemeinschaftlich beiträgt.

Es besteht überhaupt unter den Fischern desselben Bootes eine Art Verwandtschaft, und eine Art Gemeinschaft der Güter. Wie sie die Gefahren theilen, so theilen sie auch redlich den Ertrag der Fischerei, und ebenso die Freuden des Lebens. Alle Samstage wird der Fang der Woche getheilt, und dann auf gemeinschaftliche Kosten eine Art Festmahl gehalten, das meist aus Fischen und Eiern und aus Cider in Masse besteht. Die ungebundenste Lust herrscht bei diesen sich alle Wochen wiederholenden Festen, die man hier faire la caudré (anderswo faire la chaudière) nennt. Diese Gemeinschaft, die Verwandtschaft der Besatzung reicht selbst über das Leben hinaus; so daß wie im Pollet nach dem Tode eines Fischers seine Wittwe und seine Waisen, wie wir ebenfalls in Dieppe gesehen haben, das Recht haben, ihre Netze

mit auf den Fang zu schicken und ihren Theil an demselben erhalten.

Wenn auch oft eine recht gesunde, frohe Lustigkeit unter den hiesigen Seeleuten herrscht, so verläßt sie doch kaum je eine gewisse Zurückhaltung, ein gewisser Ernst. Beinahe nie sieht man dieselben tanzen, und wenn dies ja einmal der Fall ist, so ist der Tanz höchstens eine Ronde, zu der einer der Tänzer ein Lied singt.

Schon in diesen Festen, in diesen Gebräuchen, mir scheint es, enthüllt sich der poetische Charakter des Volkes. Diese feierlich ernsten Leichenzüge, die Einsegnung des Schiffes, die gemeinschaftlichen Festmahle der durch die Taufe der Gefahr und des Sturmes zu einer Familie Gewordenen, deuten auf ein tiefes Gemüth hin. Und ein solches konnte nicht theilnahmlos an der großartigen Natur, die hier auf Schritt und Tritt den Seemann umgiebt, vorübergehen. Die Sagen des Volkes belebten dieselbe, und schufen Geschichten und Mährchen, die sich zum Theile bis heute erhalten haben.

Oben hoch auf der Spitze der Falaise, links neben dem Dorfe, sieht man drei hohe Felszacken gegen Himmel ragen. Zwischen denselben ist eine Art Plattforme, von der man aus schwindelnder Höhe bis zum Fuße des Berges auf die Fischerkähne und das Dorf hinabsieht, wenn man keck genug ist, über einen kaum einen Fuß

breiten Leitpfad, zu dessen beiden Seiten sich der gähnende Abgrund öffnet, bis zu dieser Stelle vorzudringen. Das ist die chambre des demoiselles. Und das Volk erzählt: In den Zeiten, wo noch die Ritter die Herren des Landes waren, gehörte das Dorf Etretat dem Ritter von Frefrosé. Einer der Ritter war ein Wüstling und alle Weiber und Mädchen mußten ihm zu Dienste sein. Da lebten in Etretat drei Schwestern, die Zierde des Dorfes an Schönheit und Zucht. Eines Sonntags sah sie der Ritter in der Kirche. Als sie nach der Messe nach Hause gehen wollten, überfielen sie die Knechte des Ritters und führten sie in sein Schloß zu Filleville. Bis jetzt hatte kein Weib es gewagt, seiner Begierde und seinem Befehle zu widerstehen; aber gegen die drei Schwestern blieben seine Bitten wie seine Drohungen fruchtlos. Da verwandelte sich seine Liebe in giftigen Haß, und er beschloß, an ihnen eine furchtbare Rache zu nehmen. Er ließ sie auf die Höhe des Berges führen, und dort in ein großes Faß, mit Nägeln beschlagen, werfen, das dann seine Knechte in den Abgrund hinabrollten.

Von der Stunde an sah man die Gespenster der drei Mädchen jede Nacht an der Stelle, wo sie in das Faß hineingesteckt worden waren. Der Fischer, der aus weiter Ferne kam, sah die weißen Luftgestalten, und schlug ein Kreuz; und er hörte sie, sobald er näher kam,

singen, wie sie vor ihrer Hinrichtung gesungen hatten. Nie thaten sie Jemand etwas zu Leid. Aber so oft der Ritter von Frefrosé ausfahren wollte, zu Festen oder zur Jagd, zogen auch die drei Schwestern aus ihrer Felsenkammer aus, und trieben ihn mit ihren Schreckgestalten in sein Schloß zurück. Er hatte von diesem Augenblicke an keine Ruhe und Rast mehr, und wo er ging und stand, verfolgten ihn die Gespenster, so daß ihn endlich der nie rastende Schrecken wie eine schleichende Krankheit aufrieb, und dann auch die drei Schwestern, nachdem sie das ihnen übertragene Rächerwerk vollbracht hatten, Ruhe fanden.

Vor dem Felsen, der die Aussicht rechts von Etretat beschränkt, sieht man bei der Ebbe einen gewaltigen Felsblock, gewöhnlich la roche St. Olive genannt, hervortreten. Bei tiefem Wasserstande soll man an diesem Fels eine Quelle finden, und auch dieser hat die Volkspoesie durch eine Sage eine lebendigere Bedeutung gegeben. Eines Tages wusch hier eine fromme Frau, Olive genannt, ihr Leinenzeug. Es war dies in den Zeiten, wo die Heiden ihre Einfälle in Frankreich begannen. Olive hatte nicht beachtet, daß mehrere Barken sich ihr näherten, und als sie endlich auffah, war sie von den Sarazenen, — so die Volkssage, die hier überall aus den nordischen Seeräubern Sarazenen macht — um-

ringt. Nur ein Wunder konnte sie retten; und sie bat zu Gott um ein solches, ein Gelübde thuend, eine Kirche zu bauen, wenn er sie erhöre. Und Gott erhörte sie, und erregte einen Sturm, der die Barken der Sarazenen wieder auf die weite See zurückwarf. St. Olive baute dann die Kirche, die wir noch jetzt hier sehen. Aber der Teufel wollte keine Kirche in Etretat dulden, und versetzte sie mehrere hundert Schritte vom Dorfe an den Fuß des Berges, wo sie jetzt steht.

Eine andere Sage knüpft sich an das Verschwinden eines kleinen Flusses, der, wie geschichtlich zu erweisen, früher das Thal bewässerte. Bei der Ebbe sieht man auf dem Strandkies eine Menge Quellen, die zusammen wohl einen kleinen Fluß zehn bis zwölf Fuß breit bilden möchten. Das klarste, reinste Bergwasser strömt aus denselben hervor, um bei der Ebbe nach etwa zehn Schritten schon ihren Lauf zu endigen, und bei der Fluth sich in das Meer selbst zu ergießen. So oft diese Quellen sich entdecken, versammeln sich um dieselben funfzig, oft hundert Frauen jedes Alters, um ihr Leinenzeug zu waschen. Die Zunge geht noch rascher als der Waschkolben, und jedes Fleckchen, nicht nur an der Wäsche, sondern auch andere werden dort hergenommen, und durchgehechelt. Diese Quellen sind das Hochgericht der Sitten, an ihnen versammelt sich die Jüry der alten und jungen Mütter-

chen, und nicht das kleinste Ereigniß, nicht das tiefste Geheimniß ist vor ihrem scharfen Blicke sicher. Wenn je — was selten ist — ein Streit, ein Familienzwist in Etretat stattfindet, so wurde das Ey der Zwietracht sicher an diesen Quellen ausgebrütet.

Doch ich wollte ja von der Volkssage sprechen. Der Fluß, der jetzt unter der Erde weggeht, trieb vor Zeiten nahe an seiner Quelle im Thale bei Graintville l'Alouétte eine große Mühle. Eines Abends kam ein Zigeunerweib zu dem Müller, und bat, krank und elend wie sie war, um ein Obdach. Aber der Müller war ein harter Mann, und wies sie mit Spott und Hohn ab. Da erhob sich die gebeugte Zigeunerin im Zorne gegen jenen, und sagte: „Morgen früh sollst du deinen Lohn schon finden!" Und in der Nacht hörte der Müller das jammernde Weib vor seinem Hause ihm fluchen, und wunderbare Zaubergebete sprechen. Da flogen die ihr unterthänigen Geister im Sturme herbei, und gruben ein neues unterirdisches Bett für den Fluß; und als der Müller am andern Tage aufstand, war der Fluß verschwunden.

Ich habe anderswo schon von den natürlichen Wundern gesprochen, die mitunter die Fischer erleben. Auch hier ein paar. Jene Höhle unter der Falaise rechts, le trou à l'homme erzählt uns eine solche Geschichte. Vor

etwa fünfzig Jahren riß der Sturm ein schwedisches Schiff gegen die Felsen von Etretat an, und zerschmetterte es an denselben. An Hülfe war nicht zu denken, denn der sichere Untergang drohte Jedem, der sie zu bieten versucht hätte. Ganzer vier und zwanzig Stunden dauerte das furchtbare Wetter und schon hatte das Meer die meisten Leichen ausgeworfen, als sich endlich der Sturm legte, und die Ebbe auch den trou à l'homme zu besuchen erlaubte. Auf einer Felsplatte hoch oben sah man dann eine Leiche liegen, und holte sie herab. Die Bewegung aber weckte den Betäubten, und er erzählte, daß er, vom Kampfe gegen die Wellen ermattet, sich in dem Augenblicke, wo ihn seine Sinne verlassen, dem Himmel empfohlen habe. Eine Welle hatte dann den Betäubten auf jene Felsplatte geworfen, wo ihn der Sturm vergessen zu haben schien.

Nicht dreißig Jahre ist es her, daß eine andere Höhle in der Falaise le trou à Romain Bizon heißt, und seine Geschichte hat. Romain Bizon war ein rüstiger Fischer, der mit dem keckſten Muthe den Gefahren des Meeres trotzte. Die nie rastende Ehrgierde Napoleons aber verlangte, daß der Schiffer anderswo seinen Muth bewähren sollte, und Romain wurde zum Militairdienste ausersehen. Er sollte seine Barke, das Meer, eine Geliebte und eine alte Mutter verlassen. Das war zu viel für

ihn. Am Tage, wo seine Gefährten, die, wie ihn, das eiserne Loos getroffen hatte, auswanderten, fehlte nur er beim Abruf; und Niemand wußte, wohin er gekommen war. Er hatte aus einem Felsrisse, eine halbe Stunde von Etretat, seine Wohnung gemacht. Oben auf der höchsten Spitze der Falaise hatte er ein Seil befestigt, und war an demselben bis in jene Höhle hinabgestiegen. In dieser brachte er dann ein zweites Seil an, und stieg von hier wieder auf die Falaise, um das erste abzunehmen. An dem von seiner Höhle bis auf den Strand reichenden Tau stieg er von nun an jede Nacht hinab, ging seinem Geschäfte, dem Fange der Schalthiere in den Klippen, nach, und ernährte durch denselben seine Mutter, die ihm, von seiner Geliebten begleitet, Brod und Fleisch und woran er sonst Noth hatte, zutrug.

So lebte er in seiner Höhle ruhig bis zum Winter. Die Kälte zwang ihn, in der Nacht Feuer zu machen, und das Feuer verrieth bald den Fischern, die es auf der weiten See sahen, daß hier irgend ein Mensch lebe. Während der Kaiserzeit waren die Gespenster sehr furchtsam, ein halbes Jahrhundert früher würde jeder sich gekreuzigt haben und schweigend vorübergefahren sein. Jetzt aber frugen die Fischer: wer mag da hausen? und bald erzählte man sich im Geheimen, daß Romain Bizon es sei, der in jener Höhle lebe. Der Eine theilte seine

Vermuthung dem Andern mit, und bald kam die wunderbare Geschichte auch der Obrigkeit zu Ohren. Diese versuchte zuerst die List, um den Flüchtling aus seinem Verstecke herauszulocken, und schickte ihre Diener als Fischer verkleidet aus, um ihn in der Nacht aufzufordern, herabzukommen. Aber Romain hatte mit den Seinigen feste Zeichen verabredet, und keine Seele regte sich oben, wenn ihn die Gensdarmen anriefen. Da beschloß endlich die Obrigkeit, ihn mit Gewalt oder durch Angst aus seinem Schlupfwinkel hinauszutreiben. Eines Morgens versammelte bei der Ebbe der damalige Maire von Etretat die ganze Gensdarmerie und die Uferkanoniere der Umgegend, und zog mit ihnen aus, Romain Bizon zu fangen. Unter seinem Verstecke angekommen, rief ihm der Maire im Namen des Gesetzes zu, herabzusteigen, wenn er nicht wolle, daß er seine Gensdarmen hinaufschicken, oder ihn todtschießen lassen solle. Nur das Echo der Felsen antwortete ihm. Mit dem Hinaufsteigen war es eine eigne Sache.

Die schroffe thurmhohe Felswand war der einzige Weg, und die tapfere Gensdarmerie hatte zufällig keine Flügel. Da gebot der Magistrat, die Festung zu beschießen, und die ganze bewaffnete Macht begann ein Pelotonfeuer, nach dem Felsenrisse gerichtet. Eine gute Weile dauerte das Schießen, und Alles blieb ruhig, so daß man

noch immer zweifeln konnte, ob die tapfern Helden nicht wie einst Held Don Quixot mit Windmühlen kämpften. Endlich aber schien Romain die Geduld zu verlieren. Mit furchtbarer Stimme rief er aus seinem Verstecke hervor: He! s'il le faut! je veux bien! und dann hallten Axtschläge in dem Felsen wieder, und eine Minute später flog ein gewaltiger Felsblock aus der Höhle hervor, der die ganze bewaffnete Macht, und die Masse der Zuschauer, denn das Schießen hatte die Mehrzahl der Bewohner von Etretat hierhergezogen, wie eine vom Winde getriebene Staubwolke auseinander und theilweise in das Meer hineinjagte. Der würdige Magistrat fiel, so lang er war, hin, und wäre beinahe jämmerlich ertrunken. Und Stein um Stein schleuderte jetzt der Belagerte aus seinem sichern Hinterhalte heraus, daß es keiner der noch so tapferen Kämpen des großen Kaisers wagte, sich in Wurfweite dem festen Schlosse des Fischers zu nahen. So kam die Fluth heran, und zwang dann das kaiserliche Heer an den Rückzug zu denken. Am andern Tage fand man das Tau, an dem Romain Bizon aus seiner Felsenwohnung hinab und in dieselbe hinaufstieg, vom Winde getrieben hin und herfliegen, und konnte dann in seine Höhle hineinsteigen. Er war verschwunden.

In acht Jahren kann gar viel geschehen. Der Kaiser wurde gestürzt, die Bourbonen kamen zurück, und

Friede herrschte in Frankreich. Da kam eines Abends ein Wanderer in Etretat an, und klopfte an die Thüre eines kleinen Häuschens. Als diese geöffnet wurde, frug Romain Bizon, denn er war's, nach der mère Bizon, und die ihm unbekannte Frau, die die Thüre geöffnet hatte, sagte kalt: „O! la mère Bizon, die ist seit drei Jahren todt." — Seine Geliebte fand er wieder, sie war die Frau eines Andern und Mutter von zwei frischen Knaben und einem Mädchen. Es wäre oft ein Glück, wenn das Herz weicher als der Kopf, und jenes eher bräche als dieser. Ein paar Wochen später spielte das Meer mit einer zerschmetterten Leiche. Romain Bizon hatte sich von der Falaise herabgestürzt. —

— Die Mehrzahl dieser Volkssagen verdanke ich einem geistreichen, jungen Manne, dem Abbe Kochet, Vicar der St. François-Kirche in Havre, der überdies das Verdienst hat, in seiner Heimath durch Nachgrabungen herausgestellt zu haben, daß einst an der Stelle, wo jetzt das ärmliche Fischerdörfchen Etretat liegt, eine nicht unbedeutende römische Niederlassung gewesen sein muß. Spuren von Bädern und Wasserleitungen sprechen wenigstens laut dafür. Reste von alten Mauerwerken, vom Meerkies verschüttet, bezeugen dann, daß hier auch einst größere Wasserbauten und feste Dämme waren. Endlich fand man bei den Nachgrabungen auf der äußersten

Spitze der Falaise, rechts von Etretat, ebenfalls die Fundamente von Befestigungen, wohl eines mittelalterlichen Schlosses. Vielleicht erklärte sich daher der Name Chambre des demoiselles geschichtlich.

Einzelne von den mitgetheilten Notizen verdanke ich dem Maire von Etretat. Ich hatte den Roman Alphons Carr's, le chemin le plus court, der in Etretat spielt, gelesen, und entsann mich ziemlich genau der lächerlichen Figur, die er uns als Maire von Etretat vorführt. Ich war daher nicht wenig verwundert, als ich in demselben einen rüstigen Mann, der mit Würde seinem Amte vorsteht, und so viel guten Willen als gesunden Menschenverstand hat, kennen lernte. Es ist immer schnöde, einen Ehrenmann ohne alle Ursache, oder wohl eher aus den frivolsten Gründen, dem Gelächter der Welt Preis zu geben; aber es ist dies um so schnöder, wenn man es in einer Art thut, die keine Vertheidigung zuläßt. Der ehrliche Ackerbauer würde, wenn er sich mit gleichen Waffen dem Verfasser des Chemin le plus court gegenübergestellt hätte, seinem Gegner nur die Gelegenheit eines leichten Sieges, und dem Buche desselben ein Interesse mehr gegeben haben. Daß aber der Bauer dies einsah, die Angriffe seines Gegners verachtete und schwieg, beweist, daß er sicher edlern Herzens ist, als der, der ihn hinterrücks angriff, weil ihm der Hr. Maire, der Himmel weiß, wie

und wo, einmal aus Versehen auf den Fuß getreten hatte. — Doch genug hiervon. Wie man nur in so schöner Natur, Haß im Herzen tragend, eine Stunde aushalten kann! —

Es that mir leid, als ich mich nach ein paar Tagen von all diesen schönen, großartigen und erhabenen Schauspielen losreißen mußte. Aber ich hatte versprochen, der Hochzeit eines meiner Freunde in Havre beizuwohnen. Erst am Tage, wo diese stattfand, konnte ich mich entschließen, Etretat zu verlassen. Frühmorgens frug ich meinen Wirth, der mir oft davon erzählt, daß er den Artisten, die bei ihm wohnen, sein Cabriolet und seine Pferde mitunter geliehen, ob ich jenes für heute haben könne? Das Cabriolet stand zu meinen Diensten, aber die Pferde waren en roulage in Paris. In ganz Etretat war kein solches aufzutreiben, und wenn ich mein Versprechen halten wollte, so mußte ich zu Fuße gehen. Ich entschloß mich kurz, und gestehe, daß es mich nicht gereut; denn die Gegend bis Montivilliers lohnt der Mühe, die vier Stunden zu Fuße zu gehen. In Montivilliers setzte ich mich in einen Omnibus und fuhr nach Havre. Der Bräutigam hatte mir einen Brief nach Dieppe nachgeschickt, worin er mir ankündigte, daß seine Hochzeit zwei Tage früher stattfinden werde, und ich kam zu spät. Die Reise hatte mit einem verfehlten Balle be-

gonnen, und sollte mit einer fehlgeschlagenen Hochzeit endigen. Ich dankte meinem Schöpfer, daß mich der Brief nicht mehr getroffen, sonst hätte ich zwei Tage von meiner Reise abschneiden müssen, was ein noch größeres Unglück gewesen wäre. Ein deutsches Glück, das um so werthvoller war, als ich ruhig im Bette die Hochzeit und die Fußreise verschlafen konnte.

